



Prose Fiction

Sophie

1894

Margarete und Ludwig

Frieda Freiin von Bülow

Follow this and additional works at: <https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction>



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Bülow, Frieda Freiin von, "Margarete und Ludwig" (1894). *Prose Fiction*. 434.
<https://scholarsarchive.byu.edu/sophiefiction/434>

This Article is brought to you for free and open access by the Sophie at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Fiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die Waise und sein Oheim. Von
Louis Souffren.
Das Kind der Berg. Von Charles
Reade. Aus dem Englischen.
Baccarat. Von Hector Malot. Aus
dem Französischen. 2 Bände.
Mein Freund Jim. Von W. L.
Harris. Aus dem Englischen.

Vierter Jahrgang.

Eine neue Judith. Von S. Rider
Baggard. Aus d. Englischen. 2 Bde.
Schwarz und Rotig. Von Georges
Ohnet. Aus dem Französischen.
Das Tagebuch einer Frau. Von
Octave Feuillet. Aus dem Französi-
sche. Jahre des Garen. Von Ernst Re-
min. 2 Bände.
Eine Kameraden. Von J. Lafon-
taine. Aus dem Französischen.
Die Töchter des Commandeurs.
Von Jonas Lie. Aus dem Norweg.
Jita. Von Hector Malot. Aus dem
Französischen. 2 Bände.
Die Gesellschaft Kenias. Von Henry
Greville. Aus dem Französischen.
Kinder des Elbens. Von Rich. Voss.

Fünfter Jahrgang.

Robert Leichfuß. Von Hans Soy-
sen. 2 Bände.
Der Insterliche. Von Alphonse
Daudet. Aus dem Französischen.
Edm. Dorotheas Gäste. Von Ouida.
Aus dem Englischen.
Marchesa d'Arceello. Von Memini.
Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Was der heilige Joseph vermag.
Aus dem Französischen.
Messa. — Keine Illusionen. Von
Claire von Glümer.
Wie in einem Spiegel. Von S. C.
Phillips. Aus d. Englischen. 2 Bände.
Sanne. Von Alexander Kielland.
Aus dem Norwegischen.
Jean Mornas. Von Jules Claretie.
Aus dem Französischen.
Auf der Fahrt. Von S. S. Wood.
Aus dem Englischen. 2 Bände.

Sechster Jahrgang.

Die tolle Komiker. Von Ernst v.
Wolzogen. 2 Bände.
Eine Sirene. Von Leon de Tinseau.
Aus dem Französischen.
Jack und seine drei Plammen. Von
S. C. Phillips. Aus dem Englischen.
Dr. Barnes von New-York. Von
H. C. Günther. Aus d. Engl. 2 Bde.
Gertruds Geheimnis. Von André
Theuriet. Aus dem Französischen.

Nanna. Von S. S. Wood.
Aus dem Englischen.
Das beste Teil. Von Leon de Tin-
seau. Aus dem Französischen.
Sehend oder tot. Von Hugh Con-
way. Aus dem Englischen. 2 Bände.
Die Familie Monach. Von Robert
de Bonnières. Aus dem Französi-
schen.

Dantele Cortis. Von M. Fogazzaro.
Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Die Berg-Heure. Von E. A. Sarjeon.
Aus dem Englischen.
Sie will. Von Georges Ohnet. Aus
dem Französischen. 2 Bände.
Die Kinder der Excellenz. Von Ernst
v. Wolzogen.
Um den Glanz des Ruhmes. Von
Salvatore Sarina. Aus dem Ital.
Der Nabob. Von Alphonse Daudet.
Aus dem Französischen. 3 Bände.
Der Heine Lord. Von S. S. Sur-
nett. Aus dem Englischen.
Der Bräutigam Frodeville. Von An-
dres Theuriet. Aus d. Französischen.
Stella. Von Miss M. E. Braddon.
Aus dem Englischen. 2 Bände.

Satisfaction. — Das zersprungene
Glück. — La Speranza. Von Ale-
xander Baron von Roberts.
Die Scheinheilige. Von Karoline
Graviere. Aus dem Französischen.
Doktor Rameau. Von Georges
Ohnet. Aus dem Französi. 2 Bände.
Frau Regine. Von Emil Deschau.
Zwei Brüder. Von Guy de Mau-
passant. Aus dem Französischen.
Mein Sohn. Von Salvatore Sarina.
Aus dem Italienischen. 2 Bände.
Dostas Tochter. Von Henry Gré-
ville. Aus dem Französischen.
Der Lotse und sein Weib. Von
Jonas Lie. Aus dem Norwegischen.
Nanna Roumestan. Von Alphonse
Daudet. Aus dem Französischen.
2 Bände.

Wunderbare Gaben und andere Ge-
schichten. Von Hugh Conway. Aus
dem Englischen.
Letzte Liebe. Von Georges Ohnet.
Aus dem Französischen. 2 Bände.
Die Sabinerin. Felice Veste. —
Die Mutter der Catonen. Von
Richard Voss.
Mia. Von Memini. Aus dem Ita-
lienischen.
Fortsetzung siehe am Schluß dieses Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
Besten Jahrgang. Band 13.

Margarete und Ludwig.

Roman in zwei Bänden

von

Frieda Frein von Bülow.

Erster Band.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1894.

KD20213

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRAR

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Wie in grauer Vorzeit über den Tantaliden, so scheint jetzt noch über einzelnen edlen Geschlechtern ein unglückseliges Verhängnis zu walten. Die Sage weiß von weitreichendem Fluch, von Schuld und Sühne zu erzählen; glaubwürdige Chronisten berichten, wie das Unheil von Geschlecht auf Geschlecht vererbt worden, eine unheimlich geheimnisvolle Macht, deren Walten man wahrnimmt, ohne sie zu begreifen.

Leute, die alles erklären müssen, führen ein derartig unleugbares erbliches Mißgeschick auf sich fortpflanzende, verhängnisvolle Charaktereigentümlichkeiten zurück. Sie sprechen von dem Unglück der Dtridas, wie sie von den langen Nasen der Rübschütze, den Ehescheidungen der Hardtfelds oder dem weißblonden Haar der Uhlefelds sprechen.

Die Dtridas auf Bjelsdorff waren sehr begabte Menschen, aber man erinnerte sich nicht, daß jemals einer von ihnen ein glückliches Familienleben geführt hätte. Bjelsdorff, das schlesische Stammgut der Dtridas, war ein herrliches Besitztum. Das am Hügelhang gerade über dem Flüsschen gelegene alte Schloß bildete einen Wallfahrtspunkt für Landschafts- und Architekturmaler. Es war der Schmuck der Gegend, zugleich romantisch und lieblich, und doch rief es in keinem der vorübereilenden Nachbarn frohe Bilder wach. Nur einmal — kurze zwei Jahre hindurch — war es anders gewesen; aber das hatte man nicht recht mit dem Begriff von Bjelsdorff vereinigen können, und niemand war eigent-

lich erstaunt gewesen, als die Freude rasch ein unerwartetes Ende nahm.

Des Großvaters des jetzigen Majorats Herrn konnten sich die alten Leute noch ganz wohl erinnern. Er hatte ein schönes Hoffräulein geheiratet, die er in Bjelsdorff eingesperrt hielt und wie ein Drache behütete, denn seine Eifersucht, so erzählte man, war so groß, wie ihre Schönheit. Da geschah es, daß der Graf einen Jagdgenossen beim Treibjagen anschoß und auf seiner Burg gesund pflegte. Sechs Wochen hauste der Fremde in Bjelsdorff, dann reißte er plötzlich ab. Man sprach von einem Duell, von heftigen Scenen zwischen Graf und Gräfin; wenige Tage später starb die schöne Frau, ohne krank gewesen zu sein. Sie hatte Gift genommen.

Der einzige Sohn des Grafen war noch ein Kind.

Von dieser Zeit an zog sich der Graf von allem Verkehr zurück und ergab sich der Geistesseherei. Er trieb Alchimie und Astrologie, las alles, was je über Zauberei geschrieben worden, wandelte in den Pfaden Swedenborgs und ließ seinen Jungen aufwachsen wie die wilden Blumen im Walde.

Der junge phantastische Egon jagte und ritt und träumte. Er lernte beim Dorfschulmeister lesen, schreiben und rechnen, und beim Kantor des nahen Kirchdorfes Peteritz das Orgelspiel, wofür er ungewöhnliche Anlagen zeigte; das war seine Schulbildung. Aber an den langen Winterabenden hoßte Egon in der Schloßbücherei und las, bis er fieberte.

Als er auf diese Weise achtzehn Jahre alt geworden war, verkündigte er seinem Vater, vor dem er in fast abergläubischer Furcht lebte, er wolle nun einmal ins Leben hinaus, in die Welt, die er nur aus Büchern kannte.

Davon wollte der Vater nichts hören. „Schlag dich mit dem Schurken- und Komödiantenpack herum, wenn ich erst draußen in der Gruft liege,“ sagte er, „ich biete dir

dazu keinen Finger. Könnte unsere Erde nicht ein Paradies sein? Aber der Mensch macht sie zur Hölle.“

Von da an sann Graf Egon nur darauf, sich selbst zu helfen, und die Gelegenheit bot sich bald.

Eine fahrende Zigeunerktruppe kam ins Dorf, eine Gaukler- und Kunstreitergesellschaft. Unter ihnen befand sich ein junges, bildschönes Mädchen, ganz Temperament und Feuer vom lockigen Scheitel bis zur Spitze des kleinen Fußes, voll von kleinen Teufeleien, sprühend von Uebermut und Genußsucht. Diese Maruscha bestrickte den phantastischen jungen Einsiedler Egon völlig; bei Nacht und Nebel verließ er seiner Väter Schloß und zog mit den Zigeunern davon.

Der Zauberer sagte gar nichts; aber er wurde immer unzugänglicher und sein Haar und Bart immer länger und grauer.

Wenn der Erbe verschollen blieb oder kinderlos starb, so fiel das Majorat an einen Neffen des Zauberers, der als Rittmeister mit Frau und Kindern in einem schlesischen Garnisonstädtchen stand und dem es sehr schwer fiel, mit seinem und seiner Frau geringen Vermögen standesgemäß zu leben. Sie hatten einander nach langer Wartezeit aus Liebe geheiratet, sobald es dem Rittmeister erlaubt war, und der Himmel hatte ihnen rasch nacheinander, als gälte es, Versäumtes nachzuholen, drei allerliebste Töchterchen geschenkt. Aber der Gedanke an die Zukunft der armen Komteßchen erpreßte den glücklichen Eltern manchen Seufzer. Das Verschwinden des jugendlichen Majoratserben von Bjelsdorff erregte bei diesen Verwandten begreiflicherweise einige Aufregung. Den Töchterchen war vor kurzem ein Stammhalter nachgefolgt — sollte der kleine blonde Burtsche mit seinen prächtigen blauen Augen vielleicht noch Erbe von Bjelsdorff werden? Und die fortwährenden nergelnden kleinen Sorgen, die ein großes Glück schließlich unterwaschen können, wie die Tropfen den Felsstein, sollten ein Ende

haben? — Man mußte sich Zwang anthun, um nicht den andern Schlimmes zu wünschen.

Indessen ging ein Jahr nach dem andern dahin. Eines Tages starb der Zauberer auf Bjelsdorff, einsam, wie er gelebt hatte. Es wurden Aufrufe in allen Zeitungen an den verschollenen Majoratserben erlassen. Fast schien es, als sollten sie erfolglos bleiben. Da eines Tages kam Graf Egon per Mietswagen in Bjelsdorff an.

Die Leute hatten Mühe, ihn wieder zu erkennen. Achtzehnjährig, fast noch ein Knabe und schön wie Adonis, war er fortgelaufen. Jetzt kehrte er als bärtiger, sonnenverbrannter und bleich aussehender Mann zurück; den Bjelsdorffern blieb der Willkommenruß in der Kehle stecken.

Er war sechsundzwanzig Jahre alt und sah aus, wie ebenso hoch in den Dreißigen. Dafür war er auf dem Meere gewesen und in fernen, tropischen Landen und hatte sich durch seiner Hände Arbeit — zuletzt als Organist und Musiklehrer in Kalkutta — erhalten. Die äußerste Not hatte ihn nicht dazu bewegen können, reuig zum Vater zurückzukehren. Nun hatte ihn der deutsche Konsul in Kalkutta von dem Ableben des Zauberers benachrichtigt, und Egon verwandelte sich aus dem armen Musiklehrer in einen reichen Majoratsherrn.

Handwerker waren in den Räumen des alten Bjelsdorffer Schlosses thätig; in der Provinz beriet man eifrig, welches der zu vergebenden Edelräulein wohl als Herrin dort einzuziehen werde.

Da ließ sich eines Tages ein eingemummeltes junges Frauenzimmer in Bjelsdorff blicken und lauerte dem Grafen schon im Park auf. Man hörte heftige Worte, Flehen auf ihrer, Drohen auf seiner Seite. Dann befahl der Graf einen Wagen und ließ die Person nach der beinahe zwei Stunden entfernten Bahnstation fahren.

Einige Tage nach diesem Vorfall fand man den Grafen im Walde erschossen. Der Verdacht des Mordes fiel auf

Wilddiebe; aber die Nachforschungen blieben ohne Ergebnis. Den Besuch jenes Frauenzimmers mit dem Mord in irgend welche Verbindung zu bringen, fiel den Bjelsdorffern nicht ein, und weiter hinaus war nichts davon bekannt geworden.

Nun belebte sich das düstere Schloß seit langer Zeit zum erstenmal mit jungen, fröhlichen Gestalten, Lachen und frischen Stimmen. Aus den engen, kleinstädtischen Verhältnissen der Garnison herausgerissen, fühlte sich die Familie des Rittmeisters Grafen Gerald Drida in ein Paradies versetzt, und sie genoß das freie Herrenleben auf Bjelsdorff in vollen Zügen.

Fast zwei Jahre waren seit dem Tode des unglücklichen Egon Drida verstrichen, da ereignete sich etwas gänzlich Unerwartetes.

Bei den Gerichten meldete sich die Witwe des verstorbenen Grafen Egon und beanspruchte das Majorat Bjelsdorff für ihren sechsjährigen Sohn Heinrich. Sie brachte Zeugen und Papiere mit, die ihre legitime Ehe mit dem Grafen feststellten. Der junge Egon, so erzählte die Zigeunerin, hatte sie geliebt und geheiratet, dann aber verlassen. Sie habe jahrelang nichts von dem Treulosen gehört, bis zu seiner Reklamation durch die Zeitungen. Dann sei sie mit blutenden Füßen und hungern bis nach Bjelsdorff gewandert, um auf ihrem guten Recht zu bestehen. Ihr Gatte aber habe ihr das Herz gebrochen, indem er sie mit einer elenden Geldsumme habe abfinden wollen. Die Bücher des Dridaschen Bankiers ergaben, daß thatsächlich zu jener Zeit von Graf Egon eine bedeutende Geldsumme erhoben worden, über deren Verwendung nichts bekannt geworden war.

Man machte die offenbar dramatisch veranlagte Klägerin darauf aufmerksam, daß sie jenes Geld als Salbe für die Herzenswunde angenommen zu haben scheine.

Sie leugnete es nicht. „Ich war machtlos ohne Be-
weise damals,“ sagte sie, „hätte ich mein armes Kind hungern

lassen sollen? Was er mir gab, war kein Almosen, sondern ein kleiner Teil einer viel größeren Schuld. Es war mein Recht.“

Man führte das Kind vor. Die Ähnlichkeit des auffallend hübschen Knaben mit Egon Dtrida, dessen sich viele gut erinnerten, war trotz des vorhandenen Zigeunertypus gar nicht zu verkennen. Der schwermütig fragende Blick des Kindes stahl sich in die Herzen selbst der Nüchternsten. Es lag keine Ursache vor, an den Zeugenaussagen und den Legitimationspapieren zu zweifeln. Der verstorbene Graf hatte die Fessel einer in jugendlicher Thorheit geschlossenen ungleichen Ehe abzuschütteln gesucht; vor dem Recht bestand sie aber. Gerald Dtrida mußte das Majorat dem legitimen Sohn Egons überlassen.

Man fragte die Gräfin Egon, warum sie so lange gezögert habe, ihre und ihres Sohnes Rechte geltend zu machen.

Sie erzählte, daß sie anfangs in ihrer Verzweiflung gar nicht daran gedacht habe. Die Nachricht vom Tode ihres Gatten habe sie furchtbar erschüttert, sie sei der irrigen Meinung gewesen, daß mit ihm jede Hoffnung auf Anerkennung ihrer und ihres Sohnes begraben worden sei. Später habe sie erst ruhig über ihre Lage nachgedacht und andre zu Rate gezogen. Das Herbeischaffen der nötigen Beweise habe Mühe und Zeit gekostet. Bei diesen langwierigen Bemühungen sei es ihr aber gelungen, festzustellen, was sie immer geahnt, daß sie nämlich als Kind von den Zigeunern gestohlen worden, und höchst wahrscheinlich eine Komteß Radolinska sei.

Auch für diese romantisch klingende Behauptung erbrachte die Gräfin Egon Dtrida Beweise. Eine junge Tochter jenes vornehmen Hauses war thatsächlich verschwunden und trotz aller Nachforschungen nicht wiedergefunden worden. Die Eltern der Vermißten lebten nicht mehr; andre Verwandte bezeugten aber, daß das mutmaßliche Alter

der Gräfin — sie selbst wußte nichts Genaueres darüber — stimmen könne. Man erinnerte sich, daß das einst so eifrig gesuchte Kind ein pfenniggroßes weißes Mal in der Mitte des linken Handtellers gehabt hatte. Große Spannung erregte es, als die Gräfin den Handschuh abzog und dem Untersuchungsrichter die Hand unter die Augen hielt: Das Mal war deutlich zu sehen.

Wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel schlug diese Entscheidung in das Familienglück auf Bjelsdorff. Der einzige Sohn des Hauses, der blonde, zartherrige Walter, in dem die Umgebung den Majoratserben verhäßelt hatte, war eben dreizehn Jahre alt geworden, die Töchter waren erwachsen und sollten zum erstenmal in die Welt geführt werden. Dazu hatte Graf Gerald bei Uebernahme des Majorats den Armeedienst quittiert.

Was thun?

Kurz entschlossen machte der Graf sein kleines Vermögen flüchtig und siedelte mit seiner ganzen Familie nach dem Westen Amerikas über, wo er Farmer wurde.

Seinen alten Namen und den Grafentitel ließ er fallen und nannte sich einfach Herr Gerald. Es war ihm gelungen, das Anwesen eines verunglückten Kolonisten zu kaufen, auf dem er wenigstens ein primitives Wohnhaus vorfand. In diesem richtete er sich mit den Seinen ein, so gut es ging. Neben der anstrengenden Feldarbeit unterrichtete er seinen Jungen in Latein, Geschichte und Mathematik, während die Mutter sich bemühte, ihn im Studium des Französischen zu fördern. Walter wurde das Schmerzenskind der Eltern, denn statt, wie seine Schwestern, an der Neuheit des amerikanischen Farmerlebens Vergnügen zu finden, quälte ihn eine verzehrende Sehnsucht nach der deutschen Heimat, besonders nach dem Paradies seiner Erinnerungen: Bjelsdorff. Er klagte nicht, aber die Mutter

hörte ihn nachts schluchzen und im Traume reden. Ihr brach der hilflose Kummer ihres heimwehkranken Kindes fast das Herz; aber der Vater sagte: „Sei kein Kopfhänger, Walter, sondern arbeite! Arbeite mit den Händen und mit den Gedanken. Verliere keine Zeit mit Träumereien, sondern sieh in der Zeit dein Kapital. Dann kannst du so viel erwerben, um einst als wohlhabender Mann in die Heimat zurückzukehren.“

Mit den Töchtern, für die die Eltern bei der Ueber siedelung in weltferne Gegenden am meisten in Sorge gewesen waren, ging es besser; die munteren Mädchen fanden es ganz unterhaltend, einmal Bauersleute zu spielen, und wetteiferten förmlich im Arbeiten. Die eine übernahm Hühnerhof und Milchwirtschaft, die zweite Küche und Keller, die dritte den Gemüsegarten und das Wäscheparlament. Die Selbstständigkeit, die man ihnen ließ, machte sie stolz, und sie kamen sich ungeheuer wichtig vor. Kleines Mißgeschick brachte sie keineswegs aus der Fassung, sondern sie nahmen es mit Humor.

Sehr bald fanden sich die heiraltslustigen jungen Leute der Umgegend ein, um den Fräulein Gerals ihre Huldigungen darzubringen. Man veranstaltete Picknicks und arrangierte ländliche Tanzvergnügungen, man traf einander im nächstgelegenen Städtchen beim Einkäufesorgen oder in der Kirche, man fuhr die jungen Damen galant nach Hause u. s. w. Dieser ungezwungene, kameradschaftliche Verkehr brachte ein Leben ins Haus, wie es so ursprünglich frisch und anregend weder eine Breslauer noch eine Berliner Saison den Grafentöchtern hätte bieten können. Sie waren denn auch durchaus zufrieden. Scherzend verglichen sie sich mit den drei Schwestern aus dem Musäus'schen Volksmärchen, nannten sich, nach jenen, Emma, Adelheid und Bertha, und ihren blondlockigen Bruder Reinhold das Wunderkind. Nun mußten natürlich die drei vermünschten Prinzen kommen, um sie, mit Zurücklassung von Gold, Perlen und Edelsteinen, heimzuführen.

Diese ließen nicht auf sich warten. Der erste fand sich in Gestalt eines vollblutamerikanischen Eisenbahntechnikers, der zweite trat als Geistlicher auf, und der dritte war ein begüterter Mexikaner mit einem langen, stolzen spanischen Namen und Stammbaum, der bis zur Erschaffung der Welt reichte.

Ehe noch das erste Jahr verstrichen, waren die drei lustigen Grafentöchter mit ihren Männern davongezogen.

Als die Gräfin sich nun der Sorge um die Zukunft der Mädchen enthoben sah, war es mit ihrer Spannkraft plötzlich zu Ende. Sie legte sich hin und stand nicht wieder auf. Die nächstwohnende der Töchter, die Frau des Geistlichen, eilte zur Pflege herbei. Einige Wochen später legten sie die Gräfin in die Erde.

Walter hatte seine Mutter schwärmerisch geliebt, wie sie auch ihn. Er war ein stiller, tiefer Charakter, ein echter Germane, von großer Zartheit und Innigkeit des Gemüths, langsam im Entschließen, schwerfällig im Erfassen von neuen Ideen, aber ehrenfest und zuverlässig bis zum äußersten. So schwer es ihm wurde, einen Entschluß zu fassen, so zähe hielt er an dem, was er sich wirklich vorgenommen, fest.

Er hatte der Mutter auf dem Sterbebett versprochen, nach Deutschland zurückzukehren, wenn Gott ihn am Leben erhielt. Was vorher nur sein Herzenswunsch gewesen, wurde ihm jetzt zur heiligsten Pflicht. Die Rückkehr in die Heimat war das Ziel, das er nicht mehr aus den Augen ließ.

Nun galt es, dem Vater zu folgen, zu arbeiten mit Kopf und Händen, bis er Unabhängigkeit errungen. Er hatte die Blicke unverrücklich auf dies Ideal gerichtet: sein Wille erstarrte und seine Thätigkeit wuchs. Auch körperlich entwickelte er sich kräftiger, als es vielleicht auf einem deutschen Gymnasium der Fall gewesen wäre. Weder Brille noch Lorgnette überglaste seine offen blickenden blauen

Augen; weder Narben im Gesicht, noch Bieraufgeschwemmtheit wiesen auf die Heldenthaten des Universitätslebens hin. Dagegen schützte ihn eine angeborene persönliche Würde und Gehaltenheit vor dem hurschitofen, allzu nachlässigen Wesen der gewöhnlichen Deutschamerikaner.

Als er achtzehn Jahre alt geworden, schickte ihn sein Vater nach Philadelphia, damit er nach den praktischen auch theoretische Studien treibe. Von dort, mit nationalökonomischer Weisheit beladen, zurückgekehrt, nahm er die Bewirtung des sich rasch vergrößernden Anwesens mehr und mehr auf sich selbst und machte seine Sache so gut, daß Graf Gerald trotz des abschreckenden Beispiels König Sears nicht mehr zögerte, ihm das Gut ganz zu überlassen und den wiederholten dringenden Einladungen seiner Töchter, die ihm einen behaglichen Lebensabend zu schaffen wünschten, Folge zu leisten.

Walters echt deutsche Neigung zum Grübeln und Operieren mit Begriffen hatte auf der handelswissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Schule in Philadelphia Nahrung gefunden. Er wagte sich an Versuche, und sie gelangen. Dies wurde ohne sein Zutun mit amerikanischem Tam-Tam bekannt gemacht und trug dem erfinderischen jungen Manne viel Geld und viele Besucher ein.

Unter den Besuchern befand sich der Nabob der Umgegend, ein Silberminenbesitzer Namens Ashrott. James Ashrott war Witwer und Vater einer Tochter, die er auf allen seinen Ritten und Fahrten mit sich nahm und der er nichts abschlug. Sie begleitete ihn auch, als er den jungen Gerald besuchte. Lucia Ashrott war die reichste Erbin weit und breit, und sie wußte es. Als Walter Gerald (so hieß er jetzt) sie kennen lernte, war sie ein hochaufgeschossenes, mageres Mädchen von sechzehn Jahren, mit scharfen Zügen, großen, kalten, grauen Augen, großer Nase, ziemlich großem Mund, vorstehenden Backenknochen und großen, unter der kurzen Oberlippe sichtbaren Vorderzähnen. Sie war gar

nicht hübsch; aber man fand sie noch weniger häßlich. In ihrem Blick und ihrer Haltung lag etwas Herrisches, Wildes, was an ein ungebändigtes junges Rassepferd erinnerte. Ihre Bewegungen waren rasch und kraftvoll.

Sie kam, wie ihr Vater, zu Pferde und blickte, während die Herren miteinander sprachen, gelangweilt über den jungen Deutschen weg.

Walter lud die Herrschaften höflich ein, abzufegen und ins Haus zu kommen, aber Miß Lucia raunte ihrem Vater ein entschiedenes „Nein“ zu. Das alte Farmhaus, in dem Walter Gerald noch immer wohnte, lockte sie nicht.

Das nächstemal erschien Ashrott ohne seine Tochter, blieb lange, war ungemein verdrießlich und lud Gerald ein, ihn auf seinem prachtvollen Landsitz zu besuchen.

Walter, der ein höflicher junger Mann war, machte den Besuch und wurde zum Diner eingeladen. Auch da erschien er, obwohl er sich Frack, hohen Hut, Lackstiefel u. s. w. erst kaufen mußte. Die Höflichkeit trieb ihn jetzt freilich nicht so sehr, als die ruhige Erwägung, daß die guten Beziehungen mit dem allmächtigen Ashrott von Wert für ihn seien.

Der Nabob fand großes Wohlgefallen an dem Deutschen, und seine Besuche in Daldale mehrten sich. Das junge Mädchen sah er gewöhnlich nur bei den Mahlzeiten, und sie nahm wenig Notiz von ihm.

Er dagegen, der fast gar nicht mit Damen in Berührung kam, begann sehr bald Interesse für sie zu empfinden und sie zu beobachten. Er sah mit gelindem Schrecken, wie maßlos der Vater sie verzog, wель weder Trost oft in ihren Worten lag, ein wie unbändiger Eigenwille sich in ihrem ganzen Wesen ausprägte.

„Und dies ungezügelte Wesen wird einst über viele Millionen zu verfügen haben,“ dachte er, „und damit das Wohl und Wehe von so vielen Menschen in die Hand bekommen! Warum erzieht man diese Erbinnen nicht so

jorgsam zur Selbstdisziplin, wie daheim die Prinzen und Prinzessinnen!"

Einmal gab er ihr auf eine übermütige, an Unart streifende Bemerkung eine sehr ernste Antwort. Sie wurde dunkelrot vor Ueberraschung und sah ihn starr an, sagte aber gar nichts. Walter glaubte nun für ewig in Ungnade gefallen zu sein, denn es fehlte ihm jede Erfahrung auf diesem Gebiete. Das Gegenteil war natürlich der Fall. Lucia fing an, dem Manne, der es gewagt hatte, ihr in dieser Weise entgegenzutreten, Beachtung zu schenken.

Sie fand, daß er hübsch war und „gentleman-like“.

Als er wiederkam, führte sie ihn in ihre Pferdeställe und zu den Hunden. Dann schlug sie einen gemeinsamen Spazierritt vor. Mit Vergnügen ging er darauf ein. Sie suchte ihn durch verwegene Tollkühnheit zu reizen.

Walter, der ein geübter Reiter war und Furcht kaum dem Namen nach kannte, erschrak nicht wenig über ihre Streiche. Er ließ es sich aber nicht merken, sondern hielt sich ruhig an ihrer Seite. Als sie endlich erschöpft, auf schaumbedecktem Roß und selber glühend, innehielt, fragte er sie, was sie damit bezwecke, sich selbst und das schöne Pferd mutwillig zu ruinieren.

Sie nannte ihn einen Pedanten und fand den tollern Ritt „entzückend“.

„Wenn Sie sich aber Arme und Beine gebrochen haben und steif liegen müssen, wochenlang, monatelang, vielleicht immer, dann werden Sie den kurzen Genuß viel zu teuer erkauft finden.“

Sie hatte das Jockeymützchen abgenommen, die Zügel über den Sattelnopf geschlungen und rieb mit dem Batisttaschentuch auf dem kurzgeschnittenen, nassen Haar herum.

„Ich verderbe jedes Pferd,“ sagte sie in herausforderndem Tone.

„Das müssen Sie verlernen,“ entgegnete er ruhig.

„Warum?“

„Weil es ein böses Zeichen ist. Wie die Pferde, so werden Sie später die Menschen malträtieren und verderben, wenn das Schicksal sie in Ihre Hände gibt.“

„Und warum soll ich das nicht? Wer sich malträtieren läßt, verdient es nicht besser.“

Er senkte den Kopf. Hierauf hatte er nichts zu erwidern. Aber er dachte wieder mit Schrecken an die Nacht, die das Geld in diese grausamen kleinen Hände gab.

Sie setzte die Mütze wieder auf und sah ihn von der Seite an.

„Mr. Gerald,“ sagte sie nach einer Weile in sanftem Ton, „ich bin eigentlich nicht so schlimm. Ich wollte Sie nur ärgerlich machen.“

Er blickte überrascht nach ihr hinüber. „Nicht wollten Sie ärgerlich machen? Warum denn?“

Sie sah mit einem kindlich verschämten Ausdruck vor sich hin.

„Das werde ich Ihnen nicht sagen.“

Nach Hause zurückgekehrt, bat sie ihn, sie recht oft zu einem Ritt abzuholen.

„Wenn ich eine Bedingung stellen darf,“ entgegnete er.

Ihre Nasenflügel zuckten. „Bedingungen? Nein. Ich will bedingungslose Zusagen oder gar keine.“

Da er schwieg, drehte sie ihm den Rücken zu.

Etwa acht Tage später kam sie ganz allein auf seinen Hof geritten.

Walter, der im Kontor über seinen Büchern gesessen, traute seinen Augen kaum und stürzte hinaus.

Er war in einem ziemlich schäbigen Arbeitsanzug.

Sie grüßte mit der Reitgerte. „Ich komme, um Ihre Bedingungen zu hören!“ rief sie ihm entgegen.

„Wegen des gemeinsamen Reitens?“

„Ja.“

„Aber Sie werden wieder ungehalten sein.“

„Nein; das habe ich abgemacht. Neben Sie nur, damit ich weiß, ob ich mich darauf einlassen kann.“

„Sie müssen mir die Führung überlassen und sich meinem Kommando fügen.“

„Immer?“

„So lange wir reiten.“

„Wissen Sie, daß Sie unglaublich anmaßend sind?“

Er bückte den Kopf und schwieg.

Das unerwartete Entgegenkommen der hochmütigen Erbin verwirrte ihn, und das heiße Glücksgefühl, das mit einemmal in ihm aufgewallt war, bedrückte ihn, wie etwas ganz Fremdes bedrückt.

Den hübschen blonden Kopf gesenkt, stand er neben ihrem Rapphengst und klopfte schmeichelnd den Hals des sich prächtig in den Zaum legenden Tieres.

Sie hätte gar zu gern seine Gedanken erraten, aber es war unmöglich.

„Wenn Sie nun etwas Schlimmes von mir verlangten?“ meinte sie überlegend. „Solch ein Versprechen ist doch riskant.“

Er blickte rasch auf. Seine blauen Augen sahen stolz und zornig aus und sehr dunkel.

Sie streckte ihm rasch die Hand entgegen.

„Gut also. Wir wollen es auf Probe versuchen.“

Seitdem ritten sie häufig miteinander. Sie war sanft und fügsam, solange sie mit ihm allein war, und zeigte die Krallen erst wieder in Gesellschaft anderer.

Walter konnte sich nicht verhehlen, daß er Einfluß auf die junge Dame gewonnen hatte, und es erfüllte ihn nicht nur mit heimlichem Entzücken, sondern bestimmte ihn, in ihrem und ihrer Umgebung Interesse die Freundschaft zu pflegen. Um seiner eigenen Ruhe willen wäre es freilich besser gewesen, er hätte sie gemieden, diese Erwägung erschien ihm jedoch selbstsüchtig und kleinlich.

Weihnachten kam.

Walter war zu seinen Schwestern eingeladen worden und zu Ashrotts. Er entschuldigte sich bei den Schwestern und fuhr nach Dabdale.

Als er in die Halle trat, dämmerte es. Der angelsächsische Weihnachtsduft von Putenbraten, Rumpudding und Wintergrün wehte ihm entgegen. Das Kaminfeuer warf rote Streiflichter an die Decke, von deren Mitte, am Kronleuchter befestigt, ein gewaltiges Büschel Mistelzweig herabhing. Unter seinem Laub — er wußte es — war heute abend das Küssen frei.

„Aber was nützt es mir?“ dachte er und hob den Blick, um die seltsamen Blättchen und Beerchen aus der Nähe zu betrachten. Wie unansehnlich sie waren!

Er dachte an den heimatischen Tannenbaum, der jetzt bei den Schwestern im Lichterglanz strahlte. Vater und Schwestern würden ihn heute vermissen.

Plötzlich schlangen sich ein paar schlaffe Mädchenarme um seinen Hals, frische Lippen drückten einen Kuß auf seinen Mund.

Die Schelmin wollte entwischen, aber er hielt sie fest und übte Vergeltung.

„Das ist nicht recht!“ rief Lucia mit stockendem Atem, „lassen Sie mich jetzt frei!“

Er ließ sie los, und sie eilte davon wie ein flüchtiges Wild.

Beim Diner saß er neben ihr.

Sie sah sonderbar aus: zugleich scheu und entschlossen, während ihm der Himmel offen schien. Er fühlte immer noch den warmen, festen Druck ihrer Lippen auf den seinen. Was konnte dieser Kuß anders bedeuten, als ein Geständnis ihrer Liebe? Daß sie hinterher mädchenhaft erschrocken war, gefiel ihm gerade von ihr ganz besonders.

Sie hatte sich zuvor feiner als Tischnachbar versichert; jetzt sprach sie kaum das Nötigste mit ihm. Allein er begriff auch das. War er doch selbst heftig erregt, warum sollte nicht auch sie aus der Fassung gekommen sein?

Nach dem Dessert verschwand sie mit den übrigen Damen; die Herren steckten Cigarren an und tranken starke Weine. Indessen hielt es Walter nicht lange. Sobald es anging, folgte er den Damen in den Salon.

Eine Miß saß am Flügel und sang ein sentimentales Liebeslied. Die Damen im Glanz ihrer kostbaren Toiletten und Diamanten saßen im Halbkreis ums Kaminfeuer und bewegten ihre Fächer.

Wo war Lucia? Ah, dort stand sie allein an dem bis zum Fußboden reichenden Fenster und drückte die Stirn an die kühlen Scheiben.

Er trat an ihre Seite.

„Miß Ashrott!“

„Mr. Gerals!“

„Ich möchte Ihre Gedanken lesen können.“

Sie wandte sich rasch nach ihm um. „Ich will sie Ihnen verraten. Das ist das Einfachste. Ich denke, daß Sie einen Weihnachtscherz zu ernst nehmen.“

Er errötete leicht und schwieg.

„Papa hat mir zu Weihnachten eine Europatour geschenkt,“ fuhr sie fort. „Ich werde gleich nach Neujahr abreisen und mehrere Jahre fortbleiben. Erst geht's nach London, dann nach Paris, dann durch Spanien, Italien, Griechenland und so weiter. Deutschland soll den Schluß machen, denn dort will ich mich verheiraten.“

„Sie wollen sich verheiraten? Mit wem?“ Er war sehr blaß geworden.

„Mit einem Grafen oder Baron. Er muß eine glänzende Uniform tragen mit Schnüren, wie man's auf deutschen Bildern sieht, und muß ein Ahnenschloß besitzen.“

„Wie er selbst ist, ist nebensächlich?“

„Nicht ganz. Er muß auch groß und hübsch sein.“

„Und klug und gut?“

„Das ist nicht notwendig.“

Einen Augenblick durchzuckte ihn der Gedanke, sein

Besitztum vorteilhaft zu verkaufen, in Deutschland das Offiziersregiment zu machen und unter seinem alten gräflichen Namen bei einem Garderegiment einzutreten. Ein Ahnenschloß konnte sie allenfalls kaufen. Aber er schämte sich dieser Anwendung. Hätte sie ihn wirklich lieb gehabt, so wäre sie nicht im Stande gewesen, ihn für äußeren Glanz aufzugeben. Wie war er nur dahin gekommen, ihre kameradschaftliche Liebenswürdigkeit so falsch zu deuten!

„Worüber denken Sie nach?“ fragte Lucia, durch sein Schweigen bedrückt.

Er umging die Antwort. „Sie sagten mir einmal, Sie seien eigentlich gar nicht so schlimm und stellten sich nur so, um mich ärgerlich zu machen. Ich hoffe, dies ist eben wieder der Fall gewesen.“

„Sie irren sich! Was ich Ihnen eben mitteilte, ist mein voller Ernst, mein unabänderlicher Entschluß. Niemand wird mich davon abbringen, auch Sie nicht, Mr. Gerals.“

Ihre Stimme war hart.

„So möge Sie der Himmel bewahren!“ sagte er leise und traurig.

Sie lachte kurz auf. „Die Deutschen sind immer sentimental.“

Er sah sie an. Seine blauen Augensterne wurden ganz dunkel. Unter seinem Blick wich die Farbe aus ihrem Gesicht, nervös zupfte sie an den Marabufedern ihres Fächers.

Er fand keine Entgegnung, sondern verbeugte sich stumm und wandte sich zum Gehen.

Sie bewegte die Lippen, um ihn zurückzurufen; aber sie brachte keinen Ton heraus. Ein entsetzlich peinliches und schmerzliches Gefühl hielt sie in Bann.

Dann war er fort, und sie sah ihn nicht wieder.

Märkische Hebelandschaft! Ernste Kiefern, die Stämme über dem Boden knorrig und grau, nach oben zu rot schimmernd, wie vom Sonnenuntergang beleuchtet; das Heidekraut ist weiß. Zwischen schwarzer Torferde leuchten bunt-schillernde Wasserlachen. Niedriges, Binsen und wunderliche Sumpfbiumen schießen am Rande auf. Darüber liegt der würzige Harzgeruch und die Ruhe des Waldes, die herbe Melancholie des Spätherbtes.

Da — welch eigentümliches Getöse! Wiff! Wiff! Wiff! Jetzt kracht es im Unterholz, ein Rudel weiß und braun gefleckter Hunde, zwanzig, dreißig Stück, bricht hervor auf die Lichtung, den Kopf gesenkt, die Nase am Boden, feuchend vor Jagdleidenschaft, traben sie dicht aneinander gedrängt auf der Fährte des verfolgten Wilbes.

Jrgendwo ein Hornsignal! Der scharfe Klang sich nähernder Pferdehufe!

Adieu, Waldeinsamkeit und Waldfriede.

Den von Holzfuhrern zerrissenen Hohlweg hinauf tragt der größere Teil des roten Feldes; die feuerroten Jagdfräcke und weißen Beinkleider stechen grell von dem matten Grau und Braun der Landschaft ab. Platsch, platsch, wie die Hufe einsinken! Wie das in den tiefen Furchen angesammelte Moorbwasser an Kopf und Reiter aufspritzt!

„Verdammter Weg! Ist das ein Reiten! Knietief ist mein Gaul eben eingesunken! Man kriegt ihn kaum wieder hoch!“ Dies Schelten entrang sich den Lippen eines zierlichen jungen Bremer Kaufmannssohnes, Namens Erich Wafa.

„Der Weg schlecht?“ lachte ein etwa fünfzigjähriger Graf Dietlingen auf, „ja, ja, mein lieber Wafa, kommen Sie mal nach Schlesien!“

Der saubere Bremer Patrizler warf einen betrübten Blick auf seine moorschlammbespritzten Jagdbeinkleider und meinte: „Dann möchte ich doch lieber verzichten, Herr Graf.“

„Sie wissen noch gar nicht, was schön ist!“ lachte ein junger Freiherr von Ahlesfeld, der bei den Gardejägern

stand, „Saubereit ist ja sehr nett, wo sie hingehört. Hier auf dem Jagdfeld ist der Perfekteste und Schmutzigste immer der Eleganteste.“

„Ist der Weg, den der andre Teil genommen hat, ebenso schlecht?“ fragte Wafa.

„Nein, sie kommen rascher vorwärts, nur scheinen sie nicht den Moorbruch in Ueberlegung gezogen zu haben. Der zwingt sie, einen weiten Bogen zu machen, und das gibt uns bedeutenden Vorsprung.“

An der Spitze der Kavalkade ritt neben dem Grafen Dietlingen sein Gutsnachbar, der vierundzwanzigjährige Graf Heinrich Otrida, Majoratsherr auf Bjelsdorff.

Heinrich Otrida hörte „mit dem Ausdruck der Intelligenz“ den Auseinandersetzungen der älteren Gefährten zu, doch da er längst genug von der Anschauungsweise Bedich Dietlingens erfaßt hatte, gab er sich nur noch den Anschein, ihnen zu folgen. In Wahrheit beschäftigte er sich mit seinem Tier, einem Pferde des Jagdgebers, das er erst seit zwei Stunden kannte und dessen Temperament und Eigenheiten ihn länger fesselten, als die Unterhaltung der Herren Nachbarn. Die Stute ging unter ihm, wie ein edles Pferd nur unter einem Meister der Reitkunst geht, Herr und Tier anscheinend „zwei Seelen und ein Gedanke“.

Plötzlich hielt Otrida. Die andern Reiter folgten dem Beispiel.

Aus dem ehrwürdigen Kiefernbestand jenseits der Dorfwiese brach eine Amazone, den Jägern gleich gekleidet, in feuerrotem Frack und weißem Reitrock, ein weithin leuchtendes Bild. Sie war, um den Umweg zu sparen, quer durchs Holz auf das Moor zu geritten. Auf den Gesichtern der Herren malte sich bleicher Schreck.

„Ist sie toll?! Die Dorfliche!“

Dann erfolgte Winken und Rufen.

„Haa—lt! Zurück! Gnä's Fräul'n!! — Umkehren!!“ Sie sparten ihre Lungen nicht. Die größtenteils auf dem

Übungsplatz geschulden Stimmen thaten ihre Schuldigkeit. Sie mußte es hören. Aber entweder verstand sie nicht, was die Rufe bedeuteten, oder sie kümmerte sich nicht darum, denn sie sprengte querfelbein und überritt in langem Galopp den gefährlichen Moorgrund.

Regungslos, mit stockendem Atem folgten ihr die Herren mit den Augen, jede Sekunde darauf gefaßt, Kopf und Reiterin einsinken zu sehen.

Ihr nachzujagen, hätte nicht den geringsten Zweck gehabt. Wenn ein Pferd sank, sanken zwei erst recht. Es war schlechterdings nichts zu wollen.

Sie hatte Glück. Ein einziges Mal sank der Gaul mit den Vorderfüßen, allein sie riß ihn heraus und sauste weiter mit fast auf dem Pferde liegendem Oberkörper, Füße und Ellbogen benutzend, um das Tier zu äußerster Schnelligkeit anzutreiben, von aufgewühlten Klumpen nasser schwarzer Mooreerde umflogen.

Am Saum der Waldung jenseits der Wiese, wo vor ein paar Minuten die klaffende Hundemeute verschwunden war, parierte die wilde Reiterin ihr Pferd und salutierte nach der rotbefrackten Gruppe herüber. Dann tauchte sie in die Kiefern zurück.

Jetzt erst machten die Herren ihren Empfindungen Luft.

„Teufelsweib!“ rief der eine.

„Wild-Amerika!“ ein anderer.

„Famöser Ritt, Donnerwetter ja!“ rief ein Prinz Slynar; „das Frauenzimmer hat Klasse.“

„Klasse schon,“ bemerkte Otrida, „aber keine Erziehung.“

Der Prinz lachte. „Sie Bierundzwanzigjähriger!“

„Wer ist sie übrigens? Ich habe beim Aufbruch nur zwei Amazonen bemerkt, Ihre Durchlaucht die Fürstin und Lady Coventry. Beide Damen reiten nicht in dieser indianerhaften Weise — Gott sei Dank.“

Der Prinz lachte. „Sie sind ja ordentlich aufgebracht, Graf! Nun es glücklich abgelaufen, macht mir die Sache

Scherz. Und — da es, Gott sei Dank, wie Sie ganz richtig bemerkten, nicht meine Frau ist. Aber Sie kennen die junge Dame nicht?“

„Bis jetzt nicht den Vorzug.“

„So, so,“ sagte der Prinz und dachte dabei: „das wäre ja gerade eine Frau für ihn.“ Laut sagte er: „Sie ist die beste Partie, die mir dies Jahr in Berlin haben. Die Eltern, amerikanische Silberbergwerksfürsten, sind tot, das junge Mädchen kaum neunzehnjährig und im unbefrittenen Besitz von etwa zwanzig Millionen Dollars! Eine solche Wilbe lohnt sich doch wohl eines Zählungsversuches, wie?“

„Gewiß,“ antwortete Otrida; „und der Name?“

„Miß Lucia Ashrott.“

Die Reiter hatten indessen das sumpfige Terrain überwunden und setzten sich in Galopp.

„Was will die Walfüre denn in Berlin?“ fragte Otrida.

Der Prinz lachte. „Nach ihrer Wahl sich einen unsrer altadeligen Gardeoffiziere erküren, vermute ich. Darauf sind diese reichen Amerikanerinnen einmal veressen. Verdammst hübsche Mädels gibt es übrigens darunter.“

„Aber den Teufel im Leibe haben sie alle,“ bemerkte Graf Dietlingen; „der Mann soll immer ihr allergehorfamster Diener sein. Dafür würde ich denn doch danken.“

„Lieber Herr einer Slaviner, als Diener einer Königin, Graf Dietlingen, nicht wahr?“ lachte Otrida. „Ich für mein Teil habe es mir immer am lohnendsten gedacht, wie Lord Leicester, Königinnen zu beherrschen.“

„Sie erinnern in mehr als diesem einen Punkt an jenen bevorzugten Sterblichen,“ sagte der Prinz Slynar. „Am Hof der Königin Elisabeth hatte Leicester den Beinamen ‚der Zigeuner‘. Das würde auch auf Sie passen, Graf Otrida.“

Um des jungen Grafen Mundwinkel zuckte es. Die Bemerkung Slynars berührte ihn unangenehm. Man hatte seine verstorbene Mutter gelegentlich „die Zigeunerin“ genannt, ihres Vorlebens und ihres Aussehens wegen. Das

hatte ihn stets geärgert. Wusste nicht jedermann, daß sie eine Gräfin Radolinska war? —

Indessen verdoppelte sich der Galopp, jedes Gespräch verstummte, es kam zum Halali.

Die Amerikanerin hatte höchst eigenhändig die von den Hunden gestellte Wildsau „ausgehoben“ und kaltblütig zugeschaut, wie ihr der französische Gesandtschaftsattaché mit dem Hirschlänger den Tod gegeben. Man bewunderte sie und nannte sie „Lady Diana“ und „Benthesilea“ und dergleichen.

Der anwesende königliche Prinz verteilte die Eichenbüsche an die beim Halali zur Stelle Gewesenen. Man tauschte Erlebnisse aus und ritt in zwanglosen Gruppen gemächlich dem Rendezvousplatze zu, wo die nicht jagenden Damen mit dem Proviant hingefahren waren.

Dort war auf tannenen Tischen ein opulentes Jagdfrühstück serviert. Feuerchen brannten und Kessel hingen darüber, und in graue Jägerlivree gekleidete Diener gingen geschäftig ab und zu.

Die Damen, in stilvollen Phantastiejägerkostümen, die die jüngeren vorzüglich kleideten, machten sich ganz hausfrauenmäßig zu schaffen. Alle Welt sah frisch aus von der Bewegung und der Herbstluft. Die rückkehrenden Jäger wurden fröhlich begrüßt und es herrschte bald eine zwanglose Heiterkeit, wie sie sich auch der ceremoniellen Hofgesellschaft bemächtigt, wenn sie in schlammbespritzten Stiefeln steckt, Moos unter den Füßen und Himmelsblau durch Kiefernwipfel schauend zu Häupten hat.

Miss Ashrott war die Königin des Tages. Sie stand mitten in einer Gruppe ihr Lebenswürdigkeiten sagender Herren und schlürfte Sekt aus einem Kelchglas. Ihr enger weißer Rock war bedeckt mit Schlamm, an ihrem Jagdmützchen prangte als Siegeszeichen der Eichenbusch. Ihre Augen glänzten, ihre Nasenflügel zuckten, sie sah ungemein pikant aus.

Die Bemerkungen der Kavaliere beantwortete sie obenhin. Ihr Blick haftete auf einem vor der fürstlichen Gastgeberin stehenden Rotrock. Es war derselbe, dessen Sitz im Sattel ihr schon aufgefallen war, dieser junge, brünette, schöne Mensch. Sie erkannte ihn immer wieder, von weitem und im Rücken — einerlei. Es war etwas in seiner Haltung und in seiner Art sich zu bewegen, was ihn vor allen andern auszeichnete. Sie fing an, sich zu wundern und Vergleiche zu ziehen. Wirklich, keiner der andern hatte diese Grazie! Warum kannte sie ihn nicht? Er schien völlig zu Hause in der Gesellschaft. Wie kam er dazu, sich ihr, gerade ihr nicht vorstellen zu lassen?

„Wer ist der Herr, der eben mit der Fürstin sprach?“ fragte sie den ihr nächststehenden Freiherrn Jochen Jasper von Ahlesfeld, der seines freundlichen, rosigen Vollmondgesichtes wegen den Beinamen „der Bosaunenengel“ führte.

Jochen Jasper sah sich langsam um; er that alles langsam.

„Der Schwarze? Das ist ja Otrida, gnädiges Fräulein.“

Sie trat unwillig mit dem Fuß auf. „Otrida! Ein Name sagt gar nichts? Was ist er? Wer ist er?“

Erich Wafa, der zierliche und feine Bremenser, übernahm das Antworten.

„Graf Heinrich Otrida, Majoratsherr auf Bjelsdorff und angehender Diplomat, mein gnädigstes Fräulein. Ein Mann, der das beneidenswerte Glück hat, allen Damen Eindruck zu machen, und außerdem mein Freund — von der Klosterschule her.“

„Wenn er allen Damen Eindruck macht, wie Sie sagen, so machen ihm die Damen vermutlich gar keinen?“ meinte Lucia.

„Gnädiges Fräulein können sich leicht vom Gegenteil überzeugen. Soll ich ihn bringen?“

„Ja,“ sagte sie, und ihre grauen Augen blitzten. „Er ist von allen der Anziehendste,“ dachte sie; „ich will ihn haben. Ihn und keinen andern. Ich will es.“

Nicht Wasa, sondern der gutmütige dicke Ahlefeld war abgetrottet, um den interessanten Otrida zu holen. Er kehrte bald mit ihm zurück und stellte ihn förmlich vor.

Otrida verneigte sich tief und sah auch jetzt aus, als stehe er vor einer Prinzessin. Höflichkeit bis in die Fingerspitzen und dabei so viel stolze Zurückhaltung, wie es in dieser Vereinigung nur der norddeutsche Edelmann fertig bringt.

Als er, sich aufrichtend, die dunklen, matten Augen zu ihr aufschlug, schienen sie zu sagen: Steht sonst noch etwas zu Befehl?

„Er ist hassenswürdig,“ dachte Lucia. „Er beleidigt.“ „Wie kommt es, daß ich erst jetzt das Vergnügen habe, Herr Graf?“ sagte sie in hochmütigem Ton.

„Gnädiges Fräulein sind wohl stets umringt und also meinen Blicken entzogen gewesen.“

„Sie haben mich übersehen, das weiß ich. Es ist etwas, was mir sonst nicht passiert, darum fällt es mir auf.“

„Gnädiges Fräulein, ich hatte das zweifelhafte Glück, Ihrem lebensgefährlichen Ritt über das Moor machtlos zusehen zu müssen.“

Sie errötete. Es klang ja beinahe, als beschwere er sich darüber.

„Und doch ließen Sie sich nicht vorstellen? Sind Sie denn anders als andre Männer? Waren Sie wirklich gar nicht im mindesten neugierig auf meine Bekanntschaft!“

Jetzt sah er sie endlich etwas aufmerksamer an.

„Der Ritt über den Dorfbruch hat mir vielleicht im Gegenteile den Wunsch eingegeben, der Heldin des Abenteuers nicht unter die Augen treten zu müssen.“

Sie starrte ihn groß an.

„Warum?“ stieß sie hervor.

Er sah auf seine Fußspitzen und dann mit leicht

geneigtem Kopf von unten herauf in ihre Augen, als wolle er mit dem Blick prüfen, wie viel an unangenehmer Wahrheit sie wohl vertragen könne.

„Ich fühle mich sehr unbehaglich Menschen gegenüber, denen ich zürne, ohne es ihnen auszusprechen zu können,“ sagte er langsam und leise.

„Ich verstehe Sie nicht. Warum sollten Sie mir zürnen, da Sie mich gar nicht kennen?“

„Ich zürnte der mir unbekanntem Dame, die, um sich zu vergnügen, meine Gefährten und mich in eine nahezu unerträgliche Situation brachte.“

„Wie denn?“ fragte sie verwirrt.

„Wir waren alle darauf gefaßt, Sie vor unsern Augen jämmerlich umkommen zu sehen, ohne etwas zu Ihrer Rettung thun zu können. Können Sie sich das angenehm vorstellen?“

Es zuckte um ihren Mund, um die Nasenflügel. Ihre Augen blitzten wie blanker Stahl. Er hatte ihre Langmut erschöpft.

Sie lachte hart auf. „Das überstandene Unbehagen scheint Sie jedenfalls viel mehr angegriffen zu haben, als mich die überstandene Lebensgefahr. Ich bin offenbar im Besitz der besseren Nerven.“

Er verbeugte sich schweigend, und das reizte sie unersäglich. Er sah, daß sie bebte, daß sie ungeduldig die Fußspitze hob und senkte, daß die unter der kurzen Oberlippe sichtbaren Zähne auf die Unterlippe bissen und daß sich ihre Hand fest um den kostbaren Griff der Reitgerte klammerte.

Das befriedigte ihn. „Die ist ja sehr zugänglich,“ dachte er; „wart, Wildkätz, du sollst mir zahm werden wie ein frommes Hündchen.“

Sein Blick wurde unaufmerksam und schien um Entlassung einzukommen. Da wandte sie ihm den Rücken. Am liebsten hätte sie ihn mit der Gerte quer durchs Gesicht

geschlagen, doch erlaubte es leider die Etikette hier nicht. Ach, wenn sie allein gewesen wären!

Ein leidenschaftliches Verlangen, ihn zu demütigen, bemächtigte sich ihrer. Vor ihr knieen sollte der Hochmütige! Die Füße sollte er ihr küssen! Und dann wollte sie ihn heiraten.

„Dtrida schien fürs erste abgefallen zu sein,“ raunte Wafa einem brillentragenden, hochbestirnten Generalstäbler Namens Siebenstein zu.

Siebenstein zuckte vielfachend mit den Achseln.

„Weeß mersß denn?“ meinte er, eine sächssische Lieblingswendung gebrauchend.

„Ganz unter uns gesagt,“ bemerkte der Freiherr von Ahlesfeld, „bei aller Hochachtung vor Amerika — aber unsre deutschen Mädchen sind mir doch lieber.“ Und er schwenkte strahlenden Angesichts auf eine Gruppe schlesischer Landfräulein zu, die mit dem Austeilen von belegten Butterbrotten beschäftigt waren.

„Ich tagiere, daß bei Ahlesfeld die Liebe ihren Sitz im Magen hat,“ sagte, vergnügt hinter dem Posaunenengel dreinschauend, der Prinz Lynar, und biß selbst in eine safttriefende Birne.

Die kurze Unterhaltung mit der Amerikanerin hatte indessen den Grafen Heinrich Dtrida viel weniger gleichgültig gelassen, als es den Anschein hatte. Er empfand das Bedürfnis, seine Gedanken zu ordnen, und ging, die essende, trinkende, schwatzende und lachende Gesellschaft hinter sich lassend, ein Stückchen waldeinwärts.

Er verstand zu leben, wie wenig andre, aber Geld brauchte er dazu, viel Geld! Er mußte seinen Einfällen folgen können, ohne mit kleinen Summen zu rechnen, und er mußte völlige Bewegungsfreiheit haben. Auch liebte er es, von allem Guten das Beste zu haben: die schönsten Räume, die besten Pferde, die ältesten Weine, den teuersten Schneider u. s. w. Etwas Mittelmäßiges hätte ihn ein-

sach aus der Stimmung gebracht. „Donnez moi le superflu, car il m'est absolument nécessaire.“ Gegenwärtig verbrauchte er mehr als er hatte. Eine Frau mit zwanzig Millionen Dollars war gerade das, was ihm fehlte. Zwanzig Millionen Dollars! Eine solche Macht zu seiner Verfügung, und er steckte die Welt in die Tasche. Der berühmte Monte Christo würde ein Waisenknaube sein gegen ihn! Zum Halbgott sollte es ihn machen!

Und Miß Ashrott mit ihrem Temperament und ihrem gesellschaftlichen Aplomb war sehr annehmbar. Daß sie mager war und ein scharf geschnittenes Gesicht hatte, schadete nichts. Allzu verführerische Schönheit bei der Frau ist für den Gemahl im besten Falle unbequem. Sie mußte noch erzogen werden, aber dazu war er der geeignetste Lehrmeister. Er würde ja bald die Liebe zur Bundesgenossin haben, die Liebe, die aus der gewöhnlichsten Frau ein Wunder macht, die jede im Weibe schlummernde Kraft weckt und entwickelt! Daß sie ihn lieben werde, bezweifelte er keinen Augenblick. Sie liebten ihn ja alle. So oft er noch gemollt, waren die Herzen ihm zugeflogen. Wie das kam, wußte er nicht, er wußte nur, daß es so war.

Freilich, ein Teil der persönlichen Freiheit mußte geopfert werden, aber das, was er durch eine derartige Heirat erreichen konnte, war das Opfer wert.

Schon wirbelten ihm Einzelheiten seines Feldzugsplans durch den Kopf, doch wurde für den Moment seine Aufmerksamkeit abgelenkt durch eine malerische Gruppe, ein lebendes Bild.

An den Stamm einer Kiefer gelehnt, stand einer der rottrüchtigen Kavaliere, der bleiche, hohlhängige Hofpoet Hugo von Trostburg.

Vor ihm saß auf einem Wurzelstumpf eine junge Dame in graugrünem, pelzverbräuntem Kostüm. Der weichkrempeige Rembrandthut lag neben ihr im Moose. Sie hielt den Kopf leicht gesenkt und spielte mit einer Brombeerranke.

Die Herbstsonne schimmerte auf ihrem welligen, aschblonden Haar und umwob es mit einem Glorienschein. Silberweiß und seidig ragten schlanke Birken zu ihrer Linken, deren viel-or-farbenes Herbstlaub sich zierlich vom blauen Himmel abzeichnete. Daneben leuchteten an kahlem Gezweig die hochroten Beeren einer Eberesche.

„Ein Königreich für mein Malgerät!“ dachte Otrida stehen bleibend.

Wie unbewußt anmutig und lebensvoll war die Stellung des Mädchens! Wer sie war, wußte er nicht, denn er war ihr mit vielen andern vorgestellt worden, ohne ihren Namen dabei erfahren zu haben, und er war auch nicht neugierig gewesen, obwohl ihr Gesicht ihn einen Augenblick stutzig gemacht hatte; nicht durch Schönheit, aber dadurch, daß es in fast störender Weise aus dem Rahmen des Konventionellen heraustrat. Doch halt, das junge Studentchen, das heute mit geritten, war ja wohl ihr Bruder! Also eine Sorben.

Und die Leichenbittermiene des Poeten! Käfelt sich der Mensch an dem Baum herum und macht in Welt-schmerz! Kann man sich denn nur etwas Besseres träumen, als im Waldesgrund auf herbftlicher Heide zu zweien allein mit einem jungen, seelenvollen Mädchen zu sein? Aber die das Glück haben, wissen es nicht zu schätzen, und selten ist der Mensch so klug, sich in guten Stunden an den Augenblick zu halten.

Die Stimme des Mädchens schlug an sein Ohr.

„Ich passe einmal nicht hinein,“ sagte sie; „es ist mir immer, als sei ich aus einer andern Welt, und wenn ich etwas sage, klingt es ihnen fremd, und ich sehe ihnen an, daß sie sich wundern. Aber das will ich gar nicht.“

„Das ist, daß Ihre Seele in die Tiefen des Lebens zu tauchen gewohnt ist,“ sagte der Poet, „während jene flachköpfige Alltagsgesellschaft stets an der Oberfläche schwimmt.“

Erscheinen Sie dann unter ihnen mit Ihrem Meeresgrundblick, so wird's den Schaumseelen ungemütlich.“

„Herr des Lebens!“ dachte Otrida, „der Dichterling ist schlauer, als ich's für möglich gehalten. Jetzt schmeichelt er sich glatt in ihr Herz.“

„Warum sehen sie nicht mit unsern Augen?“ fragte das Fräulein.

„Weil sie nicht Zeit gefunden haben, sich im Sehen zu üben. Man muß viel allein gewesen sein, um das zu verstehen; aber es ist eine Kenntnis, die dem, der sie erworben, nicht zum Heil gereicht.“

„Warum gabst du mir zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?“

Jetzt beschloß Heinrich Otrida, die Elegien des Seherpaars durch seine „flachköpfige“ und „schaumseelenhafte“ Persönlichkeit zu stören.

Mit ein paar Schritten näherte er sich.

„Verzeiht! Ich hört' euch deklamieren und so weiter.“

Erfreut blickte sie auf und rief in einem Ton, als habe sie unerwartet einen guten alten Bekannten getroffen: „O Tod! der Janulus!“

Dann lachten alle drei sehr fröhlich und herzlich.

„Die Hexe scheint Ihnen aber auch einen Trunk verabreicht zu haben, Herr Wagner,“ fuhr sie scherzend fort, „und zwar einen ganz besonders wirksam gemischten.“

Sie hatte offenbar nicht beabsichtigt, ihm eine Schmeichelei zu sagen; ein unwillkürliches Gegeneinanderhalten des „ärmlichsten von allen Erdenjöhnen“, wie sie ihn aus Abbildungen kannte, und des vor ihr stehenden schlanken Jägers hatte ihr jene Neuerung entlockt. Aber gerade das Ungewollte, Unwillkürliche gab den Worten Wert.

„Sawohl,“ sagte er sinnend, „ich nahm den Trunk von der alten Dame; Mutter Natur nannte sie sich, glaub' ich;

und das flüssige Feuer tropfte auf mein Herz, daß es nichts mehr fühlt, als Schönheit.“

Sie sah ihn betroffen an. „Sind Sie auch ein Dichter?“

„Nein, ich besinge das Schöne nicht; ich kann es nur lieben.“

Diese Bemerkung hätte sehr fade klingen können, aber sie that es nicht. Die vibrierende Stimme, das Zucken der schön geschnittenen Lippen, das leidenschaftliche Aufleuchten der dunklen Augen gab ihr den Stempel einer gefährlichen Thatsächlichkeit.

Trostburg wiegte den Kopf und summete den Anfang des bekannten Carmenliedes: „Die Liebe vom — Zigeunerstamm.“

Trüdias Gesicht wurde mit einemmal kalt wie Stein, das Leuchten seiner Augen erlosch. In korrekter, gesellschaftlicher Haltung verneigte er sich. „Die Herrschaften verzeihen . . .“

Und er schlenderte weiter.

Fräulein von Sorben sah ihm nach. Seine kleinsten Bewegungen zeichneten sich durch die vollendete Anmut aus, die nur bei vollkommen harmonischem Bau der Glieder in die Erscheinung tritt und staunendes Wohlgefallen erregt.

Auch die junge Dame empfand dies Wohlgefallen, wenn auch nur unbestimmt, und ohne zu wissen, was ihr so sehr an ihm gefiel.

Margarete von Sorben war dreiundzwanzig Jahre alt. Sie lebte seit kurzem mit ihrer Mutter, ihrem Bruder und einer ins Haus geschlachteten Verwandten in Berlin.

Der Vater, Max Dietlieb Freiherr von Sorben, war einst beim Herrenreiten gestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. Er war Kavallerist gewesen und Besitzer eines Landguts in Thüringen. Die Baronin, eine jüngere Schwester

des schlesischen Grafen Wedich Dietlingen, der auf Kägenbreuscha saß, hatte den jähen Tod ihres Gatten niemals überwinden können.

Eleonore von Sorben, geborene Gräfin Dietlingen, gehörte zu den Frauen, die niemals mündig werden. Aus den Händen ihrer Eltern ging sie in die ihres Mannes über, innerlich und äußerlich so abhängig als möglich. So fand sie sich eines Tages allein gelassen, eine zarte, junge, willenlose Witwe mit Grundbesitz und zwei zu erziehenden Kindern. Sie verlor den Kopf so sehr, daß die zwölfjährige Margarete an ihrer Stelle Anordnungen traf, wie das Benachrichtigen der Verwandten. Dann übernahmen es diese Verwandten selbst, das Nötige zu bestimmen.

Die Baronin blieb mit ihren Kindern auf dem Gute. Für Margarethen wurde eine Engländerin verschrieben und für den weiteren Unterricht ein junger Philologe, Namens Hans Ludwig.

Dieser Ludwig besaß ebensoviel Energie, als die Baronin wenig, und so geschah es bald, daß er auf Kobensleben das Regiment allein führte. Und da er es gewissenhaft und gut machte, sahen es die Verwandten ruhig mit an. Man suchte ihn auf seinem Posten zu halten, solange es irgend ging. Zweimal des Jahres wurde er mit seinem Zögling nach Berlin geschickt, um den Knaben auf dem Gymnasium prüfen zu lassen, welche Prüfung stets befriedigte. So brachte er den jungen Freiherrn durch alle Gymnasialklassen bis zur Prima und erwarb nebenher den Dokortitel.

Der Unterricht, den Ludwig dem gnädigen Fräulein erteilte, war weniger schulgerecht und wurde keiner Prüfung unterzogen, machte ihm aber weitaus das größere Vergnügen. Während Max mit nüchternem, klarem Verstand und mäßigem Fleiß lernte, was er lernen mußte, und im übrigen mit viel lebhafterem Interesse der Jagd und jeder Art von ritterlichem Sport frönte, verlangte Margarete

mit Heißhunger nach Wissen und Erkenntnis. Ihre Phantasie erblickte überall das Geheimnisvolle, Rätselhafte, Nicht-offenbare, und sie glaubte mit Ludwigs Hilfe alle Lebensverwirrungen nach und nach lösen zu können. Sie überraschte ihn beständig durch unerwartete Einwendungen, feste Fragen und phantastische Einfälle. Die alten Geschichten und Sagen, die er mit ihr durchnahm, erhielten durch ihre Auffassung ein ganz eigenes Leben, sehr individuell gefärbt und von der klassischen Ueberlieferung abweichend, aber immer fesselnd.

Ludwig, dem kein Phantasie Reichthum beschieden war, war sich sehr gut bewußt, ebensoviel an Anregung von seiner Schülerin zu empfangen, als er ihr gab. Ohne diesen ungemein reizvollen geistigen Verkehr hätte er es kaum über sich gewonnen, eine Reihe seiner schönsten Jugendjahre auf dem stillen Landsitz zu verbringen. Auch daß er weder mit der Engländerin, noch mit der ihr folgenden Genferin den geringsten Roman anknüpfte, was die Verwandten ganz besonders bewunderten, hatte seinen Grund in dem idealen Verhältnis zu Fräulein Margarete.

Doch alles nimmt einmal ein Ende.

Mag Sorben wurde auf die Prima des Wilhelmsgymnasiums geschickt, und Doktor Ludwig bereitete sich, gleichfalls in Berlin, aufs Staatsexamen vor.

Da wurde es der kränklichen Baronin Sorben auf Rodensleben zu still und zu einsam. Sie entschloß sich auf dringendes Zureden ihres Hausarztes, mit ihrer Nichte Agathe und Margarete nach dem Süden zu reisen. Mehrere Jahre brachten die Damen in Italien zu und gaben Geld aus, ohne zu rechnen.

Der Rodensleber Inspektor wandte sich endlich in seiner Verlegenheit an den Grafen Dietlingen. Der Familienrat trat zusammen, schüttelte sehr den Kopf über den Unverstand der „guten Eleonore“, und Rodensleben wurde von einem entfernten Vetter Sorben für eine bedeutende Kaufsumme übernommen.

Der Verlust der geliebten Heimat war der erste große Schmerz in Margaretes Leben. Er erschütterte sie gewaltsam, und sie hatte schwer daran zu tragen. Was ihr an jugendlichem Uebermuth anhaftete, ging darüber verloren.

Inzwischen hatte Mag das Abiturium bestanden und war ein forscher Korpsstudent geworden, während Doktor Ludwig sich als Privatdozent hören ließ. Lehrer und Schüler standen fortgesetzt in freundschaftlichem Verkehr, auch korrespondierte der Doktor fleißiger mit den Damen Sorben, als Mag selbst. Auf seinen Rath wurde eine hübsche kleine Villa im westlichen Teil der Kurfürstenstraße gemietet, und die Familie siedelte nach Berlin über. Die Wiedervereinigung mit Mag und Ludwig erleichterte diesen Schritt sehr. Margarethen war zweiundzwanzig Jahre alt geworden und sollte zum erstenmal in die Gesellschaft geführt werden. Ludwig und Mag mußten sie „eintanzen“, denn Tanzstunde hatte sie nie gehabt. Aber es ging herrlich und war ungeheuer lustig. Dann wurde Margarete bei Hofe vorgestellt und besuchte den ersten Ball. Aber sie konnte sich nicht mit dem leichten Gesellschaftston zurechtfinden. Ihr seltsam ernstes Wesen fiel mehr auf, als daß es gefiel. Der Mangel jeder Spur von Koketterie ließ sie mehr gleichgültig, als lebenswürdig erscheinen. Sie fühlte sich bald ihrerseits vernachlässigt, und das verstimmt sie gegen die Gesellschaft und machte sie sehr kritisch. Als sie merkte, daß die gesellschaftlichen Verpflichtungen ihre Mutter ermüdeten, erklärte sie, ein Abend zu Haus mit Ludwig oder seinem Freund Trostburg verplaudert, sei ihr lieber, als alle Ballvergnügungen der Welt, und sie wolle von der Gesellschaft nichts mehr wissen.

Die Baronin seufzte und dachte: „Wie soll sie denn Gelegenheit zum Heiraten finden? Und ich hatte in ihrem Alter schon meine beiden Kinder!“ Aber sie ließ, wie immer, der Tochter den Willen.

Um nicht ganz die Berührung mit ihren Kreisen zu verlieren, empfing sie einmal in der Woche zum Nachmittagssthee; das war ihr bequem.

Ludwig dagegen war ein ständiger Gast im Sorbenschon Hause. Er begleitete Margarete auf ihren Spaziergängen, in die Kirche und ins Theater, man wendete sich mit jedem Anliegen an ihn, und er war immer zur Hand.

Mit Margarete unterhielt er sich über die Entwicklung des Menschengeschlechts, über Schul- und Lebensweisheit, über Sozialismus und Individualismus und was ihn sonst gerade beschäftigte. Er hatte immer allerlei Weltverbesserungspläne, die er ihr eifrig vorlegte, um zu hören, was sie wohl dazu denke.

Margaretens Denkkraft war während der in Italien verlebten Jahre nicht geübt worden. Sie hatte einen großen Reichtum an Bildern und Eindrücken aufgenommen, einen Erinnerungsinhalt, der sie ihm zuweilen etwas entfremdete. Sie kannte so manches, was er nicht kannte, aber wenn er mit Begriffen operierte, wurde es ihr schwerer zu folgen, als früher. Sie fühlte sich unsicher, die Gedanken sprangen ihr ab, ja mitunter fand sie seine philosophischen Erläuterungen geradezu langweilig.

Aber sie schämte sich solcher Schwäche und suchte sie vor ihm zu verbergen, was ihr auch gelang.

Seit einiger Zeit fand sie jedoch, daß sein Benehmen ihr gegenüber sich veränderte. Er war ungleichmäßig, zerstreut, zuweilen ganz ohne Grund verstimmt und sehr reizbar.

„Was hat er nur?“ fragte sie eines Tags ihren Bruder, als Ludwig früher als sonst hastig aufgebrochen war.

Mag sagte halb zur Seite gewendet: „Was er hat? Gern hat er dich.“

Sie wollte einen Scherz daraus machen und konnte nicht. Denn obwohl sie nie daran gedacht hatte, daß ihr Lehrer und Freund ein andres Gefühl für sie haben könne,

als Freundschaft, verstand sie doch, was Mag meinte. Es kam wie eine plötzliche Erleuchtung über sie und versetzte sie in große Aufregung. Den ganzen Abend konnte sie nichts andres denken, und die Nacht brachte sie schlaflos zu. Hatte er sie wirklich so lieb, daß es ihn aus seiner Ruhe brachte? War es denn möglich und wie war es gekommen? Er kannte sie ja in den alltäglichsten Stimmungen, er wußte Bescheid um alle ihre Fehler und Schwächen: ihren Hochmut, ihre Bequemlichkeit, ihren Eigensinn! Sie hatte sich niemals besser gezeigt, als sie war. Und bei alledem sollte er sie so hoch stellen? O, es war ein beglückender Gedanke! Ein Gedanke, der sich süß schmeichelnd um ihr Herz legte und sie stolz machte, denn sie sagte sich, daß ein Mann von Ludwigs Blick und Charakter seine Liebe nicht an die erste Beste verschenken werde.

Mit Spannung sah sie seinem nächsten Besuch entgegen. Der Morgen hatte ernüchert. Allerlei Zweifel stiegen in ihr auf. Mag hatte sie vielleicht nur geneckt. Oder er hatte sich geirrt.

Ludwig wurde nicht zu den förmlichen Besuchern gerechnet. Man ließ ihn kommen und gehen, wie er wollte, und ohne sich seinetwegen in dem, was man gerade vorhatte, zu unterbrechen. Fand er Margarete nicht im Salon, so ging er bald wieder, fand er sie, so blieb er oft stundenlang. Die Hausgenossen überließen die beiden seelenruhig ihren theoretischen Gesprächen.

Auch heute kam Doktor Ludwig und wurde Margarete überlassen. Aber die Unterhaltung wollte nicht in Gang kommen. Beide waren befangen und erregt und wollten es nicht merken lassen.

Mitten in einer Auslassung über die zunehmende Gefühlsverweichlichung und Nervenschwäche der Kulturmenslichkeit verlor er den Faden und brach ab. Ueber seine klugen, strengen Augen legte sich eine verschleierte Mattigkeit.

Sie sah ihn an. Dabei dachte sie nicht an die um sich greifende Enttarnung, von der er gesprochen, sondern an den Ausdruck seines Gesichts. Er war ihr neu und fremd. Es fiel ihr auf, daß er nicht glücklich aussah, sondern bedrückt.

Sie dachte vieles, während er so verloren vor sich hinstarrte. Das Herz wurde ihr ganz schwer dabei. Es schien ihr, als sei sie im Begriff, ihn zu verlieren, denn wenn er sie liebte, hätte er doch jetzt nicht so stumm und traurig sein können. In Gegenwart eines Menschen, den man liebt, muß man ja glücklich sein, dachte sie.

Das Schweigen dauerte mehrere Minuten.

Endlich raffte sie sich aus ihren trüben Gedanken auf und sagte: „Sie sind verstimmt, Doktor. Wollen Sie mir nicht anvertrauen, was Sie quält?“

Er blickte rasch auf. „Mich quält der Gedanke, innerlich unfrei zu werden. Wer sein Wohl und Wehe von einem andern Menschen abhängig werden läßt, der ist zu bedauern, denn er ist ohnmächtig.“

„Aber dann thun Sie es einfach nicht!“ rief sie überrascht.

Er senkte die Lider. „Glauben Sie nicht, daß es richtiger ist, dem Schicksal entgegenzugehen, statt ihm zu widerstreben? Es ist einmal unsre Bestimmung.“

„Was?“

„Die Liebe zum Weibe und die Ehe.“

Jetzt schlug sie die Augen nieder.

Er griff nach einem Buch, das vor ihm auf dem Tisch lag.

„Da habe ich Ihnen etwas mitgebracht.“

„Was ist es?“ fragte sie erleichtert.

„Eine wunderschöne Novelle von Leo Tolstoi: Eheglück. Ich habe sie mit steigender Bewunderung durchgelesen und möchte Wort für Wort für wahr erklären. Sogar der, der nichts Analoges an sich selbst erlebt hat,

fühlt die Wahrheit seiner Seelenvorgänge. Bitte, lesen Sie es recht aufmerksam.“

„Ja,“ sagte sie. Sie war enttäuscht. Wenn er sie im Auge hatte, während er von Liebe und Ehe sprach, so war seine Art und Weise doch gar zu nüchtern. Das hatte sie sich ganz, ganz anders vorgestellt.

Er stand bald auf und verabschiedete sich, ohne das Gezwungene seines Benehmens überwinden zu können. Sie ging langsam ans Fenster, schob die Portiere zurück und sah ihm nach, wie er aus der Hausthür trat und das Trottoir entlang ging, mit seiner kernengeraden Haltung, dem hochgefragenen Kopf und dem sicheren Schritt.

„Jeder Zoll ein Mann,“ dachte sie bewundernd. Plötzlich fiel ihr eine Gestalt ein, der sie unlängst nachgeblickt hatte: der schöne Graf Irgendwie auf der Treibjagd, den Trostburg einen Komödianten und einen Zigeuner nannte.

Sie lachte in Gedanken an jene kleine Scene, kehrte zum Mittelisch zurück und begann den Tolstoi zu lesen, anfangs mit mäßigem Interesse, dann immer stärker gefesselt. Es war ihr, als predigte nicht Tolstoi, sondern Ludwig.

Er hatte sich ja mit jedem Wort einverstanden erklärt. Sie fühlte sich förmlich beängstigt! So also mußte nach seiner Ueberzeugung Liebe und Ehe enden: so nüchtern, so resigniert!?

Nein, sie dachte sich das ganz anders! Wenn sie liebte, durfte es kein Ende geben! Nichts von Erschöpfung und Auflösung in winzige Alltäglichkeiten! Nicht ihr Versorger sollte ihr Mann sein, sondern ihr Gott. Die Liebe, deren sie sich fähig glaubte, war Anbetung!

Und dann versuchte sie, sich als Ludwigs Frau zu denken.

Der Bruder der Baronin Sorben, Graf Wedich Dietlingen, Gutsherr auf Käzenbreusch, war Vater von acht lieblichen Töchtern. Dagegen war ihm leider ein Stammhalter verfaßt geblieben, welches Mißgeschick er — auf welche Schlußfolgerungen hin, wäre schwer zu sagen — seiner Gemahlin zum Vorwurf machte. Graf Wedich Dietlingen war der Ansicht des großen Napoleon, daß diejenige Frau, die die meisten Söhne geboren hat, die verehrungswürdigste sei. Seiner eigenen Frau, der Mutter seiner acht Töchter, widmete er nur ein mit Geringschätzung vermischtes Mitleid. Die Arme selbst war über den Gemütsbewegungen eines immer wieder getäuschten angstvollen Hoffens schwermütig geworden. Was hatte sie geweint und gebetet, und gebetet und geweint! Aber der liebe Gott nahm ihre Schmach nicht von ihr. Kein Wunder, daß sie selbst sich der Ansicht ihres Gemahls zuneigte und die Ungnade des Himmels als ein Zeichen ihrer eigenen Unwürdigkeit ansah. Die Gräfin, die als neunzehnjähriges Mädchen geheiratet hatte, war damals sehr frisch und hübsch gewesen. Jetzt war sie längst verblüht und jeglicher Leibes Schönheit bar. Ihr kleines Gesicht war eingeschrumpft und vergrämt, die Augen lagen tief in den Höhlen, und ihr scheues Wesen schien immer zu bitten: „Entschuldigt, daß ich da bin, es thut mir selbst leid!“

Dafür schritt der edle Graf desto selbstbewußter einher. Sein hoher Wuchs, seine breiten Schultern, der stattliche, jetzt graublondte Vollbart und die kühn blinkenden blauen Augen machten ihn zu einer reckenhaften Erscheinung.

Er war ein allgemein geachteter Mann, die Zierde seiner Landtschaft. Auch saß er im Abgeordnetenhanse und redete sich heifer für des Landes Wohl. Kräftig unterstützte er jedes Bestreben, das darauf ausging, gute alte Bräuche zu erhalten oder zurückzuführen. Er verabscheute den auf das Nivellieren gerichteten Zeitgeist. Fabriken, Maschinen und Aktiengesellschaften waren ihm ein Greuel.

Die Sozialdemokratie hätte er zertreten mögen, wie eine Giftnatter. In einem streng durchgeführten Klassenunterschied ganz allein sah er des Staates Heil.

Sein Haus, Schloß Käzenbreusch, war in seinen Augen das Ideal eines deutschen Edelstüzes, sein Familienleben, wie er fand, ein mustergültiges. Selbstverständlich war er unumschränkter Herr und Gebieter seiner Hausgemeinde. Niemand wagte es, sich gegen seinen Willen zu regen. Das strenge Regiment wurde indessen sehr erleichtert durch den Umstand, daß der Herr Graf den größten Teil seiner Zeit nicht zu Hause war.

Da er Aktiengesellschaften, Fabriken und sonstige industrielle Unternehmungen verabscheute, so war sein Gut gegen die seiner minder feudal gesinnten Nachbarn bedenklich zurückgegangen. Die Frage der zukünftigen Versorgung seiner Töchter wurde unter solchen Umständen eine dringende. Allein der wackere Graf zeigte sich auch dieser schwierigen Aufgabe gewachsen. Sobald eine der Töchter erwachsen war, nahm er sie im Herbst mit nach Berlin, kaufte ihr hübsche Toiletten, führte sie in Gesellschaft und gab in seinem Hotel gelegentlich kleine Diners. Die Komtessen waren hübsch und anmutig und keineswegs anspruchsvoll. Dürfen arme Grafentöchter denn auch wählerisch sein? Selbst Graf Wedich fand einen bürgerlichen Schwiegersohn besser, als gar keinen. Er hatte vor zwei Jahren seine älteste Tochter einem Bankdirektor Steinhagen, im vorigen Jahr die zweite, die schöne Annie, einem etwas heruntergekommenen Grafen Speer gegeben. Nummer 3 war an Lungentzündung gestorben, und mit der vierten, Marie, genannt Miezi, versuchte er diesen Winter sein Heil.

Miezi war gerade neunzehn Jahre alt geworden und ein sehr anmutiges, rosiges Mädchen ohne Nervenschwäche und ohne Töchterfchulweisheit. Sie hatte ein kleines frischrotes Mündchen, ein rundes Kinn mit Grübchen, ein zierliches, kurzes Näschen und große, runde blaue Kinderaugen.

„Wie eine Wachsputze,“ dachte Margarete von Sorben, „oder ein hübscher Delbrud.“

Margarete ließ das Cousinchen anfangs ganz links liegen, aber dann bemerkte sie, daß die Kinderaugen einen rührenden und flehenden Ausdruck annehmen konnten, und da faßte sie eine Art wohlwollender Zuneigung für Miezi, „so wie der Löwe für das Hündchen,“ sagte Mar.

Miezi faßte ihrerseits Vertrauen zu der klugen Cousine und plauderte ihr vor von allem, was sie erlebte. Das machte auf Margarete zuweilen den Eindruck eines Papageiengeplappers, nicht aber der vernünftigen Rede eines ernsthaften, erwachsenen Menschen. Welch heillosen Wirrwarr herrschte in diesem niedlichen Köpfchen! Welches Begriffschaos! Das Unwichtigste wurde aufgebauscht und das Wichtigste wurde außer acht gelassen! Unfertige Urteile anderer völlig gedankenlos nachgesprochen! Es war graulich.

„Miezi! Miezi!“ rief Margarete einmal ganz entsetzt, „willst du denn niemals selbst denken lernen?“

„Denken? Nein, dazu bin ich zu dumm.“

„Ach Unsinn,“ sagte Margarete ärgerlich. „Du bist gar nicht dumm, nur faul. Du hast dich in strafbarer Weise gehen lassen. Solch ein Geplapper ist ja nicht zum Anhören! Wenn du heiratest, so wird dein Mann nach den ersten sechs Wochen aus heller Verzweiflung ins Wirtshaus laufen.“

Sie war sehr im Ernst, aber Miezi machte ein so komisch erschrockenes Gesichtchen, daß man lachen mußte.

„Meinst du, daß er bald merken wird, was für ein dummes Schäfchen ich bin?“

„Natürlich merkt er's. Das erste Mal, wo du ihm solche Dinge erzählst, wie mir eben. Noch bist du aber nicht verheiratet und hast gute Zeit, ein bißchen vernünftiger zu werden. Willst du's nicht versuchen?“

„Ich weiß nicht wie?“ sagte Miezi kläglich. „Und dann — Papa sagt, die Männer könnten so kluge Frauen

gar nicht ausstehen! Er sagt: man verzeiht einer Frau viel eher, wenn sie zu wenig weiß, als wenn sie zu viel weiß. Das sagt der Papa, siehst du.“

Margarete lachte Hohn. „Der Wahnsinn hat wenigstens Methode!“ Aber nach kurzem Ueberlegen begann sie von neuem: „Wollen wir nicht jeden Tag ein wenig miteinander lesen? Davon wirst du noch lange nicht gelehrt.“

Da schlang Miezi schmeichelnd die Arme um Margaretes Hals und sagte: „Süßes Gretel, sei nett! Du kannst mich doch nicht mehr anders machen! Bitte, bitte, goldene Grete, hör' auf zu predigen!“

„So wird sie es später auch mit ihrem Manne machen, wenn er ein ernstes Wort mit ihr reden will,“ dachte Margarete, und der Mann that ihr leid.

Die kleine Scene hatte ein unerquickliches Nachspiel, indem Graf Weidich seine Richte vornahm und sie ernstlich bat, von jedem weiteren Versuch, seiner Tochter „das Blut zu vergiften“, gefälligst Abstand zu nehmen.

„Marie ist ein gutes Kind,“ sagte er, „und wird eine gehorsame, brave kleine Frau werden. Wenn man das heute von allen Mädchen sagen könnte, stände es wahrlich um vieles besser. Daß die Zeitkrankheit, das über die von Gott gesetzten Schranken hinaus wollen, jetzt sogar unsre Frauen anfriszt, halte ich für das gefährlichste und bedauerlichste aller sozialen Uebel.“

Graf Weidich saß vor ihr im olivengrünen Blüschfessel, auf dessen Lehne in Seide und Perlen das Sorben-Dietlingensche Doppelwappen eingestickt war. Er schlug ein Bein über das andre und wippte mit dem hochgewölbten Fuß. Seine linke Hand glitt streichelnd über den Bart, die Linke lag lässig und anmutig über der Stuhllehne. Seine Finger waren schlank und die Nägel lang und glänzend; um die Gelenke saßen schneeweiße Manschetten mit glatten Elfenbeinknöpfen. Seine blauen Augen sahen kalt und streng aus.

Margarete hatte das unklare Empfinden einer tiefwurzelnden Gegnerschaft zwischen ihr und dem Onkel. Seine Ansichten und der Ton kalter Ueberlegenheit, mit der er sie aussprach, reizten sie aufs äußerste. Doch verbot ihr der Respekt vor dem älteren Verwandten, ihres Herzens Meinung unumwunden zu äußern.

Sie verteidigte sich nur.

„Onkel Wedich! Was habe ich denn gethan? Miezi ist doch zu gut, um ganz in Kindereien und Oberflächlichkeiten aufzugehen!“

Graf Wedich lächelte kühl. „Dafür laß du das Leben sorgen, liebe Nichte.“

„Ich wollte ja nur ein wenig mit ihr lesen.“

„Mit erziehlichen Kommentaren?“ lachte der Onkel.

„Die Absicht ist sehr anerkennenswert; aber ich bitte dich doch ganz ergebenst, es zu unterlassen, liebe Jungfer Weisheit! Dir wäre es auch besser gewesen, du hättest mehr bei Mama gelesen und hübsch in der Küche geholfen, als mit deinem Doktor Ludwig über Dinge klug zu sprechen, die dich nichts angehen.“

Ihr war das Weinen nahe. Sie haßte den Onkel in diesem Augenblick. „Wenn ich in seiner Gewalt wäre,“ dachte sie, „so würde er mir alles verbieten, was mir mein Leben wertvoll macht. Ich glaube, er würde mich geistlich aushungern und moralisch zu Tode quälen! Wenn er im Mittelalter gelebt hätte, würde er mich vor ein Hexengericht gestellt haben.“ Aber sie versprach, Miezi sich selbst zu überlassen.

In dem anstoßenden Raum, dem altdeutsch eingerichteten sogenannten Plätzzimmer, hörte man Tollen, Lachen und helles Aufkreischen.

Mag Sorben jagte Miezi um den großen Eichentisch herum, indem er ihr seine „Skalplocke“ hinhielt, ein vertrocknetes Stückchen Kopfhaut nebst dem Haar, das ihm jüngst auf der Mensur abgehakt worden war und das er

aufbewahrte, um gelegentlich die ihm befreundeten jungen Damen in die Flucht zu jagen. Er liebte überhaupt dergleichen artige Scherzchen, stahl den Damen Ringe und brachte sie in große Aufregung, indem er sie, soweit es sich thun ließ, auf den kleinen Finger streifte und damit Parade machte, oder er hegte seinen braven Tackel auf sie, daß er ihnen unter die Röcke nach den Fußgelenken fuhr u. s. w.

„Du thust doch gerade, als wenn sie kleine Kinder wären!“ meinte Margarete kopfschüttelnd.

Und Mag entgegnete wohlgenut: „Sie wollen es gar nicht anders.“

Thatsächlich verursachten seine Neckereien großes Vergnügen.

Auch Graf Wedichs Gesicht heiterte sich jetzt auf. Er erhob sich und öffnete die Thür ins Nebenzimmer.

„Na, was treibt ihr da für Unfug, ihr Kindsköpfe?“ rief er vergnügt.

„Der Mag ist zu schrecklich!“ versicherte die atemlose Miezi unter Lachthränen, und erzählte von dem Skalp.

„Ich stärke Miezis Nerven, Onkel, damit sie mich später, wenn ich im Krieg verwundet werde, pflegen kann,“ erklärte Mag.

„Du bist der Wahre!“ lachte Onkel Wedich. „Treibst du solche nützliche Vorübungen auch mit deiner Schwester?“

„Nein,“ sagte Mag mit einem halb ernstern, halb schalkhaften Seitenblick auf Margarete, die mit dem Onkel in der Thüröffnung stand; „an der ist Hopfen und Malz verloren.“

Am dem Tage, der dem letzten Besuche Ludwigs folgte, hatte die Baronin Sorben ihren Empfangsabend. Sie saß blaß und müde in der Sofaecke, während Agathe an einem vielplattigen japanischen Tischchen der Theebereitung oblag.

Agathe von Hohenried war die wenigst beachtete, aber die unentbehrlichste Persönlichkeit im Sorbenschen Hause.

Sie hatte als dreißigjähriges, völlig mittelloses Mädchen nach dem Tode ihrer lange leidend gewesenen Eltern bei Frau von Sorben in Kobenzleben Aufnahme gefunden und widmete sich der Tante seit nun bereits elf Jahren mit aufopfernder Treue.

In Agathes Jugend hinein hatte das Dichtermort geklungen: „Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach seiner Bestimmung!“ Sie hatte es gelernt. Sie schwieg und ließ andre reden, sie stand auf, um zu holen, was gerade gewünscht wurde, sie nahm auch ungerechte Vorwürfe hin, ohne ein Wort zu verlieren, ja, ohne eine Miene zu verziehen.

Agathe trug dunkle, einfache, nicht ganz modegerechte Kleider. Sie war blond und zart gebaut mit einer Taille zum Abbrechen. Ihr feines Gesicht war einmal sehr hübsch gewesen, jetzt hatte es zu wenig Ausdruck. Sie trug das Haar spiegelglatt geschaitelt, hoch am Hinterkopf zu einer schwerfällig dicken, festgeflochlenen Krone aufgesteckt. Ihre Hautfarbe war immer noch jugendlich glatt und zart; alles an ihr atmete peinlichste Ordnung und Sauberkeit.

Margarete saß in der Fensterische und beteiligte sich wenig an der Unterhaltung, die gerade zwischen einigen älteren Damen und ihrer Mutter im Gange war. Aber sie beobachtete und kritisierte. Diese Damen brachten die trivialsten Bemerkungen in einem Tone vor, als entströme soeben ihren Lippen die höchste Weisheit, und zu diesem Ton stimmten auch die begeistertsten „Ja eben“ und „Ja, nicht wahr?“ des Chorus. „Wie viel besser würde es sich anhören,“ dachte Margarete, „wenn sie kluge Bemerkungen in nachlässigem Tone machten, so nebenbei.“ Es war so viel Unwahres, so viel Gefünsteltes, Geziertes bei dieser Konversation. Manchmal wurde ihr davon ganz schwach.

Sie wäre überhaupt noch nicht in den Salons erschienen, hätte sie nicht Ludwig erwartet. Er mußte kommen, denn er war heute noch nicht dagewesen.

Er ließ vorläufig auf sich warten. Dagegen erschienen andre junge Leute, mit denen sie sich im Plätzzimmer niederließ. Zuerst kam ihr Freund Hugo von Trostburg, der Dichter, der sich gern mit ihr unterhielt und sie seine „Muse“ nannte.

Er war dreißig Jahre alt und hatte ein griechisches Profil. Außerdem war er sehr nervös und sehr empfindlich. Es peinigte ihn, wenn man von seinen Schöpfungen sprach, und verletzte ihn, wenn man nicht davon sprach. Ganz außer sich geriet er, wenn sich jemand nach seinen augenblicklichen Arbeiten erkundigte. Das fand er eine gröbliche Unzartheit. „Man fragt doch nicht eine Frau, die guter Hoffnung ist, nach dem Befinden ihres noch nicht geborenen Kindes!“

Heute war Trostburg ganz „geknickte Lilie“. — „Ich franke an der Stadtlust,“ sagte er. „Diese staubigen himmelhohen Steinmassen, hinter denen die nüchterne Arbeit wohnt, erdrücken mich. Diese Ladenschilder, diese Litzfassäulen, diese Plakate, diese unverkämmt aufdringlichen Anpreisungen von holländischem Kakao und Winterpaletots, 's ist ja Mord für jeden freigebohrenen Gedanken. Statt daß sie aus des tiefen Herzens Empfindungen erzeugt werden, die Gedanken, zwingt und klebt das tausendstimmige, mit Druck überzogene Berlin sie uns von außen an, daß wir selbst (nämlich unsre Seele), schließlich zur wandelnden Litzfassäule werden. Und wenn sie all den Humbug glücklich auswendig herunterplärren können, halten sie sich für die geschicktesten Leute Europas.“

„Sie heißen ja heute wie eine Zwiebel,“ sagte Margarete; „warum gehen Sie nicht aufs Land?“

Er hob die langen Wimpern und schaute sie von unten heraufblickend an. „Jetzt? Im Winter?“

„Warum nicht? Meine Tante Dieltlingen zum Beispiel lebt jahraus, jahrein auf dem Lande.“

Trostburg sann ein wenig nach und seufzte dann.

„Ich fürchte, ich bin bereits für das Landleben verdoeben. Die Giftluft des modernen Babylon unterjocht den geistigen Organismus wie der Alkohol und das Morphium. Man sieht geistig und körperlich hin, und kann das Gift doch nicht mehr entbehren.“

„Eine kräftige Willensanstrengung,“ warf sie ein.

Er unterbrach sie lebhaft abwehrend. „Reden Sie mir um Gotteswillen nicht von kräftigen Willensanstrengungen! Sie sind einfach der Tod jeder dichterischen Konzeption! Wir Poeten können uns gar nicht passiv genug verhalten, wenn wir Eindrücke aufnehmen wollen! Jedes Wollen bewegt den klaren Spiegel der Seele, so daß die zurückgeworfenen Bilder des Lebens unendlich werden. Das ist ja eben der Fluch des Künstlergenius, daß er nicht zugleich thatkräftig eingreifend im Leben und in reines Anschauen versunken darüber stehen kann, nicht zugleich Achill und Homer sein! Und dabei empfinden wir beständig den Verzicht auf die andre Lebensbethätigung. Unsrer Feder ist in Schmerz getaucht.“

Sie sah teilnehmend in seine traurigen Augen.

„Augenblicklich schreiben Sie nicht?“ fragte sie zögernd.

Er zuckte nervös zusammen. Ein Schauer lief ihm über den Rücken. „Nein,“ stieß er hervor und starrte düster vor sich hin.

Es war ihr eine Erleichterung, daß jetzt andre Besucher kamen: Siebenstein und Uhlfeld und zwei langnäsige, wohl-erzogene Fräulein von Rübshütz, zu denen sich auch Max gesellte.

Die Wintersaison hatte vor kurzem begonnen. Die ersten Bälle und Gesellschaften bildeten daher hauptsächlich den Gesprächsinhalt. Wen man getroffen und wie man sich amüsiert habe u. s. w. Es herrschte im ganzen ein etwas blasierter Ton unter den jungen Leuten dieses Gesellschaftskreises, so daß sie älter erschienen, als sie in Wahrheit waren.

Man wußte, daß Lieutenant Siebenstein sich für Fräulein Maximiliane Rübshütz interessierte, aber dieses Interesse zeigte sich eigentlich nur darin, daß er ziemlich regelmäßig da erschien, wo die junge Dame sich sehen ließ.

Seine Unterhaltung war stets von der korrektesten Allgemeinheit.

Siebenstein beschrieb jetzt der Dame seines Herzens die Touren eines norwegischen Kontertanzes, der für den nächsten Ball eingeübt werden sollte, Trostburg hielt der jüngeren Rübshütz einen Vortrag über den verderbten literarischen Geschmack des Publikums, Uhlfeld unterhielt sich mit Max.

Margarete war verstummt, hörte aber bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin.

Da drang der Name Ludwigs an ihr Ohr. Sie horchte auf. Uhlfeld erzählte, daß Ludwig neulich mit ihm und andern Offizieren, auch ein alter General sei dabei gewesen, im Wintergarten geseßen habe, aber als eine Coupletanfängerin aufgetreten sei, sofort aufgestanden sei und das Lokal verlassen habe.

„Das Mädel war ganz decent,“ schloß Uhlfeld, „und ich muß überhaupt sagen, daß Doktor Ludwig, wenn ein alter General sitzen blieb, auch hätte sitzen bleiben können. So was find' ich nicht mehr schön.“

„Ich aber,“ sagte Margarete.

Uhlfeld errötete. Er hatte nicht bemerkt, daß sie ihm zugehört hatte.

„Ich versichere Ihnen, mein gnädiges Fräulein,“ sagte er, „es lag thatsächlich keine Veranlassung zu einem derartig provozierenden Benehmen vor.“

„Ihm mußte es doch so scheinen,“ entgegnete Margarete, „und ich finde es immer zu bewundern, wenn einer den Mut seiner Meinung hat, gleichviel, ob sie nun richtig ist oder falsch.“

In diesem Augenblick erschien Ludwig selbst.

„Ho, ho! Lupus in fabula!“ rief ihm Max entgegen.

Der Doktor lächelte gezwungen. Sein ernstester Blick suchte den Blick Margaretes aufzufangen. Sie schien ihn jedoch nicht bemerkt zu haben, sondern sagte etwas zu Uhlefeld.

Er blieb mit seinem gezwungenen Lächeln hinter Margaretes Stuhl stehen, und sie fühlte seine Nähe in allen Nerven; aber eine peinigende Befangenheit, die ihr ganz neu war, veranlaßte sie, den Freund zu ignorieren.

Max bemerkte Ludwigs Aerger über das wunderliche Verhalten seiner Schwester und beschloß, ihn zu rächen.

„Du, Ludwig!“ rief er in seiner unbekümmerten Weise, „Margarete hat eben erklärt, sie fände dich schön und bewunderungswürdig!“

Dies erregte allgemeine Verlegenheit. Niemand wagte Ludwig anzusehen.

Margarete faßte sich am schnellsten. „Sie wissen schon, wie er es macht, der schreckliche Junge!“ sagte sie mit einer halben Wendung nach Ludwig hin. „Ich habe gesagt, daß ich es schön finde, wenn jemand den Mut seiner Ueberzeugung hat, weiter nichts.“

„Und du bezogst es auf mich?“ bemerkte Ludwig halblaut gegen Max. „Da kann ich mich ja wohl bei dir bedanken?“

Es war in nachlässigem Ton gesprochen und sollte Scherz sein; aber Margarete hörte, daß er verstimmt war.

Ja; seine Laune war gründlich verdorben. Erst die Nichtbeachtung von Margaretes Seite, dann dies rohe Hinausschreien dessen, was ihm heilig war — es ging ihm alles gegen den Strich.

Er hatte neben Trostburg Platz genommen und zeigte sich von der unliebenswertesten Seite, obwohl der Poet zu seinen Freunden gehörte. Grimmig begann er gegen die Ueberschätzung des Künstlers und gegen die von den

Künstlern beanspruchte Sonderstellung zu Felde zu ziehen. Seine Ausführungen waren messerscharf, allein je mehr er in Eifer geriet, desto spöttischer wurde das Lächeln Trostburgs.

Margarete sah keinen Grund zu einer derartigen Geiztheit und ärgerte sich, daß ihr lieber Freund sich vor der Gesellschaft in so wenig günstiger Beleuchtung zeigte. Man mußte ihn wirklich für einen Krakeeler und Händelsucher halten.

In ihrem Aerger fing sie an, lebhaft für den Dichter Partei zu nehmen.

Da verstummte er plötzlich. Kurz darauf stand er auf und empfahl sich.

Margarete erschrak. Er hatte so merkwürdig blaß und verstört ausgesehen. Unter einem beliebigen Vorwand schlüpfte sie aus dem Zimmer und eilte ihm nach in den Flur. Sie traf ihn, als er schon die Hausthür in der Hand hatte.

„Doktor!“

Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte es ihn. Er wandte sich rasch um. Aber seine Stirn blieb finster und er sagte: „Gnädiges Fräulein!“ während er sie sonst doch immer nur „Fräulein Margarete“ nannte.

Sie reichte ihm die Hand hin und sah ihn bittend an.

„Nein, so dürfen Sie nicht gehen. Was hab' ich Ihnen denn gethan?“

Er errötete schmerzlich.

„Ich ertrage es nicht, Sie Ihre Liebenswertigkeit so unterschiedslos austheilen zu sehen! Erst war es der Herr von Uhlefeld, dann Trostburg. Es macht mich an Ihnen irre, an Ihrer . . . ich bin . . . ich habe . . .“

Er brach ab. Sein Blick ruhte so vorwurfsvoll auf ihr, daß sie den ihren verwirrt senkte. Jetzt und hier an der Hausthür durfte er nicht weiter in diesem Ton sprechen.

„Morgen ist Sonntag,“ sagte sie, ohne den Blick zu erheben, „wollen Sie mich nach der Kirche begleiten?“

Hastig zog er ihre Hand an seine Lippen, das erste Mal, seit all den Jahren ihrer Freundschaft. Dann stürmte er in den Novemberabend hinaus. Es schneite in großen Flocken.

Am folgenden Morgen trat er pünktlich in den Sorbischen Flur. Margarete kam eben die Treppe herab in Pelzmantel und Pelzmütchen, das Gesangbuch und den Ruff in Händen.

„Ah, da sind Sie schon!“ rief sie ihm mit erkünsteltem Gleichmut entgegen. „Da können wir uns ja auf den Weg machen.“

Es hatte die ganze Nacht geschneit, der Schnee war liegen geblieben, aber von den Trottoirs weggefegt und von den Pferdebahngleisen fortgegossen.

Sie sprachen über die Straßenreinigung und das Schneeschaufeln, welche Ausgaben der Stadt daraus erwüchsen und wie viele Hunderte dadurch Beschäftigung fänden. Aber es war ihnen beiden nicht recht ernst damit, die Unterhaltung stockte und es entstand eine lange Pause.

Endlich gab sich Margarete einen moralischen Ruck und sagte: „Ich habe den Tolstoi gelesen.“

Er versuchte in ihrem Gesicht zu lesen, aber es war unbequem, weil sie an seiner Seite ging, auch ließ der gestupfte Schleier den Ausdruck nicht recht erkennen.

„Hat er Ihnen nicht sehr gut gefallen?“ fragte er.

„Es ist unglaublich fein beobachtet.“

„Ich möchte eigentlich weniger Ihr Urteil über die Kunstleistung hören, als das über die Tolstoische Auffassung der ehelichen Liebe.“

„Ich weiß nicht recht . . .“ meinte sie unsicher.

Er kam ihr voll Eifer zu Hilfe. „Glauben Sie nicht auch, daß der sogenannte Liebesroman nur ein Uebergangs-

stadium ist, das je eher, je besser zu Ende kommt, und daß dann erst die eigentliche gesunde Form des Ehelebens anfängt?“

Sie antwortete nicht gleich. Ihr Schritt war ungleich geworden, was er nicht bemerkte. Sie war verletzt durch seine Worte und enttäuscht. Von Liebe hatte sie ihn sprechen hören wollen, und er theoretisierte über die Ehe! Er sprach vom Beendigen des Liebesromans, aber vorläufig wollte sie den Anfang erleben! Was für eine seltsame Art von Liebe mußte das sein, deren Aufflammen bedauert und deren Ende erhofft wurde, ehe sie eigentlich angefangen hatte!

„Ich muß gestehen,“ sagte sie nach längerem Schweigen ziemlich kühl, „daß ich mich mit Ehestandsproblemen noch nicht viel beschäftigt habe.“

„Auch mich beschäftigen sie erst seit kurzem,“ entgegnete er, „dafür aber auch jetzt so vorwiegend, daß alles, was mich sonst interessiert hat, daneben verschwindet.“

Der tiefe, beinahe leidenschaftliche Ernst, mit dem er sprach, machte wieder Eindruck auf sie.

„Ich glaube,“ fuhr er fort, „daß sich der Mensch nur innerhalb der idealen Ehe der ihm möglichen Vollendung nähern kann. Ein Mann für sich oder ein Weib für sich, das ist immer etwas Unausgeglichenes, Halbes, nach seiner Ergänzung Strebendes. Und jede außereheliche Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Weib trägt von vornherein die Keime des Zerfalls in sich.“

„Das mag wohl so sein,“ sagte sie nachdenklich.

„Freilich kann das Ideal der Ehe nur da erreicht werden, wo beide Hälften gleichwertig sind, einander völlig ebenbürtig. Unter dieser Voraussetzung kann ich mir aber auch gar nichts Schöneres, Beglückenderes, Erhabeneres denken!“

Ergriffenheit durchbebt ihn, und auch Margarete empfand etwas von ahnungsvollem, heiligem Erschauern.

Leider waren sie gerade beim Straßenübergang am

Potsdamer Thor angelangt, und die nüchterne Gegenwart entzog sie den höheren Regionen, indem sie sich mühsam zwischen Pferdebahnmwagen, Omnibussen und Droschken durchzuwinden hatten.

„Gott sei Dank!“ rief sie, auf dem jenseitigen Bürgersteig angelangt, „dem Ueberfahrenwerden sind wir wieder einmal entgangen. Es wäre doch eine zu unschöne Art zu sterben, so vor den Augen der Neugierigen im Straßenschmutz liegend.“

Er hörte nicht darauf. Seine Gedanken drängten einander so ungestüm, daß er, ohne es zu merken, auch den Schritt beschleunigte. Sie hatte Mühe, an seiner Seite zu bleiben.

„Margarete,“ sagte er plötzlich mit tiefer Empfindung, „ich stelle Sie so hoch — höher als alle Menschen!“

„Zu hoch!“ wandte sie mit halber Stimme ein.

„Nein, nein!“ rief er und suchte ihre im Muff steckende Hand zu ergreifen.

Sie entfernte sich hastig um zwei Schritte. „Aber doch nicht in der Leipziger Straße,“ mahnte sie erschrocken. „Was müssen die Leute von uns denken?!“

„Verzeihen Sie mir! Ich werde mich beherrschen.“

„Sie sind mir nicht böse, nicht wahr?“ bat sie demütig.

„Böse? O mein Gott! Ihnen böse, der ich das höchste Glück von Ihnen erwarte? — Margarete, Sie sollen mir das Heiligste auf Erden und im Himmel sein! Sagen Sie, daß Sie mein Weib werden wollen!“

Sie bebte. Ein ihr unverständliches Angstgefühl lähmte sie und schnürte ihr die Kehle zu. Es war ihr, als mutete er ihr etwas Ungeheuerliches zu.

Endlich sagte sie: „Aber ich glaube, das was Sie empfinden, ist gar nicht Liebe.“

„Wenn es nicht Liebe ist, daß ich Ihnen mein ganzes Leben weihen möchte, daß mir das Dasein ohne Sie freud-

los und wertlos erscheint, daß ich bei dem Gedanken, Sie als mein Weib zu sehen, den Boden unter Ihren Füßen küssen möchte, wenn das nicht Liebe ist, was ist sie denn?“

Sie war heiß errötet. „Bitte, sprechen Sie etwas leiser, lieber Doktor! Denken Sie, wenn die Vorübergehenden Sie anhörten!“

Ihm waren die Vorübergehenden in diesem feierlichen Augenblick vollkommen gleichgültig. Es gab jetzt auf der Welt für ihn nur dies eine Mädchen, von dessen Lippen er die Verheißung eines Erdenparadieses erharrte.

Aber Margarete litt. Sein heißes Werben ergriff sie, ohne sie zu entzücken. Sie hatte sich das alles so ganz anders gedacht. Hatte ihr die Phantasie etwas Unmögliches vorgespiegelt? War das Leben auch in seinem Höhepunkt so nüchtern?

Sie wollte jedenfalls darüber zur Klarheit kommen. Ehe sie sich auf ewig band, wollte sie ergründen, ob es wirklich die echte, große Liebe sei, was ihn zu ihr zog.

„Glauben Sie nicht, daß Sie sich täuschen?“ begann sie vorsichtig. „Halten Sie es nicht für möglich, daß Sie sich auf Verstandeswegen in den Gedanken, mich heiraten zu wollen, hineingeredet haben? Sind wir zwei auch wirklich bestimmt, einander mehr zu werden, als Freunde? Mir ist, als ob etwas fehlte und zwar die Hauptsache, nämlich der geheimnisvolle, unwiderstehliche Drang, den man Liebe nennt. Vielleicht, weil wir uns zu genau kennen.“

Er ließ sich nicht beirren. Daß sich eine herbe deutsche Jungfrau nicht ohne weiteres ergab, schien ihm natürlich und angemessen. Je höher der Preis, desto mühevoller will er errungen sein.

„Was Sie eben als Liebe bezeichneten,“ sagte er, „die geheimnisvolle Anziehungskraft zweier Wesen untereinander, dem liegt in Wahrheit nichts zu Grunde, als ein sinnlicher Trieb. Natürlich hat dieser Trieb seine hohe Berechtigung und darf nicht fehlen, aber er stellt sich bei gefunden

Menschen zur rechten Zeit von selbst ein. Daß aber dieser tierische Trieb so oft allein die viel edlere, auf gegenseitiger feelischer Bejahung beruhende Liebe ersetzen muß, das ist der Grund, daß unter hundert Ehen neunzig unglücklich ausfallen. Er ist schuld an der ganzen physischen und sittlichen Verkommenheit unsers Geschlechts. Eine aus Sinnenreiz hervorgegangene Ehe wird selten durch feelische Liebe geadelt werden, wogegen umgekehrt die feelische Liebe das sinnliche Moment der Ehe immer adelt und heiligt."

Mit gesenktem Blick hörte sie ihn an. Im Grunde mußte sie ihm recht geben, aber ihr mädchenhaftes Empfinden empörte sich gegen seine unverhüllte Sprache, von dem Augenblick an, wo der erörterte Gegenstand sie persönlich betraf. Sie zürnte ihm ein wenig, daß er nicht aus seinem eigenen Gefühl heraus begriff, was sie ihm unmöglich klar machen konnte.

Indessen waren sie bei der Kirche angelangt und nahmen in den beiden Sorbenschcn Stühlen Platz. Sie sahen in dasselbe Choralbuch ein, und er mußte den Kopf bücken, weil er kurzsichtig war. Während er ernst und eifrig mitsang, blieben ihre Lippen geschlossen. Sie sah ihn heute, als sähe sie ihn zum erstenmal. Denn bis jetzt hatte sie immer nur an seinen inneren Menschen gedacht.

Sein blonder Kopf, mit dem großen, runden Schädel war ihr so nahe, verstohlen blickte sie auf sein charaktervolles Profil, das markige Kinn, die kräftig geformte Nase, die ernsten, streng blickenden Augen. Und bei dem Gedanken, daß dies alles ihr eigen sein sollte, ergriff sie mit einemmal eine tiefe Rührung. Ja, die Liebesglut, die sie dunkel ahnte und nach der sie sich sehnte, würde schon kommen, meinte sie jetzt. Das Orgelspiel löste das erst gefesselte Empfinden. Alle Nüchternheit hörte auf. Die Welt zerfloß in wunderbar traumartigen, süßen und poesievollen Harmonien.

Ja, sie wollte eine gute, pflichttreue Frau werden,

ihrem Manne fromm ergeben in guten und bösen Tagen und bis an den Tod. In ihm wollte sie leben und mit ihm und für ihn, ganz Demut und Liebe. Wie beglückend das sein mußte!

Die Orgel redete eine Sprache, auf die sie besser gestimmt war, als auf die Ludwigs. Immer frommer, immer unirdischer wurde ihr zur Sinne, und mit verklärten Augen lauschte sie in weihvoller Andacht den Predigtworten des schönen Konfistorialrats.

Inzwischen plagte sich Ludwig mit grübelndem Zweifeln. Was war es nur, das sich in ihr seinem aus tiefem, vollem Herzen kommenden Werben so spröde entgegensezte? Sie kannte ihn doch, wie ihn wenig andre kannten! Er wußte, daß sie seiner Denkart beipflichtete, daß sie in allem Wesentlichen seine Gesinnung teilte, daß sie ihm vertraute und daß sie keinen andern Mann über ihn stellte. Was verlangte sie denn noch mehr?

Der Gottesdienst war beendet. Stumm und ohne einander anzusehen näherten sie sich mit der sich drängenden Menge der Kirchengthür.

Ein Herr, der zufällig im gleichen Augenblick wie Margarete an der Schwelle anlangte, trat mit höflicher Bewegung zur Seite, wofür sie mit einem Neigen des Kopfes und kurzem freundlichen Blick dankte. Dabei sah sie in ein feines, ungemein anziehendes Gesicht, das sie zu kennen glaubte; dieser Blick war ihr schon irgendwo begegnet und hatte Eindruck auf sie gemacht. Wer konnte es sein? Oder irrte sie sich? Aber nein, auch er sah sie an, als suchte er nach einer Erinnerung. Sonderbar, daß sie der Unbekannte in diesem Augenblick so lebhaft interessieren konnte!

„Kannten Sie den Herrn eben, der mir Platz machte?“ fragte sie auf der Straße angelangt den Doktor.

Er wandte sich zurück. „Der da mit dem Generalstabsoffizier spricht?“

„Ja.“

„Das ist ein Graf Otrida, ein in Schlesien ansässiger, sehr flott lebender junger Mann, der Karriere zu machen scheint,“ sagte Ludwig. (Er kannte jeden, der einigermaßen des Kennens wert war.)

Dann schwiegen sie beide; sie erwartungsvoll, er finster vor sich hinstarrend. Sie wunderte sich, daß er gerade jetzt keine Worte fand, ohne zu überlegen, daß er von ihren während des Orgelspiels entstandenen lebenswürdigen Zukunftsplänen ja nichts ahnen konnte, und daß ihre vorhergegangenen Worte eher alles andre als Entgegenkommen ausgedrückt hatten.

Sein Schweigen wurde ihr peinlich.

„Lassen Sie uns eine Droschke nehmen,“ sagte sie am Leipziger Platz, „mich friert ein wenig.“

Er blieb stehen, und sie blickten einander an. Seine Augen sahen traurig aus, seine Stirn war finster.

Plötzlich fühlte sie sich im Unrecht. „Nein!“ rief sie lebhaft, „es ist nicht wahr. Ich friere nicht. Wir wollen weiter gehen, denn ich bin Ihnen noch eine Antwort schuldig.“

Er wurde so erregt, daß er schwer atmete und daß sein Schritt die gewohnte Festigkeit verlor.

Sie bogen in die stille Bellevuestraße ein.

„Ich habe über Ihren Lebensplan nachgedacht,“ begann Margarete, „und ich kann mir das Glück einer Ehe, wie Sie sie denken, sehr gut vorstellen.“

„Margarete,“ stammelte er, „glauben Sie mir, ich würde Sie auf Händen tragen.“

„Ich weiß es,“ sagte sie herzlich. „Sie sind ein starker und guter Mensch! Natürlich werden Sie das Los Ihrer Frau zu einem beneidenswerten machen. Aber heute — heute kann ich Ihnen noch kein bindendes Versprechen geben. Ich kann nicht! Die zwingende innere Stimme fehlt, was nützen da alle Vernunftgründe? Aber wenn Sie Geduld

haben wollen, werde ich versuchen, Sie so lieben zu lernen, wie ich fühle, daß ich lieben muß. Ich hoffe von ganzer Seele, daß es gelingt!“

„Es wird gelingen!“ rief er freudig. „Ich zage nicht. Ich bin bereit, sieben Jahre um Sie zu dienen, wenn es sein muß, und noch einmal sieben Jahre. Nur lassen Sie mich hoffen!“

Sie drückte ihm die Hand. „Es soll nicht sieben Jahre dauern, nicht sieben Wochen, hoffe ich. Ich selbst bin ja Ihr eifrigster Bundesgenosse.“

Margarete von Sorben machte Ernst und ging mit Eifer ans Werk. Sie wollte lieben, ihn lieben. Das suchte sie auf mancherlei Weise zu erreichen, zunächst, indem sie ihn mit großer Aufmerksamkeit studierte. Denn sie hatte bei ihren Streifzügen auf den Gebieten von Kunst und Wissenschaft die Erfahrung gemacht, daß ein Gegenstand, mit dem sie sich eingehend und angelegentlich beschäftigte, zur Liebhaberei, ja mitunter fast zur Leidenschaft wurde.

Ludwig mußte ihr alle seine alten Photographieen und seine Tagebücher bringen.

Die Photographieen stellte sie alle nebeneinander auf ihrem Schreibtisch auf und betrachtete und verglich sie. Sie ließ sich einen Band Lavaters physiognomischer Studien aus der königlichen Bibliothek kommen, der viele Zeichnungen enthielt, und sie prüfte nach Lavaterschem Rezept Ludwigs Züge auf die entsprechenden Geistesanlagen hin. Die kurzgefaßten Tagebücher las sie mit Andacht. Er mußte ihr aus seiner Kinderzeit erzählen und aus seinen Studenten-jahren. Sie wollte alles, alles wissen, was es von ihm zu wissen gab. Wie er als Junge so trotzig gewesen war und seinen Vater am liebsten erschlagen hätte um einer geringfügigen, aber beschämenden Strafe willen. Wie er

auf der Schule immer Parteiführer gewesen und die andern unter seinen Willen gebeugt habe. Aber den Lehrern hatte er keine Not gemacht. Dann das Dienstjahr! Von dem erzählte er mit Enthusiasmus! Wie er das Charakterstählende der preußischen Mannszucht empfunden habe, und die ganze sieghafte Größe dieser Unterordnung aller unter einen höheren Willen! Auch war er jetzt noch stolzer auf seinen Reservelieutenantsrang als auf seinen Dokortitel. Als Student hatte er den Verein deutscher Studenten gründen helfen und feurige Reden zu Ehren des Deutschtums gehalten. Auch hier war ihm stets die Führerschaft von selbst zugefallen. Man hatte große Erwartungen in ihn gesetzt, bis er plötzlich, zur Ueberraschung aller, die seine Neigung, im öffentlichen Leben zu wirken, kannten, in die Landeinsamkeit von Rodensleben untertauchte. „Es sollte auf kurze Zeit sein,“ erzählte er, „eigentlich nur, um mich für eine Weile dem unruhigen Parteileben zu entziehen und meinen Studien zu leben; aber Rodensleben nahm Besitz von mir und ließ mich nicht los. Ich mochte den täglichen Verkehr mit Ihnen nicht ohne Not aufgeben, denn er schien mir wertvoller als alle Bierbank- und Rathederweisheit!“

Alle diese Stufen seines Entwicklungsganges kannte sie längst aus gelegentlichen Neußerungen; aber sie ging sie jetzt mit einem ganz neuen Interesse durch. Zum erstenmal hörte sie, daß er nie eine Liebschaft gehabt hatte, er war gegen junge Mädchen artig, gegen ältere Damen ehrerbietig gewesen, hatte auch wohl in Ehren und Sitten getanzt und geneckt, aber nie etwas darüber. Die Beziehungen zum weiblichen Geschlecht waren ihm stets etwas Heiliges gewesen, das ernst genommen werden mußte, oder gar nicht. Die Sittenlaubeit seiner Gefährten verdamnte er aufs entschiedenste.

Es war alles so durchsichtig an ihm und so hart und fangtig, daß Margarete ihn mit Bergkrystall verglich. Keine

dunkeln und halbdunkeln Stellen in seinem Charakter, nichts, was Rätsel zu raten gab. Er gehörte zu den festen, klaren, nüchternen Verstandes- und Willensmenschen, denen das mystische Phantasielieben fehlt.

Margarete begann mutlos zu werden; denn mit all ihren Bemühungen erreichte sie ungefähr das Gegenteil von dem, was sie anstrebte. Statt daß, wie sie erwartet hatte, über dem Vertiefen in seine Eigenart ihre Zuneigung wuchs, fühlte sie sich immer mehr zur Kritik aufgelegt.

Auch seine unpersönlichen Unterhaltungen fingen an, sie zu ermüden. Er selbst fühlte, daß er keine Fortschritte machte, und das griff ihm die Nerven an, so stark sie sonst auch waren. Er war gereizt und darum scharf und zu beißenden, absprechenden Urteilen geneigt. Dann reflektierte, analysierte, kritisierte er, bis von den unglücklichen Gegenständen seiner Beobachtung so gut wie nichts übrig blieb. Besonders gerne that er auf diese Weise die gemeinsamen Bekannten ab. Er beleuchtete sie von allen Seiten, von innen und außen, schied säuberlich das Zufällige vom Wesentlichen, zerlegte die Handlungen und führte sie auf die letzten Motive, die gewöhnlich etwas Selbsterhaltungstrieb, Eitelkeit, Schwäche waren, und erklärte sich dann damit fertig.

Für Margarete war der Nachhall solcher Auseinandersetzungen meist ein trostloses Gefühl der Verarmung und der Langweile. Sie nannte ihn einen Midas, unter dessen Berührung alles Lebendige zu Stein wurde.

„Gold,“ verbesserte er.

„Nein,“ Gold wollte sie nicht sagen. Gold bedeute Reichtum, und seine Art wirke veröbend.

„Ich wollte, Sie wären ein ganz klein wenig oberflächlicher!“ sagte sie einmal.

Er lächelte gezwungen. „Warum?“

„Weil — weil — ich denke manchmal, dann würden Sie mir besser gefallen. Es ist so tödlich langweilig, allen Dingen immer gleich bis auf den Grund zu kommen.“

„Aber erlauben Sie, Fräulein Margarete, das ist ja eine Auffassung, die in den Mund der Komtesse Miezi paßte! Ernste Menschen werden stets die ödeste Wahrheit der über-tünchten Lüge vorziehen.“

„Vielleicht bin ich gar nicht so ernst,“ wandte sie in etwas müdem Tone ein.

Er bewegte ungeduldig den Kopf. „Das ist ja bloß eine Phrase.“

Sie sah lebhaft auf. „Sehen Sie wohl! Nun mache ich Sie schon ungeduldig! Wie können Sie sich nur ein-bilden, mich zu lieben? Unsrer Freundschaft war so schön, und nun haben wir es uns verdorben! Wir passen gar nicht zu einander.“

Aber da kam er gleich wieder in sein altes Fahrwasser. Eben gerade weil sie so entgegengesetzte Naturen wären, könnten sie einander ergänzen und so zur höchstmöglichen Vollendung gelangen. „Das Weib soll nie und nimmer-mehr das Ebenbild des Mannes sein, sondern sein Gegenstück, geistig genau so wie physisch. Das Herbe, Stolze und Spröde in Ihnen, das sich nicht unterwerfen, dem Gesetz der Natur nicht unterwerfen will, das ist es, was momentan wie ein Riß durch unser gutes Einvernehmen geht und die Harmonie zeitweilig stört. Aber es ist ein echt weiblicher Zug, der durch die ganze Schöpfung geht und bei den stolzeften, eigenartigsten Individuen am schroffsten auftritt.“

Margarete lehnte sich mit geschlossenen Augen in den Sessel zurück und dachte: „So etwas denkt man wohl, aber man spricht es doch nicht aus. Warum macht er nicht alles ganz anders! Ich würde mich ja so gern besiegen lassen!“

Er kam jetzt gewöhnlich täglich zweimal und ging mit ihr aufs Feld hinaus spazieren oder saß stundenlang mit ihr im Salon. Beide waren beständig unruhig und beide hatten jedes andre Interesse fallen lassen. Man ließ sie gewähren, weil jedermann eine Verlobung im Entstehen sah.

Für Margarete wurde dieser ungestörte Verkehr, der sonst die Würze ihres Lebens gewesen war, mit jedem Tage mehr zur Qual. Sie zürnte abwechselnd sich selbst und ihm. Er hatte für nichts mehr Sinn, als für das eine Thema, das er bis zur Erschöpfung erörterte. Sogar in Gegenwart anderer konnte er sich nicht mehr unbefangen geben, sondern zeigte sich wortkarg und starre sie mit brennenden Augen stumm an. Ihr passiver Widerstand steigerte sein Wollen zu trotziger, verzehrender Leidenschaft.

Margarete erschrak jetzt, wenn sie seine Stimme oder seinen Schritt im Flur hörte, und atmete auf, wenn das angreifende Zwiegespräch mit ihm irgendwie unterbrochen wurde.

Einmal spielte sich eine eigentümliche Scene ab. Sie hatten eine Weile geschwiegen, er am Fenster stehend, sie auf ihrem gewohnten Platz, einem niedrigen Sessel vor dem Kaminofen sitzend. Da stürzte er plötzlich auf sie zu, beugte sich zu ihr herab und küßte sie auf den Mund.

Sie stieß einen kleinen Schreckensruf aus, sprang, ihn mit beiden Armen von sich stoßend, auf und eilte ans andre Ende des Zimmers. Sie fühlte sich erniedrigt und verletzt. Er stieß sie ab in diesem Augenblick.

Natürlich sah er schnell genug, was er mit seinem Ueberfall angerichtet hatte. Sie war im Begriff, vor ihm mit Entrüstung davonzulaufen, wie vor dem ersten besten Judringlichen, obwohl sie doch so gut wie verlobt waren.

Zerknirscht und reuig bat er sie, ihm nicht zu zürnen. „Sie sollen in Zukunft ein für allemal vor derartigen An-griffen sicher sein, ich schwöre es Ihnen! Auch heute habe ich nicht etwa die Herrschaft über mich verloren, sondern vorbedacht und absichtlich gethan, was Sie gekränkt hat. Ich hatte mir überlegt, daß es vielleicht derartiges sei, was Sie vermiffen, und hoffte, Sie dadurch sozusagen im Sturm zu nehmen.“

Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und stöhnte.

Wenn es ein Ueberwallen des Gefühls gewesen wäre, ein Sichvergessen — tausendmal erträglicher hätte sie es gefunden, als diese geplante, mit kalter Ueberlegung ausgeführte Mttade! Und damit konnte er wirklich geglaubt haben, etwas zu erreichen!

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, so gehen Sie jetzt!“ bat sie.

Er stand mitten im Zimmer und war unheimlich blaß.

„So schicken Sie mich fort?“

„Bitte! Ja!“

Er ging. Sie aber konnte den gequälten Ausdruck seines Gesichts nicht los werden, und als er am Nachmittag und am nächsten ganzen Tage nichts von sich hören ließ, überfiel sie eine gräßliche Angst. Er hatte wirklich verzweifelt ausgesehen: Wenn er sich etwas zuleide thäte! Nie in ihrem Leben könnte sie das verwinden.

In ihrer Angst bat sie Max, einmal in Ludwigs Wohnung nach ihm zu fragen. „Er sah so merkwürdig verstört aus gestern.“

Max, der seinem ehemaligen Lehrer von Herzen zugethan war und den Margarete in ihrer Angst ansteckte, machte sich sofort auf den Weg. Nach zwei Stunden, während welcher Margaretes Aufregung beinahe zum Fieber geworden war, kehrte er sehr vergnügt zurück. Ludwig habe einige Freunde bei sich gehabt, sie hätten gezecht und seien sehr fidel zusammen gewesen.

„Urfidel, sag' ich dir, und er läßt dich bestens grüßen, und heute abend wollte er zum Thee kommen.“

Damit war alles wieder im alten Geleise.

Einige Tage nach diesem Vorfall saßen Ludwig und Margarete wieder einmal bei einander, als im pelzverbrämten Straßenkostüm Miezi Dietlingen eintrat.

„D, ich störe wohl?“ fragte sie schelmisch.

„Im Gegentheil!“ entfuhr es Margareten.

Ludwig war aufgestanden und hatte sich verbeugt.

„Eine so liebenswürdige junge Dame wie Komteß kann niemals stören,“ sagte er nachlässig.

Margarete wußte genau, daß er nur den faden Salonton kopierte, über den er sich im Herzen lustig machte. Miezi drohte ihm lachend mit dem kleinen Finger: „Als ob man das nicht besser wüßte, Herr Doktor!“

„Doktor Ludwig meint immer, was er sagt,“ bemerkte Margarete boshaft.

Er wandte sich erblaffend nach ihr um. „Jedem das Seine,“ sagte er rücksichtslos, „wer Wahrheit will, wird sie immer zu hören bekommen. — Aber ich will nicht länger aufhalten.“

Damit verabschiedete er sich.

„Jetzt habe ich ihn verschreckt!“ sagte Miezi bekümmert, „bist du sehr böse?“

Margarete nahm dem hübschen Cousinchen den Muff ab und knöpfte ihr den Mantel auf.

„Nicht im geringsten,“ antwortete sie dabei. „Er ist ein ganzes Weilchen hier gewesen, und er hat doch noch andre Dinge zu thun.“

„Na, viel kann es nicht sein,“ meinte Miezi. „Eigentlich ist er doch beständig bei euch, nicht?“

„Ziemlich viel, ja. Es ist von der alten Zeit her, weißt du.“

Miezi zupfte an Margaretes Blusenknöpfen.

„Sag' mal . . . weißt du . . . ich glaube, er liebt dich fürchterlich.“

„Ich weiß nicht. Komm, setz' dich, Miezi. Wie geht's dem Onkel?“

„Gut, danke. Du, Margarete! — ich denke es mir fürchtbar nett, so den Hof gemacht zu bekommen! Ich meine, so ernsthaft. Sag' mir doch ein bißchen, wie das ist?“

„Du wirst es ja kennen lernen, du Schäfchen?“

„Ist es nicht sehr spaßig?“

„Nein, nicht im mindesten!“

„Ich finde deinen Doktor reizend. Aber natürlich, mich sieht er gar nicht an, weil ich für einen klugen, gelehrten Herrn ja viel zu dumm bin.“

„Ach, Miezi!“ rief Margarete ungeduldig, „du weißt sehr gut, daß du kein Idiot bist. Dies immervährende Neben von deiner Dummheit ist einfach Koketterie.“

Miezi verzog das niedliche Gesicht zum Schmollen.

„Nein, wie kannst du nur so garstig sein!“

Margarete lachte. „Du hast recht. Ich bin kratzbürstig. Es ist ganz richtig, daß die Frauen zu gefallen suchen, und ich thu' es gewiß ebenso gut wie du, nur etwas raffinierter. Wenn wir gar nicht gefallsüchtig wären und uns in allen Dingen einfach unsrer Bequemlichkeit überließen — du lieber Himmel, was für Anblicke würden wir haben!“

Miezi lachte fröhlich mit, und der Friede war hergestellt.

„Weißt du aber, warum ich eigentlich gekommen bin? Ich wollte dich so schrecklich bitten, die Einladung zu dem Ahrottischen Ball anzunehmen! Ich weiß, ihr habt Einladungen bekommen, und es soll das großartigste Fest der ganzen Saison werden. Bitte, bitte, komm mit, Engels-gretel! Ich bin sonst so allein, und wenn der Papa sich immer um mich kümmern muß, geht er so bald nach Hause. Liebe, zuckersüße Gretel, willst du? Bitte, bitte, bitte, bitte!“

„O du Schmeichelfaze! Du deinem Namen Ehre machende Miezi! Ich tanze ja doch gar nicht mehr.“

„So thu's doch nur dies allereinzigste Mal mir zu Gefallen!“ Sie war bettelnd und schmeichelnd vor der Cousine niedergekniet. „Bitte, bitte, bitte! Ich will auch — ich will auch — einen ganzen Tag lang von ernsthaften Dingen sprechen.“

Margarete lachte laut auf. „Daran stirbst du ja!“

„Nein, ich werde es gewiß thun und gar nicht sterben. Und alle Welt wird dort sein. Du kannst deine ganze Tanzkarte mit Bekannten füllen: Trostburg, der für dich

schwärmt, und Prinz Lynar und Uhlefeld und Siebenstein und überhaupt alle Welt.“

Margarete überlegte. In ihrem augenblicklichen gequälten Dasein schien es ihr nicht übel, sich einmal wieder für ein paar Stunden in den Trubel zu stürzen, um die „Wirklichkeit“, mit der sie gar nicht mehr zurecht kommen konnte, ein wenig zu vergessen.

„Wenn dir also so sehr viel daran liegt, Miezi . . .“

Die Kleine jubelte auf und schlang in stürmischer Liebeskosung die Arme um Margaretes Hals.

„O, danke! danke! danke tausendmal! O Gott, wie ich mich darauf freue!“

„Sie ist doch ein herziges Ding, die Miezi!“ dachte Margarete.

Die Gesellschaftsräume des von Lucia Ahrott gemieteten Palastes boten ein glänzendes, prächtiges Bild. Zahlreiche Spiegel an den Wänden vertausendfachten das Kerzenlicht, Palmen und andre Blattpflanzen schufen das großartige Treppenhaus zu einem Wintergarten um, kleine Zimmerfontänen sprudelten ihr kristallnes Raß der Decke entgegen und erfrischten die Luft.

In dieser feenhaften Umgebung bewegte sich die Elite der Gesellschaft. Man sah glänzende Uniformen und Orden auf schwarzen Fracks, so daß das Außere des starken Geschlechts dem schönen an Farbenpracht und Gefunkel nicht nachstand. Bei den Damen blendeten die zart rosigen oder elfenbeinfarbenen Schultern und Arme mehr noch als alles Toilettenraffinement.

Als Graf Wedich Dietlingen mit seinen jungen Damen in den Ballsaal trat, hatte das Tanzen noch nicht begonnen und es herrschte eine unbehagliche Steifheit unter den Versammelten.

„Das Naturwidrige einer solchen gesellschaftlichen Festlichkeit macht sich beim Anfang immer in störender Weise

bemerlich," sagte Margarete zu ihrem Freund Trostburg, der sie mit Freuden entdeckt hatte. „Sehen Sie nur, wie die Damen dort in dichten Gruppen zusammengedrängt stehen, und die Herren auch für sich, wie zwei getrennte Heerlager vor Beginn des Kampfes.“

„Es ist ja auch eigentlich ein Kampf," meinte Trostburg, „denn Kraft und Schönheit suchen einander im Wirbel des Tanzes zu besiegen.“

Margarete lächelte. „So fassen sie es nicht auf — leider! Es wäre doch noch Poesie darin. Aber horchen Sie einmal beim Vorübergehen auf die Konversation. Und beachten Sie den Ausdruck der Gesichter. Die Mädchen bekriecheln gegenseitig die Toiletten, und naht ein Kavaliere mit Absichten auf die Tanzarten, so werden sie kreideweiß vor Spannung oder Neid, und das scheinbar lebhafte Gespräch bricht ab. Dann spiegelt sich Triumph im Gesicht der Bevorzugten und Qual in dem der Uebergangenen. Ist es nicht unwürdig, erniedrigend, abscheulich! Keine Spur von Korpsgeist bei den Frauen. Sie heucheln Freundschaft und hassen einander als Rivalinnen!“

„Aber mein gnädiges Fräulein, Sie überbieten ja den seligen Schopenhauer!“

„Ja, es macht mich aber auch ganz wild, so oft ich es mit ansehen muß. Ich hasse unsre Välle. Ich finde sie eine Schmach für uns Frauen, so wie sie jetzt sind. Früher war es vielleicht anders. Aber achten Sie auf die tanzenden Herren, wie sie gelangweilt daran gehen, wie sie schwitzen und keuchen und sich ihrer ‚Pferdearbeit‘ rühmen und sich über die ihnen gestellten Zumutungen beklagen. Es ist ganz widerlich!“

Trostburg seufzte. „Ja, ja! So schleicht sich die Reflexion in den Genuß des Augenblicks, wie der Wurm in die Blüte, und vernichtet die künftige Frucht.“

„Gilt das mir?“

„Es war nur so ein streifender Gedanke.“

Sie sah ihn von der Seite an. Der Frack kleidete seinem Lord Byron-Kopf nicht sonderlich, und doch paßte er mit seinem müden, weltchmerzlichen Gesicht ganz gut in den Festsaal. Er war sozusagen eine „interessante“ Erscheinung.

„Wollen Sie nicht engagieren?“ fragte sie.

Es waren elegante Tanzkärtchen zur Verteilung gelangt, aber Trostburg hatte die seine bereits verloren.

„Ich binde mich nicht gerne," sagte er träge. „Es ist überhaupt viel hübscher, mit Ihnen zu plaudern und die Tanzenden zu beobachten, als selbst mitzutun. Wenn Sie gestatten, tanze ich mit Ihnen, so oft Sie frei sind. Wir machen es dann möglichst kurz.“

„Ich tanze überhaupt nicht," entgegnete sie in bestimmtem Ton.

„Aber gnädiges Fräulein, da thun Sie ja selbst, was Sie den Herren zur Last legen: Sie ‚drücken‘ sich.“

„Und Sie?“

„Das ist etwas anders. Lady Ashrott hat die weise Maßregel getroffen, eine starke Uebersahl an Tänzern zu befehlen. Man wird sich heute um die Damen reißen. Sehen Sie, da kommen sie schon angeschwirrt, die Herren Offiziere.“

Margarete sah sich um. Diesen Fall hatte sie wirklich nicht vorhergesehen. Sie hatte dem unmutig blickenden Ludwig mit der größten Bestimmtheit versichert, daß sie dem Tanzen nur zuschauen werde.

Uhlfeld kam und erhielt einen abschlägigen Bescheid.

„Sie wollen wirklich gar nicht tanzen? Aber gnädiges Fräulein, das ist doch nicht recht!“

Er war geradezu erschüttert.

Ihm folgten Wafa, Siebenstein, Lynar und andre.

„Aber den Kotillon! Er soll reizend arrangiert sein. Lauter Ueberraschungen! Gnädiges Fräulein wollen doch nicht den ganzen Kotillon über sitzen?“

Sie dachte an Ludwigs finster blickende Augen und blieb standhaft.

Herr Erich Wafa begriff etwas Derartiges nicht.

„Ich verstehe gar nicht, warum Sie nicht tanzen wollen?“ fragte er mit seiner spitzen Bremer Sprache und sah sie an, als ob er seinen Ohren nicht recht traue.

Sie errötete unter seinem erstaunten Blick. „Ich — bin in Trauer,“ entfuhr ihr in der Verwirrung des Augenblicks.

„In Trauer?“ Ungläubig streifte sein Blick den Zweig hochroter Heckenrosen an ihrem Kleid.

„Nicht tief,“ beeilte sie sich zu sagen. „Eine entfernte Urgroßtante ist gestorben.“

„Heute?“

„Nein — vor einigen Jahren.“ Sie sah ihn herausfordernd an. Wie konnte er so unbequem sein — dieser puppenhaft feine blonde Mensch! Und so schwer von Begriffen! Aber er war der Sohn eines mehrfachen Millionärs und darum verzogen.

„Ja, gestatten Sie, mein gnädiges Fräulein,“ fuhr er unerbittlich fort, „wenn Ihre Frau Urgroßtante vor Jahren gestorben ist . . .“

Sie war im Begriff, ihm mit einer groben Bemerkung das Wort abzuschneiden, doch sprangen plötzlich ihre Gedanken ab.

„Wer ist der eben eingetretene schlanke Civilist dort, der mit Miß Mhrott spricht?“ rief sie lebhaft.

Herr Wafa folgte der Richtung ihres Blicks. „Das ist ja Otrida,“ sagte er erfreut.

In diesem Augenblick begann das Orchester zu spielen; die jungen Herren suchten sich ihre Partnerinnen, die Paare ordneten sich zur Polonaise.

Auch Wafa hatte sich entfernt. Margarete hatte einen Augenblick das peinliche Gefühl, mitten in der wogenden Gesellschaft isoliert dazustehen. Sie sah sich unsicher um, zweifelhaft, ob sie ganz allein hier im Tanzsaal stehen

bleiben könne, da schwebte als rettender Engel wieder Hugo von Trostburg heran.

„Nun?“ fragte er mit einem bewundernden Blick, „hat die heilige Margareta den Drachen siegreich aus dem Felde geschlagen?“

Sie wies ihm stolz die leere Tanzkarte.

Er griff danach. „O, vorzüglich! Da schreib' ich meinen Namen quer darüber, und wir sind für diese Nacht geborgen. Wir tanzen miteinander, oder gar nicht.“

Ein ärgerliches Erröten stieg in ihrem Gesicht auf.

„Herr von Trostburg, haben Sie wirklich die Absicht, sich und mich lächerlich zu machen?“

Er schüttelte den Kopf. „Das sprach nicht die große Margarete von Sorben!“ sagte er pathetisch. „Was ist mir — was ist Ihnen das Urteil dieser hohlköpfigen Menge!“

Ihr war's auf einmal, als sähe sie in ihm das Zerrbild ihres eigenen, zur Absonderlichkeit neigenden Wesens. Sie fühlte, daß es abgeschmact war, die Gesellschaft aufzusuchen, um sich dann augenfällig zu isolieren. Es fing an, ihr leid zu thun, daß sie es nicht, trotz Ludwigs, gemacht hatte, wie alle andern. Aber jetzt war es zu spät.

Das aus Streichinstrumenten bestehende Orchester spielte vorzüglich, die Polonaise wurde in die Länge gekehnt, und die alten Herrschaften, die freilich nur in geringer Zahl vertreten waren, beteiligten sich an dem glänzenden Umzug.

Lucia Mhrott, die vielumworbene Königin des Festes, hing am Arm des schönen Heinrich Otrida. Ihre Toilette war ein Pariser Kunstwerk, ihre Brillanten repräsentierten ein Vermögen. Der Glanz ihres Reichthums und die Macht, die er ihr gegeben, bewauchten sie heute förmlich. Es war das erste Mal, daß sie ihre Räume einer großen Gesellschaft geöffnet hatte.

Ihr Vater war vor zwei Jahren gestorben, und sie hatte seitdem in Gesellschaft einer unverheirateten außer-

ordentlich gutmütigen Tante auf Reisen gelebt. Diesen Winter wollte sie in Berlin zubringen, um sich unter den jungen Edelknechten einen Gemahl zu suchen. Ihr erschienen die preussischen Offiziere als die anziehendsten und imposantesten Ausgaben der Männerwelt, und hatte sich stets vorgenommen, nur einen solchen zu wählen. Doch seit ihre Augen den Grafen Dtrida gesehen, war das Militär im Preise gesunken. Er stellte, was Schönheit und Eleganz betraf, alle andern in Schatten und war, wenn er wollte, geradezu unwiderstehlich. Freilich schien er von maßlosem Stolz besetzt und behandelte sie meistens schlecht, aber das reizte sie nur um so heftiger. Sie wollte ihn zu ihren Füßen sehen, koste es was es wolle, und sie zweifelte nicht, daß es dahin kommen werde. Sie unterschätzte den Zauber, den ein Reichthum wie der ihre selbst auf die sprödesten Männerherzen ausübt, durchaus nicht.

Auf einmal zuckte ihre Hand auf Dtridas Arm.

„Was ist das? Da steht ja eine Dame ohne Tänzer!“

„Das ist jedenfalls der Dame eigener Wille,“ sagte Dtrida.

„Einerlei,“ sagte Lucia ungehalten. „Sie ist in Balltoilette erschienen, also muß sie tanzen. Sie muß; hören Sie? Ich will nicht, daß man sagt, auf meinem Ball sei eine Dame vernachlässigt worden. Und die Leute würden es ganz sicherlich sagen und mir einen Vorwurf daraus machen. Der Neid macht sie boshaft. Bitte, gehen Sie zu ihr und tanzen Sie mit ihr.“

„Sie würde mir höchst wahrscheinlich einen Korb geben, und wenn nicht, so gewönne es erst recht den Anschein, als sei sie nicht rechtzeitig aufgefodert worden,“ entgegnete Dtrida.

„Einerlei. Sie muß tanzen, wenn alle Welt tanzt. Ich werde für einen Augenblick ins Nebenzimmer gerufen, — das kann der Herrin des Hauses leicht passieren. Und Sie bringen die Baroness Sorben zum Tanzen. Die

ist es, wie ich sehe, und ich kenne sie noch dazu so wenig!“

Sorben! Der Name klang ihm nicht fremd. Eine bestimmte angenehme Erinnerung mußte damit verknüpft sein. Er besann sich jedoch vergeblich, und darüber wandelte ihn die Lust an, den etwas thörichten Auftrag seiner Dame auszuführen.

„O, da ist er!“ rief Lucia plötzlich im Tone freudiger Ueberraschung, machte sich von ihm los und eilte der in den anstoßenden Salon führenden offenen Thüre zu.

Dtrida sah ihr nach. Welchem „Er“ konnte dieser Freudenruf gelten? Gab es überhaupt einen „Er“, der sie beschäftigen konnte, während sie an seiner Seite war? Bis jetzt hatte er nichts Derartiges gemerkt. Es war wohl nur ein geschicktes kleines Manöver gewesen, um ihr Verschwinden zu motivieren. Aber ihr Ton war heute einmal wieder unerträglich anmaßend! Er nahm sich vor, sie zu strafen, und zwar da, wo sie gesündigt hatte, indem sie sich einfallen ließ, ihn wie einen beliebigen Vasallen tyrannisieren zu wollen. Nun wollte er dafür dieser verlassenen Ariadne auf Tod und Leben die Cour schneiden.

Mit solchen bösen Vorsätzen gerüstet, schlenderte er an den lustwandelnden Paaren vorüber, von manchem interessierten Blick aus Frauenaugen gestreift, bis er die einsame Schöne erreicht hatte.

Fräulein von Sorben hatte den Dichter in ihrer ärgerlichen Aufwallung fortgeschickt und stand jetzt allein und nach ihrer Meinung unbemerkt in einer Ecke des Saales zwischen Farnwedeln und Palmen. Den Perlmutterfächer bis zu den Augen vorm Gesicht, ließ sie den Blick über das farbenprächtige Wandelbild gleiten.

„Gnädigste Baronin,“ klang unerwartet eine einschmeichelnde Männerstimme an ihr Ohr, „werden Sie mir ein rettender Engel, ich habe meine Partnerin verloren.“

Sie ließ den Fächer sinken, und überrascht blickten sie einander in die Augen. Beiden war es plötzlich, als tauche die lichtfunkelnde, schwirrende Welt um sie her ins Nichts und sie seien nur ganz allein vorhanden. In beider Augen leuchtete ein frohes Erkennen.

„Ich weiß nicht, ob Sie sich meiner erinnern,“ sagte er, weniger selbstbewußt, als sonst seine Art war; „mein Name ist Dtrida.“

Seine leicht vorgeneigte Haltung war ganz ehrerbietige Aufmerksamkeit, aber seine Augen träumten.

Er sah ein Waldmärchen: Die knorrige Kiefer am Saum des Forstes, die braune Heide, leuchtend weiße Birkenstämme und rote Beeren an trockenem Gezweig. Und in diesem Rahmen das junge Mädchen mit ihren Brombeerranken und gesenktem Kopf nachdenkliche, schwermütige Worte sprechend, und ihren jähen, freudigen Aufblick!

„Ja, ich weiß es jetzt,“ antwortete sie lächelnd; „ich habe Sie zweimal gesehen, einmal im Walde und einmal in der Kirche.“

„Sawohl, in der Kirche,“ bestätigte er. Beiden schienen diese Daten sehr wichtig und bemerkenswert zu sein. Sie sahen einander so eifrig an, als hätten sie Dinge von spannendem Interesse zu besprechen.

„Ich habe Ihren Namen nennen hören, ohne zu ahnen, daß mir der Träger bekannt sei,“ bemerkte sie.

„Offentlich hat man Ihnen nichts Ungünstiges berichtet!“

„Man erzählt, daß Sie es sehr gut verstünden, Herzen zu gewinnen und Ihr eigenes sicher zu verwahren. Ist das wahr?“

D, über diesen suchenden, fragenden Blick! „Sie werden sich auf solche Verleumdung hin in scharfer Rüstung nahen und mich waffenlos finden,“ sagte er mit einem kindlichen Ausdruck.

Ihr schwindelte plötzlich vor der Stärke einer gegen

ihn aufwallenden, ganz und gar nicht salonmäßigen Empfindung. Der Liebreiz, der in seinem bescheidenen Lächeln lag, brachte sie ganz aus der Fassung. „Mein Gott, man muß ihn ja lieben,“ dachte sie halb beglückt und halb erschrocken. „Wer kann sich dagegen wehren? Das ist es, was ich immer geahnt habe, dies Nichtanderkönnen! O, Himmel, was ist mir geschehen!“

Und plötzlich fiel ihr ein englisches Dichterwort ein, das sie bis dahin sinnlos gefunden hatte:

„he never loved, who loved not on first sight.“

Er sah, wie ihre klugen, ernsten grauen Augen sich umschleierten.

Die Musik begann eben in ein beschleunigtes Tempo überzugehen. Die Promenade hatte ein Ende und flottes Tanzen begann.

Dtrida sah seine Dame bittend an und legte den Arm um ihre Taille. Willenlos folgte sie ihm. Wenn er sie ins Wasser geführt hätte, sie hätte sich auch weder gestraußt noch befohlen. Das Denken war zu Ende.

Die jauchzenden und klagenden Walzermelodien, diese berauschendste und nervenreizendste Musik, die wiegenden und gleitenden Bewegungen der einander umschlungen haltenden Paare — es war wonnige Lust! Etwas Betäubendes, Phantasieen Bedeckendes, aller Wirklichkeit Entrückendes!

Margarete tanzte, wie sie nie getanzt hatte. Ihre Füße fühlten den Boden nicht mehr. Es war ein rhythmisches Dahinschweben, von süßen Klängen getragen, mit der leichten Stütze seines Armes und dem Hauch seines Mundes an ihrer Stirne! Es war Seligkeit!

Leider kam viel zu bald die Pause. Aber er ging nicht von ihrer Seite.

„Endlich einmal mit allen!“ sagte er, als er sie an ihren Palmenstandort führte.

„Was meinen Sie?“ fragte sie aufatmend.

„Ich bin Ihnen dreimal begegnet und jedesmal schienen Sie sich mitten in der Gesellschaft allein und einsam zu fühlen. Daraus schließe ich, daß Ihre Natur dahin drängt, eigene Wege zu gehen und sich von der Allgemeinheit abzufondern. Diese Richtung der Seele hat immer etwas Tragisches; bei einem jungen Mädchen doppelt. Ich kann sie nicht entdecken, ohne ergriffen zu werden.“

Begierig sog sie seine Worte ein.

„Wer uns einen Schaden aufdeckt, sollte auch das Heilmittel zeigen,“ sagte sie sanft.

„Der Mensch erreicht die größtmögliche Vollkommenheit, indem er sich in sein Gegenteil umzumodeln sucht,“ erklärte er. „Pflügen Sie einmal den Gemeinheitsfuss. Versuchen Sie, wie sich's mit dem Strome schwimmt! Machen Sie es, wie alle Welt!“

Es war wie ein Echo ihres eigenen jüngsten Empfindens. Doch fragte sie zögernd: „Soll ich meine Eigenart gegen die Allweltsuniform umtauschen?“

„Echte Eigenart verliert sich nie,“ sagte er. „Nur daß sie unverhüllt auffällt und darum verleht, während sie in das bescheidene Gewand des Alltäglichen verkleidet, diesem Adel und Seele verleht und besticht.“

Heinrich Otrida fühlte stets, welchen Ton er anzuschlagen hatte.

„Weil meine Seele musikalisch ist und Gehör hat,“ pflegte er zu sagen.

Margarete sah zu ihm auf, wie ein gläubiges Kind. Die Selbständigkeit und innere Unabhängigkeit war von ihr abgefallen wie Blütenblätter vom Regen. — Plötzlich erschien ein fremder, kalter Zug auf seinem Gesicht. Aufmerksam folgte sie der Richtung seines Blickes.

Da stand die brillantensumkelnde, atlasumtraufte Miß Ashrott und neben ihr ein etwas fremdländisch aussehender Mann von hohem, stattlichem Wuchs.

„Wie freundlich, daß Sie mich bei meinem Tänzer ver-

treten haben, Baronesse!“ sagte Lucia zu Margarete. „Darf ich Ihnen einen alten Freund von mir vorstellen, Mr. Gerald aus Amerika. Mr. Gerald, Graf Otrida.“

Die Herren verbeugten sich.

„Soviel ich weiß, gibt es nur einen Ihres Namens,“ sagte Walter zu Otrida, „den Bjelsdorffer.“

Heinrich Otrida verneigte sich zustimmend. „Ich höre, Sie sind ein Landsmann?“ entgegnete er mit erfreutem Blick.

Miß Ashrott hatte seinen Namen englisch ausgesprochen.

Auf Margarete machte der Deutsch-Amerikaner einen sehr sympathischen Eindruck. Sie meinte, noch nie in so gemütvolle blaue Augen gesehen zu haben. Er trug das Haar kurz geschoren und einen kurzen, spitz zugespitzten blonden Vollbart. Gegen das Blau der Augen und die lichte Haarfarbe kontrastierte felsenhaft das tiefe Braun des sonnenverbrannten Gesichts.

Indessen kamen Margaretens Bekannte auf sie zu und interpellierten sie mit mehr oder minderer Entrüstung wegen ihres Verrats.

„Es mußte also schon Otrida sein, um Ihre Verstocktheit zu bestegen!“ sagte boshaft der Lieutenant Siebenstein.

Sie war völlig verwandelt. „Ja, er hat mich befehrt!“ lachte sie; „als reuige Sünderin kehre ich in die Arme der Welt zurück. Hier ist meine Karte. Wer versöhnlich ist, kann es beweisen.“

Sie streckte die Hand mit dem Rärtchen aus. Mehrere Hände griffen danach. Der es erfaßt hatte, war Heinrich Otrida. Sie begegnete seinem auflodernenden Blick.

„Hab' ich nicht die Vorhand, Baronin? Hab' ich nicht heute eine besondere Gnade verdient?“

Ihre Augen erteilten ihm stumme Antwort und unbeschränkte Vollmacht.

Er kitzelte zweimal seinen Namen, dann reichte er mit befriedigtem Lächeln das Rärtchen weiter und wandte sich der etwas erstaunt blickenden Lucia zu.

„Die Baronin Sorben will die Gnade haben, auch beim Tischwalzer und Kotillon für gnädiges Fräulein einzutreten. Ich handle gewiß Ihren allerhöchsten Intentionen gemäß, wenn ich noch weiter zu gunsten des alten Freundes zurücktrete.“

Lucia Ashrott erblaßte jäh. Ihr Blick bohrte sich in den feinen. Sie bebte vor Zorn.

„Sie sind einem Wunsch von mir zuvorgekommen,“ sagte sie eifrig und wandte ihm den Rücken.

Noch nie hatte Margarete von Sorben so viel Genuß am Leben empfunden, wie in dieser Ballnacht. Noch nie waren ihr die andern Menschen so hübsch und so lebenswürdig erschienen. Sie tanzte mit Entzücken und lachte und sprach mit glücklichen Augen die bedeutungslofefen Dinge. Eine bisher ungekannte Beweglichkeit und Leblichkeit war über sie gekommen. Sie gefiel allen, und alle gefielen ihr mit Ausnahme des immer düsterer blickenden Trostiburg.

„Gretel, was siehst du hübsch aus!“ raunte ihr Miez zu. „Ich habe schon so viel über dich gehört! Alle begreifen gar nicht, daß du dich so selten sehen läßt.“

„Ja, ich hatte unrecht,“ sagte Margarete.

Gegen fünf Uhr morgens endlich geleiteten Otrida und Ahlfeld den Grafen Wedich und seine Damen bis zur Droschke. Ein Diener trug einen ganzen Waschkorb mit Blumenpenden hinterher.

Der Wagen rollte davon, Ahlfeld rannte die Treppe wieder hinauf, Otrida blieb im Flur stehen, ließ sich von dem bereitstehenden Diener den Mantel umhängen, drückte den Hut in die Stirn und ging davon.

„Wenn man ein ganzer Mensch wäre, so schöffe man sich jetzt eine Kugel vor den Kopf,“ dachte er.

In seinem Schlafzimmer leuchtete die rote Hängelampe,

für deren mattes, warmes Licht er eine Vorliebe hatte. Seine Dogge umsprang ihn, vor Freude winselnd.

Nicht körperlich, aber seelisch ermattet, ließ er sich in einen hochlehnigen Armstuhl fallen.

Der Diener wartete darauf, dem Herrn beim Aussteigen helfen zu dürfen.

In Gedanken versunken, starrte Heinrich vor sich hin. Endlich blickte er auf.

„Konrad, du bist natürlich müde?“

„Zu Befehl, Herr Graf.“

„Ich will aufbleiben. Geh zu Bett.“

„Zu Befehl.“

Als der Bjelsdorffer das Schlafgemach seines Herrn verlassen, stand dieser auf, holte einen Pistolenkasten aus dem Schränkchen, öffnete ihn und blieb sinnend davor stehen.

„Knack, ein Schlag vor den Kopf, das Gehirn ist zertrümmert, die Welt hat aufgehört, liegt stumm, wie ein Grab, für mich nämlich. Die andern finden eine garstig entstellte Leiche, von der sie sich mit Ekel abwenden. Pfui! Nein, der Tod ist häßlich und das Leben schön.“

Er legte die Waffen auf ihren Platz zurück und begann im Zimmer auf und nieder zu gehen.

Draußen, durch die Nachtsille dröhnend, rasselte von Zeit zu Zeit ein Wagen, das Klappen der Hufe auf dem Asphalt fiel wie Hammerschläge auf des Grafen erregte Nerven. Dann erwachten die Morgengeräusche: das Rasseln der eisernen Läden der Schaufenster, das Klingeln Bolles, noch vereinzelt und darum hallende Schritte und Stimmen. Dazwischen ertönte vom nahen Bahnhof her das Signalpfeifen der Lokomotiven, das Donneregepolter über die Eisenbahnbrücke saufender Züge, das Zischen und Schnauben des Dampfes.

Diesem Lärm, auf den er mit peiniger Empfindsamkeit achtete, schrieb Heinrich Otrida es zu, daß er seine fiebernden Gedanken nicht zu händigen vermochte. Und es

war doch so nötig! Wer ein bestimmtes Ziel im Auge hat, darf nicht plötzlich die Richtung verlieren. Das zu thun war er aber in Gefahr.

Bis vor wenigen Stunden hatte alles so klar vor ihm gelegen. Woher plötzlich diese heillose Verwirrung? Weil er sich verliebt hatte? Himmel, wie oft war ihm das schon geschehen! Sein leidenschaftliches Temperament, seine Empfänglichkeit für alle Spielarten weiblichen Zaubers, seine Phantasie, alles machte ihn zu einer leichten Beute für Amors Geschütz. Man behauptete, daß er unverwundbar sei, wie man ja mit Vorliebe etwas behauptet, wovon das Gegenteil der Fall ist. Heinrich Otrida vertraute keiner Menschenseele seine inneren Erlebnisse an, er behielt seine Niederlagen so gut für sich, als seine Triumphe. Aber um diese wußten die Besiegten, und sie konnten oder wollten nicht schweigen. Von dem, was er selbst durchlebt und durchlitten, wußte keiner etwas. Es war mehr, als die meisten andern Männer seines jugendlichen Alters zu verzeichnen gehabt hätten, denn er war eine überaus sensitive Natur und hatte sich früh entwickelt. Als Kind von zarter Konstitution und träumerisch, hatte ihn die Mutter mit einem Hofmeister auf Reisen geschickt, und neben mäßigen Schulkennntnissen hatte er auf dem Wege eigener Anschauung eine Fülle von Länder- und Völkerkunde aufgenommen. Er hatte in Palästina den Schauplatz der heiligen Geschichte betreten, hatte die Juden an den uralten Mauern Jerusalems beten sehen, war in Aegypten, Konstantinopel, Griechenland, ja selbst in Indien gewesen und hatte, während seine gelehrten Hofmeister alte Inschriften aufstöberten, mit seinem Gefühl und klarem Blick die charakteristischen Eigentümlichkeiten der durchreisten Länder und Völker aufgefaßt. Das Beobachten und Vergleichen war ihm bald zur Natur geworden. Mit siebzehn Jahren reichte der junge Reisende, der sich körperlich inzwischen prächtig entwickelt hatte, in Berlin eine Arbeit ein, die ihm das Abiturientenzeugnis

eintrug. Hierauf brachte er ein Jahr bei seiner Mutter in Bjelsdorff zu und warf sich mit Leidenschaft auf das Studium der Musik, das er auf seinen Irrfahrten hatte liegen lassen müssen. Wie sein Vater, war Heinrich durch und durch musikalisch; doch auch für das Zeichnen und die Malerei hatte er hervorragende Begabung.

Der Verkehr mit seiner Mutter war ihm nicht leicht. Seine kindliche Liebe zu der temperamentvollen und heißblütigen Frau geriet fortwährend in Konflikt mit seinem Widerwillen gegen die Roheit ihres Benehmens. Ihre einstige Schönheit hatte sich rasch in hegenhafte Häßlichkeit verwandelt; ihre Toilette vernachlässigte sie und mit ihren Diensthöten zankte sie sich keifend herum, wie eine wilde Raze fauchend, wenn sie in Zorn geriet! Die Gutsnachbarn mieden die „Zigeunergräfin“ und die Dorfleute zuckten die Achseln. Dies bildete für den feinfühligen Grafen eine sich täglich wiederholende Qual und verletzte ihn unsäglich. Nur seine leidenschaftliche Liebe zur Heimat und das Verlangen, das Benehmen seiner Mutter so viel als möglich auszugleichen, hielt ihn in Bjelsdorff fest. Dafür gewann er alle Herzen im Flug mit seinem einschmeichelnd lebenswürdigen Wesen. Man verzieh der Mutter vieles um eines solchen Sohnes willen.

Da erkrankte die Gräfin ein heftiges Fieber. Heinrich wich kaum von ihrem Lager. Die Kranke tobte und schrie im Delirium und sprach die greulichsten Dinge. Die zur Pflege gerufene graue Schwester konnte lange den Eindruck nicht los werden, den das blasse und schöne Gesicht des stundenlang am Lager der Mutter sitzenden jungen Mannes auf sie gemacht. Als die Kranke nach qualvollem Todeskampf starb, weinten die Bjelsdorffer nicht über sie, sondern über ihren jungen Herrn, der so verstört umherschlich. „Er ist ein Engel,“ sagten sie; aber Heinrich kam sich vor, wie ein Mörder, denn während er wie ein „Engel der Geduld“ Nächte hindurch bei der Mutter gewacht hatte, während er

mit musterhafter Achtsamkeit jede der ärztlichen Vorsichtsmaßregeln befolgte, hatte er den Wunsch nicht unterdrücken können, daß die Krankheit nicht zur Genesung, sondern zum Ende führen möchte.

Er wurde eine Zeitlang ganz schwermütig und seine Einbildungskraft verfolgte ihn mit abergläubischen Schreckgespenstern. Aber ein in der Zeitung ihm zu Augen kommender fesselnder Bericht aus dem High Life riß ihn aus seiner grüblerischen Versunkenheit. Er wollte leben und genießen!

Und nun begann für ihn eine Siegeslaufbahn. Glück und Erfolg hefteten sich an seine Fersen. Wo er sich blicken ließ, war er der erklärte Liebling. Die Damen verzogen ihn grenzenlos und die Würdenträger waren stets geneigt, zu seinen Gunsten Ausnahmen zuzulassen. Er diente bei einem Garderegiment und besuchte die Hörsäle der Universität, verfolgte dann seine Salon- und Universitätsstudien in Paris, machte eine brillante Examenarbeit und lebte jetzt in Berlin als angehender Diplomat, wie ein junger Prinz.

Die Welt stand ihm offen. Das einzige, was ihm Schwierigkeiten zu machen anfing, waren seine Finanzen. Die Einnahmen Bjelsdorffs waren recht ansehnlich, aber für das Herrenleben, das er sich angewöhnt hatte, nicht ausreichend. Da kam ihm eben zu rechter Zeit die amerikanische Erbin in den Weg.

Er hatte in Paris den jungen Wafa kennen gelernt, der sich ihm in fast schwärmerischer Weise angeschlossen und ihm bei momentanen Geldverlegenheiten mit Vergnügen aushalf. Otrida ließ es sich gnädigst gefallen, beehrte zum Dank den Bremer mit dem Namen Freund und führte ihn in die Hofgesellschaft ein. Aber für alle Zeiten konnte und wollte er sich nicht von dem Kaufmannssohn abhängig machen. Es blieb die reiche Heirat.

Und nun.

Er blieb mitten im Zimmer stehen, biß sich auf die Unterlippe und krampfte die Hand zur Faust zusammen.

„Dies Mädchen! Dies Mädchen!“ stieß er fast geringfügig hervor. Hatte sie ihn denn ganz und gar verzaubert mit ihren lieben, ernstesten Augen? Er hätte weinen mögen. Das Schicksal, das ihm bisher so freundlich gesinnt gewesen, spielte ihm den ersten tückischen Streich. Er war unerwartet dem Weib begegnet, das seine ganze Seele gefangen nahm und erschütterte! Er fühlte, daß er es lieben mußte mit verzehrender Sehnsucht, und wußte, daß diese Liebe in seinen Lebensplan nicht paßte. Es gab hier kein Kompromiß und kein flüchtiges, vorübergehendes Genießen. Er fühlte es zu deutlich: wenn er sich überhaupt mit ihr einließ, so besiegte sie ihn ganz. Er wußte auch, daß er sich unter ihrem Einfluß ummodelln mußte und ein anderer werden. Ihr tiefer Ernst konnte seine Art, mit sich und dem Leben zu spielen, nicht gelten lassen. Sie würde die Verkörperung ihrer höchsten Ideale in ihm suchen, und er würde seine ganze Natur verleugnen, wenn es sein müßte, um sie nicht enttäuscht zu sehen.

„Wahnsinn! Wahnsinn!“ rief er.

Die Dämonen, die seine Seele beherrschten: die Lust an dem komödiantischen Teil des Lebens, die Sucht nach Bewunderung und äußerer Auszeichnung, der Wille, seine Impulse zu Gesetzen zu machen, das heißt sie rücksichtslos zu befolgen — ließ sich das ausrotten oder auch nur bändigen? Sie waren ja sein eigentliches Selbst. Er würde diese schrankenlosen Triebe nur zu hemänteln versuchen und sich mit größerem oder geringerem Erfolge in ihre Anschauungsweise hineinphantastieren. Das Schielen nach zwei verschiedenen Richtungen würde aber an seinem Selbstgefühl nagen, seine Sicherheit beeinträchtigen und ihn zu einem mit sich selbst uneintigen, rückenmarklosen Menschen machen!

Das alles redete er sich vor, weil es ihn verletzt hätte,

offen einzugestehen, daß er sich eher fähig fühlte, dem Liebesglück zu entsagen, als seinem Genußleben.

Er verglich Margarete von Sorben mit Lucia Ahrott und fand, daß Lucia wirklich besser zu ihm paßte. Sie war temperamentvoll genug, um ihn vor Langweile zu sichern, und nicht von so bedeutender Eigenart, daß sie ihn hätte stören können. Es lag in seiner Hand, sie nach seinem Willen zu erziehen.

Also den Fuß auf diese Liebe! Es mußte sein! Und wenn es noch so toll schmerzte! Sein zerrissenes Herz wollte er den Glücksgöttern hinwerfen. Vielleicht nahmen sie das Versöhnungsopfer an und entschädigten ihn königlich.

Er trat ans Fenster und öffnete den Laden. Draußen dämmerte der späte Wintermorgen. Unten auf der Straße lagerte kalter Nebel, aber die grauen Häufertolosse ragten darüber hinaus, wie Bergeshäupter, und in der Entfernung, wo die Straße auf einen Platz mündete, röteten sich die Mauern im warmen Licht der ersten Sonnenstrahlen.

In dem bleichen Zigeunergesicht des Grafen lag jetzt eine schwermütige Entschlossenheit. Er war mit sich selbst fertig geworden.

Als der Nebel sank, zeigten sich Dächer und Zweige mit glitzerndem Reif bedeckt. Am blauen Himmel strahlte die Wintersonne und das junge Volk strebte mit Schlittschuhen dem Tiergarten zu.

Auf dem neuen See pflegte sich die „Gesellschaft“ Stellbüchlein zu geben, um Eindrücke über den letzten Ball oder die letzte Soiree auszutauschen und angespinnene Kurmachereien fortzusetzen.

Margarete von Sorben hatte seit den vergangenen Zeiten des Rodensleber Parkteils keinen Schlittschuh an den Fuß geschnallt, heute aber schloß sie sich ihrem Bruder an, um „wenigstens zuzusehen“.

Max war ebenso verwundert wie erfreut; denn Margarete

hatte sich sonst über vormittägige Tennisparteen, Eisvergnügungen und so weiter ziemlich abfällig geäußert. „Wenn wir müßig gehen und uns die Zeit mit Spielen vertreiben,“ pflegte sie zu sagen, „während so viele Arme unter harter Arbeitslast zusammenbrechen, so sollten wir wenigstens so viel Anstandsgefühl haben, es nicht am hellen Tage vor ihren Augen zu thun.“

Max erinnerte sich ihrer Worte genau, weil er sich darüber geärgert hatte. Heute schien ihr „Anstandsgefühl“ zu schlummern, und er hütete sich wohl, das unbequeme Ding anzurufen.

Sie stand jetzt auf dem gewölbten Brückchen und wurde alle Augenblicke von unten herauf begrüßt und angesprochen. Sie lächelte dann erfreut und fand die liebenswürdigsten Worte. Ein unbeschreibliches Glück erfüllte sie und stimmte sie weich.

Plötzlich hörte sie neben sich eine harte, klare Stimme: „Fräulein Margarete!“

Hestig zusammenschreckend, wandte sie sich um und sah in die strengen Augen Ludwigs.

Da stand er in einem Mantel, der für die Mode dieses Winters etwas zu kurz, und in einer Pelzmütze, die für seinen großen Schädel etwas zu klein war.

Er war keineswegs unelegant, nur fehlte ihm der Sinn für die feinsten Nuancen des „Chic“, und eben jetzt fiel es ihr auf. „Die kleinen Feinheiten entgehen ihm,“ dachte sie, „weil er alles in großen Umrißen sieht, und darum ist er auch immer so schnell mit seinen Beobachtungen am Ende.“

Er begrüßte sie und erzählte, daß Fräulein Agathe ihm verraten habe, wo er sie finden werde.

Sie unterdrückte einen Seufzer. „Das hätte mir Agathe noch sparen können!“ dachte sie. Was sie ihm sagen mußte, hörte er immer früh genug.

„Sie sehen ungewöhnlich munter aus“, sagte er; „dieser bis in den Morgen hineindauernde Ball scheint Ihnen vor-

züglich bekommen zu sein. Wie haben Sie es nur die ganze Zeit ausgehalten, ohne zu tanzen?"

„Ich habe doch getanzt.“

Ein schmerzliches Zucken ging über sein Gesicht. Der Gedanke, daß dieser und jener Laffe sie hatte umfassen und „à discrétion“ an sich drücken dürfen, brachte sein Blut in Wallung.

„Mit wem haben Sie getanzt?“ fragte er grimmig.

„Wenn es Sie interessiert, kann ich Ihnen ja zu Hause meine Karte zeigen.“

„Wenn es mich interessiert?“ Er wiederholte es vorwurfsvoll. „Können Sie mich das im Ernst fragen?“

Sie fühlte mit Zittern, daß sie jetzt gleich ein Ende machen mußte.

„Kommen Sie. Lassen Sie uns ein wenig gehen. Ich habe Ihnen etwas mitzuteilen.“

Schweigend wandelten sie den bereiften Parkweg entlang, er in gespannter Erwartung, sie angstvoll erregt und bleich.

„Was wollen Sie sagen?“

„Daß wir es aufgeben müssen.“

„Was?“

„Ich versprach Ihnen, zu versuchen, Sie in der Weise lieben zu lernen, die da sein muß, wenn man daran denken will, sich zu heiraten. Ich hab' es auch versucht, aber heute weiß ich, daß es ganz vergeblich war und immer sein wird.“

Er starrte sie erschreckt an. „Warum?“

„Weil ich . . . einen andern liebe.“

Es kam mit stolzer Freude über ihre Lippen. Ihre Seele beschäftigte sich weniger mit den Empfindungen des Freundes, als mit dem Bild des andern, der ihr so schnell und ganz und gar das Herz gestohlen hatte.

„Von gestern auf heute?“ rief Ludwig ungläubig aus. Er hatte sie in letzter Zeit öfters launisch gefunden und geneigt, seine Geduld auf die Probe zu stellen. Auch ihre

überraschende Eröffnung hielt er für den Ausfluß einer Laune. Sie wollte ihn reizen und vielleicht für den Augenblick loswerden. Sie hielt den Blick gesenkt.

„Das ist es ja,“ sagte sie ruhig. „So etwas kommt von gestern auf heute, oder niemals. Jetzt weiß ich es. Es war ein großer Unsinn, zu denken, die Liebe lasse sich kommandieren und mit Vernunftgründen wecken. Wir sind alle beide unglaublich thöricht gewesen! Sie kommt ungerufen über einen, wie ein Blitzstrahl. Man kann nichts dagegen thun und nichts dazu.“

Sie sprach sanft und leise in einer Art träumerischer Verzückung.

Ihm schwindelte. Was er da hörte, erschütterte ihn furchtbar. In Stücke zerbrachen die wenigen Worte seinen erträumten Himmel, und die Trümmer warf sie ihm lachend vor die Füße. Seine Stirnader schwellte, sein Stolz empörte sich gewaltsam gegen diese Abfertigung. Ihre Ruhe vor allem machte ihn rasend. Am liebsten hätte er ihr auf der Stelle den Rücken gewandt und sie nie wieder angesehen. Er haßte sie beinahe. Und doch hielt es ihn an ihrer Seite fest und doch kam über seine bleichen Lippen die Frage: „Wer ist es?“

Sie schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht sagen.“

Da flackerte noch einmal die Hoffnung in ihm auf.

„Wissen Sie wirklich, ob Sie sich nicht täuschen? Warten Sie acht Tage, drei Wochen! Prüfen Sie dies jah aufgetauchte Gefühl auf seine Echtheit hin! Ich kann es nicht glauben.“

Sie sah mit leuchtenden Augen auf. „Prüfen? — An allem läßt sich zweifeln, aber nicht an dem! Ich habe das Leben nur geahnt bis heute nacht. Jetzt lebe ich.“

„Ist es zu glauben!“ knirschte er zwischen den Zähnen.

Sie machte sich wenig Sorge um das, was er litt, denn sie zürnte ihm. Seit ihr ein anderer das Paradies erschlossen, wonach sie unter Ludwigs Führung so müh-

sam gesucht hatte, erschien ihr eben dies Suchen wie eine Roheit, wie eine Herabziehung des Allerheiligsten.

Schweigend gingen sie ein Weilchen nebeneinander hin; aber dann griff ihr sein schweres, einem Stöhnen gleichendes Atmen doch ans Herz.

„Wissen Sie, lieber Doktor,“ begann sie in herzlichem Ton, „wir wollen uns jetzt eine Zeitlang meiden, bis Sie ganz ruhig geworden sind. Und dann soll alles zwischen uns sein, wie es sonst war. Wir wollen wieder gute Freunde sein! Nicht wahr?“

Er blieb stehen. „Nein, das ist unmöglich. Sagen Sie mir, daß dieser verliebte Einfall eine Laune ist, die vorübergehen wird, und ich will versuchen, darüber hinwegzukommen. Sonst trennen wir uns jetzt für immer.“

Sie war so erschreckt über seine Schroffheit, daß sie nicht einmal böse werden konnte.

„Es ist kein Einfall,“ sagte sie leise, „und es hängt nicht von meinem Willen ab. Ich würde ihn lieben müssen, auch wenn ich daran sterben und verderben müßte. Aber ich werde einen treuen Freund vielleicht nötiger haben, als je. Wollen Sie mich so scharf strafen für etwas, wofür ich gar nichts kann? So unbillig werden Sie nicht sein!“

Er schüttelte energisch den Kopf. „Verzeihen Sie, das verstehen Sie nicht. Ich könnte Ihnen manches sagen, aber wozu noch Worte? Sie helfen nichts.“

Sie ergriff angstvoll seine Hand. „Ludwig! Ich kann ja gar nicht ohne Sie fertig werden! Sie sind ja mein halbes Ich gewesen! Was soll ich machen, wenn ich mich nicht mehr mit Ihnen aussprechen kann?“

„Werden Sie Herr über jene — — Verirrung der Phantasie und geben Sie sich mir zurück.“

Ihre Hand ließ die seine fallen. „Es ist unmöglich.“

„Dann ist auch ein weiterer Verkehr zwischen uns unmöglich.“

„Das ist grausam!“ sagte sie bebend.

Er zuckte mit den Achseln. „Glauben Sie, daß es mir leicht wird?“

Sie sah zu ihm auf. Seine Augen schimmerten feucht. Der Schmerz des stolzen Mannes überwältigte sie fast. Doch es war nichts zu machen. Nur die Zeit konnte ihn milder stimmen.

Noch einmal reichte sie ihm die Hand. „Wenn es also sein muß, so leben Sie wohl — mein lieber Freund.“

Er hielt ihre Hand fest. Die Stimme versagte ihm.

„Leben Sie wohl!“ stieß er endlich heiser hervor. Dann wandte er sich rasch und ging.

Sie sah ihm in heftiger Gemütsbewegung nach. Welch unerseßlicher Verlust! „Man ist eben nicht umsonst des höchsten Glückes gewürdigt,“ dachte sie, „es muß mit Opfern erkauft und abgeküßt werden.“

Von Zorn und grimmigem Schmerz gefoltert, rannte Ludwig ziellos durch die winterlichen Straßen. Seine Augen waren gerötet und starr. Er sah aus, wie einer, der sich dem Trunk ergeben hat, und die ihm Begegnenden, die ihm zufällig ins Gesicht sahen, blickten scheu zur Seite.

Er hatte die schmerzlichste Erfahrung seines Lebens gemacht, eine Erfahrung, die seinen Glauben an das beste Teil im Menschen erschütterte. Denn wenn das am grünen Holze geschieht, was soll man vom dürren erwarten!

Nie hätte er es für möglich gehalten, daß ein Mädchen von der Tiefe und Reinheit Margaretes sich nicht besinnen würde, das ernste Werben eines Mannes, den sie so gut kannte und so hoch schätzte; zu verwerfen, weil ihr irgend ein hübsches Gesicht und ein paar glatte Phrasen zu Kopfe geflogen waren! So wenig wußten also selbst die klügsten unter den Frauen Echtes von Unechtem zu unterscheiden! Ein wenig äußerer Aufputz wog ihnen das tiefgründigste, heiligste Streben auf! Eitelkeit, dein Name ist Weib!

Sein Ideal war zertrümmert; sein Stern vom Himmel gefallen; sein Zukunftsstraum vernichtet. Wofür sollte er noch streben? Es lohnte sich wirklich nicht mehr, eine Anstrengung zu machen. Ein Narr, wer noch einmal Idealen nachjagte, um schließlich als der Gefoppte im Straßenschmutz zu liegen. Dandymäßig angezogen in die Kneipen laufen und zechen bis zum völligen Vergessen, und dann schlafen wie ein Vieh und wieder von neuem zechen, das war im Grunde genommen immer noch die vernünftigste Art, seine Tage zu verbringen. Ins Gesicht lachen wollte er jedem, der ihm wieder von höheren Zielen sprach! — Zechen und die cynischen Lebensbetrachtungen ehrlich gemeiner Kumpane einatmen, das wollte er jetzt.

„Leb mit dem Vieh als Vieh.“

Ehe er jedoch seine Schritte zur Stammkneipe lenkte, taumelte er noch einmal in seine Wohnung, um Drücker und Hauschlüssel einzustecken.

Tief aufseufzend sank er zusammen. Sein Magen erinnerte ihn daran, daß die Mittagszeit längst vorüber war, sein Kopf war so wüß und schwer, als habe er das Zechgelage bereits hinter sich. Ach, wie greulich das Blut in den Schläfen hämmerte und tobte!

Die Hauswirtin brachte die Lampe.

Wahrhaftig schon fünf Uhr.

„Es ist auch ein Herr dagewesen für den Herrn Doktor,“ sagte die Wirtin und zeigte auf ein Kärtchen. „Ich hab' gesagt, er sollte so um sechs rum 'mal wieder anfragen.“

Gleichgültig nahm Ludwig das Kärtchen auf und legte es gleichgültig zurück.

Walter Gerald
Landwirt

Ein Unbekannter.

Er bestellte ein belegtes Butterbrot, denn es war ihm, als müsse er ohnmächtig werden. Nachdem er es mit Heißhunger verschlungen, wurde ihm ein wenig besser.

Auf dem Tisch lag ein Paket von seinem Buchhändler. Er öffnete es halb mechanisch, nahm einen Band Nietzsche heraus, der sich „Jenseits von Gut und Böse“ betitelte, und guckte in die erste Seite.

„Vorausgesetzt, daß die Wahrheit ein Weib ist,“ las er, „wie? ist der Verdacht nicht gegründet, daß alle Philosophen, sofern sie Dogmatiker waren, sich schlecht auf Weiber verstanden? Daß der schauerliche Ernst, die linksche Zudringlichkeit, mit der sie bisher auf die Wahrheit zuzugehen pflegten, ungeschickte und unschickliche Mittel waren, um gerade ein Frauenzimmer für sich einzunehmen?“

Mit lautem, höhnischem Auflachen warf er das Buch zur Seite und sprang auf die Füße.

Ha, ha, ha! Das war ja ein rechtes Wort im rechten Augenblick! Eigens zu seiner Belehrung da vor ihn hingelegt! So recht ein Nasenstüber von oben. Ja freilich hatte er sich schlecht auf Frauenzimmer verstanden, besonders da er glaubte, es gäbe Ausnahmen, kluge, starke Frauen-seelen, zu denen man reden könne, wie der Mensch zum Menschen.

Aber wie stand es doch hier in dem weisheitstriefenden Buch? „Schauerlicher Ernst und linksche Zudringlichkeit!“ Ha, ha, ha! Als wolle ihm das Schicksal höhnisch einen Spiegel vorhalten! Du Narr! Du Esel! Warum bist du nicht pfeffiger zu Werke gegangen? Ueberlistet werden will das Weib, nicht überzeugt!

Nein, er hatte sich in ihr geirrt! Die Frau, die er suchte, war sie nicht, oder war es wenigstens nicht mehr. Das unglückselige Reiseleben hatte sie verflacht. Sie verlangte nach neuem, nach sinnlichem Reiz, nach Aufregung! Weil er sie, so genau wie sie einander kannten, nicht mehr

überraschte, meinte sie, ihn nicht lieben zu können. Das Gewohnte langweilte sie. Und daß er willens gewesen, ihr sein ganzes Leben zu weihen, hatte sie für nichts geachtet. O, die Thörin! —

Aber er wollte nun nicht mehr daran denken. Vergessenheit trinken! Und was jetzt aus ihm wurde, war einerlei. Er griff nach seinen Schlüsseln und wollte gerade in den Mantel fahren, als die Wohnungsklingel ertönte. Gleich darauf klopfte es an seine Zimmerthüre.

„Herein!“ rief Ludwig.

Es trat ein fremder, etwas ausländisch aussehender Herr ein.

„Mein Name ist Gerald,“ sagte er in gutem Deutsch.

„Ich erlaube mir, Sie aufzusuchen auf einen Aufsatz im Wochenblatt hin. Nicht wahr, er stammt aus Ihrer Feder?“

Stimme und Tonfall des Fremden sowie auch sein Gesichtsausdruck hatten etwas Gewinnendes. Er hielt dem Doktor ein aufgeschlagenes Druckheft hin, in dem mit rotem Stift ein Aufsatz angestrichen war, der die Ueberschrift hatte: „Von der verderblichen Einwirkung der städtischen Vergnügungslokale auf das Familienleben der Arbeiterbevölkerung.“ Unterzeichnet war der Artikel „Doktor Hans Ludwig.“

Ludwig bekannte sich dazu, und Gerald drückte ihm seine wärmste Anerkennung aus. Er erzählte, daß er sein Landgut im Westen Amerikas verkauft habe, um nach der deutschen Heimat, an der er stets mit sehnsüchtiger Liebe gehangen, zurückzukehren. Mit schmerzlicher Enttäuschung habe ihn jedoch das Berliner Leben und Treiben erfüllt, das dem fieberhaft nach Geldeswert und Zerstreuung jagenden Getriebe der amerikanischen Großstädte wenig nachgebe.

„So träumt man draußen von einer trauten, friedensvollen, pfeifenwobenen Heimat, um endlich nach Hause zu kommen und es dort so unheimlich unheimlich zu finden, daß man sich fremder fühlt, als in der Fremde. Ich habe

vergebens nach jenem frommen, einfachen deutschen Haus gesucht, wie es mir aus den Richterischen Zeichnungen und aus den Kindheitserinnerungen her vor schwebte. Die kräftigen Mahnworte Ihres Aufsatzes sind eigentlich die ersten echten Heimatslaute gewesen, die hier an mein Ohr drangen. Sie erweckten den Wunsch nach persönlichem Anschluß. Ein Herr von Trostburg, der mit mir auf einem Flur wohnt, verriet mir Ihre Adresse und — hier bin ich.“

„Seien Sie mir von ganzem Herzen willkommen!“ sagte Ludwig. Seine Abfage an die Ideale war vergessen.

Sie ereiferten sich so im Gespräch, daß sie die Zeit und alles um sich her vergaßen. Endlich, als Ludwigs Magen mit einiger Heftigkeit sein Recht geltend machte, wanderten sie gemeinsam zu Siechen und setzten hier die Unterhaltung bei einem guten Abendbrot fort.

Als Ludwig in vorgerückter Nachtstunde den Heimweg antrat, sagte er sich mit einiger Ergriffenheit, daß er an diesem Tage wohl seine schönste Lebenshoffnung zu Grabe getragen, aber auch einen Freund gewonnen habe. Und er wußte jetzt, daß er nicht feige verlumpen wollte, sondern alle Kräfte anspannen, um in mannhaftem Thun das verlorene Gleichgewicht der Seele zurückzuerlangen.

Margarete von Sorben trat ins Frühstückszimmer, wo die andern Hausgenossen schon versammelt waren.

„Du, Mama, ich glaube wirklich, die Gretel wird noch auf ihre alten Tage eine Schönheit!“ rief Junker Max.

„Na hör 'mal!“ protestierte Margarete errötend und lächelnd. „Meine alten Tage!“

„Nächstens wirst du doch dreißig! Na, und mit zwanzig kommt doch schon die alte Jungfer angekraucht.“

Sonst pflegte Margarete über dergleichen brüderliche Scherze zu lachen. Jetzt war es ihr ärgerlich. „Ihr Männer wollt am liebsten nur die siebzehn- und achtzehnjährigen Mädchen gelten lassen!“ sagte sie.

Die Baronin tröstete. „Daß ihn reden, Gretel! Eine Frau ist bekanntlich immer so alt wie sie aussieht und wie sie sich fühlt.“

„So?“ meinte der schreckliche Mag. „Dann ist die Agathe jedenfalls neunundneunzig vorüber!“

Agathe, die ihm gerade Butter auf seine gerösteten Weißbrotschnitten strich, lächelte behaglich.

Mag seufzte. „Es ist verzweifelt! Sie läßt und läßt sich nicht ärgern, diese Agathe! Was andre verdrießt, das freut sie. Sie bringt meine grauen Haare noch in die Grube!“ —

Mit Margarete war äußerlich wirklich eine vorteilhafte Veränderung vorgegangen. Statt stundenlang über Welt und Menschheit zu philosophieren, verwendete sie die Gedanken auf ihre äußere Erscheinung und vertiefte sich in die Wissenschaft der Toilette. Denn „er“ liebte dergleichen, und das war jetzt für sie bestimmend.

Sie fand es ganz nützlich, daß das endlose Theoretisieren mit Ludwig aufgehört hatte, denn sie fühlte, daß sie sich darüber den andern Menschen immer mehr entfremdet haben würde und schwerfällig und absonderlich geworden wäre. Jetzt aber wollte sie „seinen“ Rat befolgen und sich geben lernen, „wie alle Welt“.

Mit Sehnsucht erwartete sie von einem Tage zum andern seinen Besuch. Endlich kam er.

Sie stand gerade im Salon, damit beschäftigt, die Blattpflanzen im Erker von den welken Blättern zu befreien, als Jochen, der Diener, den Grafen Otrida meldete.

Die Blumenschere in der Hand, blieb sie zwischen den Palmen stehen und sah dem Eintretenden mit großen, scheuen Augen errötend entgegen.

Er hatte geschwankt, ob er Besuch machen solle, oder nicht. Aber nach der Art ihrer stattgehabten Unterhaltungen auf dem Ball wäre ein Fernbleiben seinerseits auffallend gewesen. Und er wollte nichts Auffallendes und besonders

nichts, was irgend an gesellschaftliche Unerzogenheit streifte. Auch wußte er, daß sie ihn erwartete. Das sollte sie nicht umsonst thun, die Liebe, Süße! Er traute sich jetzt die Kraft zu, den äußeren Verkehr mit ihr aufrecht zu halten und nur durch Zurückhaltung anzudeuten, daß er seinem Herzen nicht folgen dürfe.

Aber als sie nun vor ihm stand, fühlte er, daß seine Selbstbeherrschung bedenklich ins Wanken geriet.

Statt sie mit den hergebrachten Phrasen zu begrüßen, sah er sie bittend an und sagte gar nichts.

Es war wieder jenes eigentümliche, aufregende Gefühl, als versänke die Welt und die Zeit und nur zwei Begriffe blieben übrig: er und sie.

Die große Schere fing an in ihrer Hand zu zittern. Er bemerkte es und nahm sie ihr ab. Dabei sah er unbeschreiblich lieb und freundlich aus.

Sie schlug heiß errötend die Augen nieder und sagte das Allergewöhnlichste: „Bitte, nehmen Sie einstweilen Platz, Herr Graf; Mama wird gleich hier sein.“

„Lassen Sie uns die Baronin doch hier erwarten. Ich kam, um zu fragen, wie Ihnen das Tanzen neulich bekommen ist, Baronin Margarete. Aber die Frage ist überflüssig.“

Ein Blick heißer Bewunderung glitt über ihre Gestalt. Sie sah bittend auf.

„Ich wollte, Sie machten mir keine Komplimente! Es thut mir weh, wenn Sie es thun.“

Er lächelte ein wenig. „Zuweilen ist ja eine auf der Hand liegende Anerkennung die einzige Rettung vor ernstern Wahrheiten. Wir haben es oft nötig, uns energisch an der Oberfläche zu halten und zu reden, um zu verdecken, was wir fühlen. Dazu seien die Worte da, sagte Talleyrand. Wir Gesellschaftsmenschen sind ja nicht frei, sondern an Händen und Füßen gebunden; aber wir machen bono mine à mauvais jeu und bewegen uns in unsern Ketten mit so viel scheinbarer Leichtigkeit als möglich.“

„Kommt Ihnen nicht manchmal Lust an, diese Ketten abzustreifen?“

Er sah nachdenklich in ihre Augen. „Eigentlich nicht. Dem Lebensvirtuosen sind sie eine reizvolle Zugabe, wie etwa die Hindernisse beim Rennen. Nämlich in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister, wie der alte Goethe sagt. Nirgends kommt die schöne Lebensform vollendeter in die Erscheinung, als im Kunstzwang der Etikette.“

Er sprach leise und weich, als empfinde er die Worte und als halte er vieles zurück.

Ihr laufsender Blick forderte ihn auf, fortzufahren.

„Wer die Form vollkommen bewältigt hat, kommt freilich zu einer Art Freiheit, die mit der Ungebundenheit des Naturmenschen nichts gemein hat.“

Mit leisem Knistern und Rascheln ihres fliederfarbenen Seidenkleides trat die Baronin ein, zart wie ein Hauch und durchsichtig blaß.

„Wie die Herbstzeitlosen auf meiner Sumpfwiese in Bjelsdorff!“ dachte Heinrich Otrida.

„Wo nur Ludwig bleibt!“ rief einige Tage nach Otridas Besuch die Baronin Sorben. Sie hatte diese Frage schon mehrmals gestellt.

Margarete saß im Zimmer der Mama am Fenster und studierte die „Wiener Mode“.

„Ich möchte wirklich wissen, wo er bleibt,“ wiederholte die Baronin dringlicher. „Margarethen, hast du keine Ahnung, was ihn fernhält?“

Margarete warf das Journal zur Seite und blickte unruhig nach der Mama hinüber. Wie lange sollte sie diesen Fragen noch ausweichen? Einmal mußte es doch zur Sprache kommen.

„Margarete!“

„Ja, Mama.“

„Warum antwortest du nicht?“

„Weil — Mama! Wir haben uns nämlich gezankt, Ludwig und ich.“

„So ernsthaft? Aber da hätte ich euch doch beide für verständiger gehalten.“

„Es war auch eigentlich gar kein Zank, Mamachen. Er ist nur so eigensinnig, und wenn er sich etwas in den Kopf setzt, dann — dann ist eben nichts mit ihm zu machen.“

„Was hat er sich denn in den Kopf gesetzt?“

„Mich!“ rief sie aus, halb lachend und halb betrübt.

„Dich? — Ach so. Hast du ihn abgewiesen?“

„Ja.“ Es kam sehr zaghaft heraus.

„Margarete! Ein Mensch wie Ludwig! Hast du das auch gut überlegt?“

„Ich weiß alles, was du sagen kannst, Mamachen! Ich habe mir's selbst genug vorgebetet. Ich weiß ja, daß er der beste Mensch auf der Welt ist und der treueste, und klug und wahr und mutig, und alles, was es sonst an männlichen Tugenden gibt! Ich könnte seine zukünftige Frau beneiden — aber es geht nicht. Ich kann nicht.“

„Stößt du dich an seinem bürgerlichen Namen?“

„O Mama! Das denkst du doch nicht von mir! Wenn ich ihn liebte, würde ich seinen Namen natürlich mit lieberr, er möchte sein, welcher er wollte. Aber das ist es ja eben. Ich liebe ihn nicht, wie man lieben muß, um heiraten zu können.“

„Du wirst eine alte Jungfer werden!“ seufzte die Baronin.

„Tausendmal lieber eine alte Jungfer, als die Frau eines Mannes, den ich nicht von ganzem Herzen liebe! Ich weiß nicht, wie es andre Mädchen fertig bringen, aus Ueberlegung zu heiraten. Mir wär's unmöglich.“

„Ich fürchte, in zehn Jahren wirst du anders denken, mein armes Kind. Und dann ist es wahrscheinlich zu spät.“

Margarete eilte zur Mutter hin, kniete vor ihr nieder, streichelte die zarten Hände und sah mit großen, ernstesten Augen auf.

„Ich weiß nicht, ob ich glücklich sein werde, Mama, aber ich hoffe, daß ich mir selbst treu bleibe.“

„Kind! Diese Art hast du von deinem Vater! Ganz wie er sprach! Ganz wie er mich ansah!“

Die Augen der Baronin nahmen einen träumerischen, in die Ferne sehenden Ausdruck an. Sie versank in Erinnerungen — und vergaß die Gegenwart und Margarete.

Das junge Mädchen stand auf und schlüpfte aus dem Zimmer. Sie wanderte nach der Küche, wo Agathe Sauerkraut mit Hecht in der Form buck, Margens Lieblingsgericht. Die Köchin, ein rotwangiges Mädchen vom Lande, mußte erst „angelernt“ werden, und dies Anlernen verstand Agathe meisterlich.

Die Sorbenische Küche war das Bild der Sauberkeit und Ordnung, des häuslichen Behagens. Im mit blau und weißen Kacheln belegten Herd brannte ein lustiges Feuer, im Eisentopf brodelte die Krafftuppe. Minna, die rote Maib, schlüpfte gewandt wie ein Eidechschchen hin und her, das Geschirr für den Eßtisch zurechtstellend. Fräulein Agathe hatte eben einen prüfenden Blick in die Bratröhre geworfen, wo die Kruste des Sauerkrauts sich zu wölben und gelb zu werden begann; befriedigt klinkte sie das Messingthürchen ein und richtete sich aus ihrer gebückten Stellung auf, da schlangen sich in stürmischer Liebkosung Margaretes Arme um sie.

„O, du geliebte, liebste, süßeste Agathe!“

Sanft und verwundert machte sich das Fräulein los.

„Was ist denn mit einemmal über dich gekommen, Margretchen?“

Margarete streckte sehnsüchtig die Arme aus. „O Gott, ich muß jemand lieb haben!“

Und die staunende Agathe wurde zum zweitenmal ans Herz gedrückt.

Indessen saß Hans Ludwig nicht elegisch auf den Trümmern seines Glücks, sondern entfaltete eine rastlose Thätigkeit; denn die furchtbare Lücke, die das Aufhören des Verkehrs im Sorbenischen Hause in sein Leben gerissen, mußte ausgefüllt werden. Er schrieb Zeitungsartikel, provozierte Angriffe, hielt Vorträge und besuchte alle möglichen Wirtenträger, immer auf der Jagd nach etwa sich bietender Aktionsgelegenheit. Er war so scharf geladen mit Thatendrang, daß sein neuer Freund, Walter Gerals, ernstlich besorgt darauf ausging, diese überschüssige Kraft irgendwo nutzbringend zu verwerten, damit sie nicht verwüstungstiftend explodiere.

Walter Gerals und Ludwig kamen fast allabendlich zusammen, und Walter wurde nicht müde, das Großstadttreiben als den Herd der meisten sozialen Uebel zu beklagen.

„Wie eine große Spinne in ihrem Netz sitzt sie mitten im Lande, die Großstadt, und streckt ihre häßlichen Fäden nach allen Seiten aus. Sie lockt die gesunden Säfte vom Lande herein und durchtränkt sie mit ihrem Gift und saugt den armen Fliegen das Blut aus. Denke dir die kleinste Hütte auf dem Lande, einigermassen sauber gehalten, mit einem traulichen Herdfeuerchen, einem Sorgenstuhl für den alten Großvater und die freie Gotteswelt rings umher! Und dagegen die wüsten, fünfstöckigen Hinterhäuser unsrer Mietskasernen! Da sitzen sie, wie Häringssware an- und aufeinander gepfercht und infizieren sich gegenseitig und füllen die Spitäler und setzen kranke, krüppelhafte Kinder in die Welt.“

„Na, höre aber; auch nicht jedes Bauernhaus ist ein Idyll.“

„Das glaube ich. Aber wenn die Leutchen irgend wollen, so ist es ihnen ein Leichtes, es dazu zu machen.“

Ein wenig Sinn für Ordnung und häusliches Behagen, mehr bedarfs nicht. Hier dagegen! Was läßt sich thun? Jeder reformatorische Versuch ist ein Tropfen auf einen heißen Stein. Gegen die trostlose Dede dieser von turmhohen Mauern umgebenen Hinterhauswohnungen mit ihrer herdenweis aufeinander gepackten Kasernenbevölkerung ist ihr kein Aufkommen. Und es ist zu begreiflich, daß die Aermsten sich aus diesen widerwärtigen Häuslichkeiten heraus in die von dir gebrandmarkten und sauberen Vergnügungslotale flüchten. Der Mensch kann Arbeit und Entbehrung nicht unausgesetzt ertragen! Er will einmal aufatmen, lachen, vergessen können! Ich kann es ihnen, bei Gott, nicht verdenken.“

„Gerald, man merkt doch, daß du von ‚drüben‘ kommst.“

Walter schüttelte den Kopf. „Es ist drüben nicht besser, trotz der humanen Ideen. Man mag eben das Uebel nicht an der Wurzel angreifen, weil die Wurzel auch einen Stamm und Aeste und Früchte trägt, die den oberen Zehntausend zu gute kommen.“

„Ist das Wohl der oberen Zehntausend, und wenn es Zehnhundert und wenn es Zehn wären, nicht der großen Opfer wert?“ meinte Ludwig. „Die breite Menge ist immer nur das Piedestal gewesen und hat damit ihren Zweck in der Entwicklung der Menschheit erfüllt.“

„Ich möchte nicht der Große sein, der sich auf einem Unterbau aus zerquetschten Massenezistenzen wohl fühlt!“

„Lieber Gerald, du sprichst ja wie ein roter Sozialist!“

So herab wurde Walter Gerald indessen nur, wenn er mit seinem Freund allein war. Andre kannten ihn als einen schweigsamen Genossen.

Er „studierte“ Berlin auf seine eigene Art. Mit tieftraurigen Augen sah man ihn in einem Ringeltangel sitzen oder ein öffentliches Ballotale durchwandeln. Auch Hospitälere besuchte er oder begleitete einen Armenarzt auf seinen Gängen, fast immer schweigend.

Zuweilen, — aber selten, schloß sich Ludwig ihm an. Es geschah, daß Walter Gerald, als ob er sich gestoßen habe, mit einem plötzlichen Ruck vor dem Schaufenster eines Delikatessenladens stehen blieb.

„Siehst du, Ludwig,“ sagte er, „das ist in meinen Augen raffinierte Grausamkeit! In der Wüste zu hungern, kann den Reiz des Heldentums haben; aber hier angefrachtet dieser so appetitlich wie möglich ausgestellten Lederbissen zu darben und die Seinen darben zu sehen — das ist einfach Dual.“

Er führte Ludwig in eine Fabrik, wo Tortenpapiere mittelst schwerer Hämmer zierlich ausgeschlagen wurden. Die ganze Luft war angefüllt mit dem weißen Papierstaub. Die dabei beschäftigten Männer trugen Respiratoren vor dem Mund, sahen aber trotzdem aus wie wandelnde Leichen.

„Sie gehen alle in kurzer Zeit elend zu Grunde,“ sagte Gerald im Weitergehen, „aber die verschiedenen Sorten sehen netter aus, und das ist ja wohl einige Dutzend Menschenleben wert.“

Ludwig zog die Brauen zusammen und schwieg.

„Um ein solches Menschenopfern kennen zu lernen,“ fuhr Gerald fort, „muß man nicht unter Wilden leben, sondern im Mittelpunkt europäischer Civilisation. Neulich war ich in einer Fabrik, wo Tricotfaden gewebt und fertiggestellt wurden. Da war eine Dampfwascherei im Keller. Widerlicher Dunst und Geruch von Salmiak und grüner Seife drang mir entgegen, so daß ich anfangs von Uebelkeit ergriffen wurde und kaum atmen konnte. Hier arbeiteten einige Männer, die mir durch ihren hünenhaften Körperbau auffielen. Ich bemerkte es dem mich begleitenden Direktor und erhielt die Antwort: ‚Wir können bei der Dampfwasche nur die allerstärksten Leute gebrauchen. Die andern halten es alle nicht aus.‘“

„Das ist allerdings um solche Brachtkerle schade,“ meinte Ludwig.

„In jener Fabrik sah ich auch einen Lungenzerstörungsraum, wie vorhin bei dem Tortenpapier,“ fuhr GERALD in seinem trüben Tone fort; „da wurde der Tricotstoff mit eisernen Rämmen „gerauht“, um etwas loser und weicher zu werden. Die Arbeiter, die den losgelösten Wollstaub atmeten, hatten alle den Tod auf den bleichen Gesichtern geschrieben! In einer andern Fabrik . . .“

LUDWIG streckte abwehrend die Hand aus. „Hör' auf, GERALD! Verschone dich und mich. Der Gesunde wird ja krank über diesem fortwährenden Hinstarren auf krankhafte Auswüchse. Und wir brauchen unsre Gesundheit, unsre Kraft, unsern unbefangenen Sinn!“

„Ich würde dich nicht mit diesen unerquicklichen Dingen unterhalten,“ entgegnete GERALD, „wenn ich sie für eine Notwendigkeit hielte, mit der man sich, wie mit mancher andern traurigen Notwendigkeit abfinden müßte. So aber glaube ich, daß vielem schauerlichen Unrecht gesteuert werden kann und daß du der rechte Mann bist, wo es gilt, energisch Hand ans Werk zu legen.“

„Und wo meinst du, daß man anzugreifen hätte?“

Die kraftvolle, fast zu straffe Haltung LUDWIGS, sein hochgetragener eckiger Kopf, seine blitzenden Augen, sein federnder und doch fester Schritt, alles verriet einen zum Uberschäumen bereiten Lebensdrang. Wie ein Hund, dessen sämtliche Muskeln vor Jagdleidenschaft gespannt sind, schien er nur auf das Signal zu warten, um loszustürzen.

WALTER empfand dies mit innerer Freude, aber es bestimmte ihn, mit Zurückhaltung weiterzugehen.

„Ist es notwendig, daß unsre Torten ausgebackte Papierunterlagen haben?“ bemerkte er. „Ist es notwendig, daß wir unsre zarte Haut nur mit den allerweichsten und feinsten Stoffen in Berührung bringen? Ist mit einem Wort dieser ganze raffinierte, verweichlichende Luxus notwendig? Oder hat er den geringsten sittlichen Wert?“

„Die Leute müssen doch beschäftigt werden!“ rief LUDWIG ungeduldig.

„Nein, die Fabrikanten müssen mit fünfunddreißig bis vierzig vom Hundert Gewinn rechnen und reich werden. Wenn sich's wirklich um den Unterhalt der Leute handelte, warum laßt ihr sie nicht unter Gottes freiem Himmel das Land bebauen? Warum diese unselige Industriewut? Warum müssen wir Schiffsloadungen von überflüssigen Luxusartikeln ins Ausland schicken gegen dessen Bodenerzeugnisse? Laßt uns doch erst einmal alle Brot aus deutschem Korn essen! Schickt die Arbeiter aus der Stadt hinaus aufs Land und verschafft ihnen dort ein menschliches Dasein!“

So war er wieder auf seinem Steckenpferd angelangt. Er mochte ausgehen, von welchem Punkt es war, immer kam er zu dem gleichen Ende: heraus aus dem lebenszerstörenden Getriebe der großen Städte aufs Land!

„Im übrigen stimme ich dafür, daß Karthago zerstört werden muß!“ neckte ihn der gleichfalls mit ihm verkehrende Trostburg.

Und GERALD entgegnete lächelnd: „Dafür wurde es ja auch zerstört.“

Eines Abends erzählte GERALD den bei Siechen sitzenden beiden Freunden, er habe eben den Kauf eines im östlichen Posen gelegenen, ehemals polnischen Gutes abgeschlossen und sich auch bereits mit der Siedelungskommission in Verbindung gesetzt, da er willens sei, so viel Ackerbauern, als der Boden ernähre, dort anzusiedeln und ihnen mit Rat und That an die Hand zu gehen. Er baue darauf, daß die Freunde von Berlin aus sein Unternehmen mit Wort und Schrift kräftig unterstützen würden.

Trostburg hörte die Sache sehr gelassen an, aber LUDWIG war Feuer und Flamme. Diese „mannhafte That“ hatte bei ihm gezündet. Alles Auseinandergehen der Ansichten kühn zur Seite schiebend, trug er dem Freunde seine Bundesgenossenschaft an. Plan auf Plan entzündete seinem

Kopf. Er wollte einen Verein gründen und eine Zeitung, das war das Wesentlichste. Um Mitternacht verließen sie das Bierhaus, und Ludwig begab sich mit Gerald und Trostburg in deren drei Treppen hoch gelegene Wohnung. In Gerald's Zimmer saßen sie bei einer qualmenden kleinen Petroleumlampe und berieten mit Feuereifer. Walter, der gewohnt war, seinen Haushalt allein zu führen, kochte mit Hilfe einer Spirituslampe dampfenden Punsch, und selbst der „finstere Ritter Hugo“, wie Trostburg von Ludwig genannt wurde, zeigte sich belebt.

Plötzlich warf der dritte Zimmerherr der Witwe Hahnemann, ein schlafen wollender Rechtsanwalt, mit Donnergepolter seine Stiefel gegen die Wand.

„Bravo! Bravo, Freundchen!“ rief der lustige Ludwig, „das war klar und bündig, — also gut deutsch!“

„Zum Donnerwetter!“ tönte es zurück, „ich will jetzt Ruhe haben!“

Ein schallendes Gelächter beantwortete diese Willenserklärung. Dann rief Trostburg: „Ruhe? Die werdet ihr im Grabe finden. Jetzt heißt die Losung: Wachtet und betet.“

„Opfern Sie noch eine Stunde von Ihrem Schlaf, Herr Nachbar,“ schlug dagegen Walter vor. „Kommen Sie doch ein bißchen herüber und helfen Sie uns, den Punsch zu vertilgen.“

Diese Aufforderung ergoß sich wie Del auf die in dem Busen des Rechtsanwalts tobenden Wogen sittlicher Entrüstung.

Ein sanftes Brummen ließ sich vernehmen, dann ein Geräusch, als spränge einer mit beiden Füßen aus dem Bett.

Der Rat der dreie lautete erwartungsvoll.

Es dauerte nicht lange, so quiekte nebenan die Thür in den Angeln, Filzpantinen schlürften auf dem Gang, es klopfte.

„Immer rin in den deutschen Bund!“

Eintrat ein untersehter, zum Fettwerden neigender Dreißiger mit bleichem, etwas aufgedunsenem Gesicht, schwarzem Haar und Schnurrbart und großen, feuchtglänzenden, schwarzen Augen; er war in einen türkischen Schlafrock gehüllt.

„Ich salutiere die gelehrten Herren! Mein Name ist Hüter, Rechtsanwalt.“

Die Freunde hatten sich erhoben und nannten gleichfalls ihre Namen.

„Doch nicht der Doktor Hans Ludwig, der die geharnischten Artikel losläßt?“ fragte der Anwalt, große Augen machend.

„Ja wohl! Eben der, und Trostburg ist der Hugo von Trostburg, dessen romantisches Drama vor kurzem auf unsrer Hofbühne in Scene gegangen ist.“

„Also lauter Sterne am Großstadthimmel!“ sagte Hüter sehr überrascht, „und dazu dieser wonnigliche Duft von Citronen und Arrak? Ei freilich, da bin auch dabei!“

Auf dem altväterischen Schreibpult stand die Spirituslampe und der kupferne Wasserkessel. Walter Gerald ging, als Wirt, hin und her und füllte die Gläser.

Hugo von Trostburg lag mit aufgekloppter Weste in der Ecke des alten Sofas. Sein krauses Haar hing ihm wirr in die Stirn, sein Gesicht sah übernächtlich aus, aber seine Augen glänzten. Er war ausnahmsweise vergnügt.

Ludwig saß am Tisch und führte das Wort. Sein eckiger Kopf mit dem langen Sachsenschädel, der breiten Stirn und dem harten Kinn war nicht gerade schön, aber desto charaktervoller: eine Lutherphysiognomie.

Der neue Gast wurde neben Trostburg aufs Kanapee genötigt. Die Gläser klangen.

„Wenn mich nicht meine Sinne täuschen, sind Sie Hebräer,“ begann Ludwig gegen Hüter gewendet.

Der Anwalt blinzelte. „Gewissermaßen ja. Meine Ahnen sind von Palästina herübergewandert, allein ich bin

getauft und mein Vater war ein christlicher Pastor. Fühlen thu' ich mich jedenfalls als Deutscher."

"Nun also: Meine Freunde und ich sind im Begriff, ein großes vaterländisches Unternehmen ins Leben zu rufen: es handelt sich um die Gründung eines 'deutschen Bauernbundes' behufs Decentralisation der Großstädte und Förderung des Landbaues, vor allem der Landwirtschaft im Kleinen."

"Mit einem Wort: Sie stemmen sich gegen das große Schwungrad der Zeit und dreh'n zum Spaß ein bißchen nach rückwärts," sagte Hüter lächelnd.

Ein wenig Opposition war gerade das, was dem zukünftigen Volksbeglückter noch gefehlt hatte. In hellen Flammen loderte sein Enthusiasmus auf, und er übergoss den Skeptiker mit einem Redeschwall, so gewaltsam und so fortreibend, daß diesem Hören und Sehen verging.

Als Ludwig endlich Atem schöpfte und nach dem Punschglas griff, meinte Hüter ganz eingeschüchtert, das sei ja alles recht lobenswert und ließe sich wohl hören, nur fürchte er, man werde mit einer neuen Zeitung nicht viel Glück haben, da solche wie Pilze aus der Erde schössen und gewöhnlich rasch eines sanften Todes verblühen, denn es sei kein Bedarf vorhanden.

"Das lassen Sie meine Sorge sein!" rief Ludwig. "Wenn unser Wollen durchdringt, so dringt auch unser Organ durch. Etwas in sich Lebensfähiges gedeiht auch unter den ungünstigsten Umständen. Die vielen Unternehmungen freilich, die als erstes und letztes Ziel die Bereicherung ihrer Gründer haben, sind totgeborene Kinder und gehen an ihrer eigenen Seelenlosigkeit zu Grunde. Gegen die hilft auch keine Marktschreierei. Da verrechnen sich die Kellameposaunisten freilich. Sie bringen schillernde Seifenblasen hervor, die einen Augenblick die Aufmerksamkeit erregen und dann zerplatzen. Wer Dauerndes erreichen will, muß Großes wollen, sonst ist aller Lärm vergeblich."

Und wer auf die Menge wirken will, der muß ihre Bedürfnisse kennen und verstehen, nicht allein ihre Schwächen. Er muß sich als ein Teil von ihr fühlen, mit ihr leiden, mit ihr jubeln! Der Pulsschlag seiner Zeit muß auch in seinen eigenen Adern klopfen. Sprechen Sie nur einmal mutig und deutlich aus, was Tausenden auf der Seele liegt, ohne daß sie den Ausdruck dafür zu finden wissen, und Sie werden staunen über den lavinenartigen Anwachs Ihrer Anhänger! Sobald Sie lebendigen Glauben haben, können Sie Berge versetzen — sind Sie allmächtig!"

Ludwig leerte das Glas, das Walter ihm gefüllt, auf einen Zug. Seine Augen flammten.

Hüter sah ihn groß an. Aller Schlaf war ihm vergangen. Es ist ein angenehmer Kitzel, sich allmächtig zu denken, oder auch nur mit einem Mächtigen eng verbunden.

Ludwig war plötzlich still geworden. Seine Züge verfinsterten sich. Er starrte düster vor sich hin. Allmächtig hatte er gesagt? Und war nicht sein bestes Wollen zu Schanden geworden? Ach ja, eins gab es, wo aller Glauben nichts vermochte, wo der gewaltigste Wille ohnmächtig abprallte.

Walter Gerals, der mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt stand, hatte die plötzliche Verfinsterung in den Zügen seines Freundes nicht zum erstenmal bemerkt. Auch mußte er bereits andeutungsweise, was ihm geschehen war.

Jetzt nahm er ein Buch vom Regal und kritzelte mit Blei einige Zeilen auf die erste, weiße Seite. Dann gab er es Ludwig.

"Willst du es von mir annehmen zur Erinnerung an diese Stunde?" sagte er mit seiner ans Herz gehenden Stimme.

Zerstreut nahm Ludwig die Gabe entgegen und las die Widmungszeilen. Es waren ein paar Jordansche Stabreime:

„Nur kleine Seelen beklagen und schelten
Ihr Schicksal als schal, ihr Leben als wertlos,
Weil ein Lieblingswunsch ihnen ungewährt blieb;
Wo die großen Herzen den Gram begraben,
In der untersten Tiefe; denn erneuerte Thatkraft,
Statt verbitterten Gram gebiert ihr Verzichten.“

Walter hatte die Verse für den Freund niedergeschrieben, weil sie ihm selbst einmal zur Stärkung gereicht hatten; aber Ludwig fühlte sich durch dies Gemischten in seine innersten Angelegenheiten peinlich berührt.

„Diese Jordanische Nibelungenmodernisierung ist mir eine Widerwärtigkeit,“ sagte er stirnrunzelnd. „Es ist eine Verzuckerwässerung herben alten Rheinweins, gerade wie die Wagner'sche Sagenbearbeitung. Zum Teufel mit all dieser modernen Sentimentalität, mit dieser schwül-sinnlich-nervösen Mundrechtmachung kerniger Heldenweisen! Ein Dichter, wie wir ihn brauchen, stöbert nicht nach Stoffen in den Archiven umher, sondern greift ins Leben. Nicht wahr, Trostburg?“

„Ein Dichter von Gottes Gnaden sucht überhaupt keinen Stoff,“ behauptete Trostburg mit halb geschlossenen Augen, „sondern der Stoff sucht ihn.“

Lachend händigte ihm Walter das letzte Glas Punsch ein. Dann sagte man einander gute Nacht.

Erst als Ludwig nach langem und festem Schlaf bei seinem Morgenkaffee saß, sah er nach dem Titel des ihm von Gerald gewidmeten Buches.

Es hieß: „Des Deutschen Heimweh“ und war eine in Amerika gedruckte und herausgegebene Sammlung kleiner Gedichte. Der Verfasser war „Walter Gerald“.

Ludwig begriff, daß Gerald ihm damit ein Stück von seinem Herzen anvertraut hatte, und er hatte in seiner Verstimmung nicht einmal ein Wort des Dankes gefunden.

Von verspäteter Rührung ergriffen, rannte er eilig zu dem Freunde und drückte ihm die Hände.

„Ich bin ein harter, eckiger Gesell,“ sagte er, „und ich fange an zu fürchten, daß ich für zart empfindende Naturen etwas Abstoßendes habe. Auch du wirst über kurz oder lang den Kern wegwerfen, weil dir die Schale zu scharfkantig ist.“

Walter Gerald lächelte. „Sei unbeforgt! Du hast mich ja im Sturm gewonnen, Ludwig. Deine Art mutet mich an, wie echte Heimatluft. Ich habe dich lieb. Hältst du deutsche Treue denn für eine Sage?“

Margarete lebte in steter aufgeregter Erwartung naher Glückseligkeit. Sie traf zuweilen flüchtig mit Otrida zusammen, und diese Begegnungen waren jetzt die Meilensteine ihres Daseins. Sie lebte vorher süßer Hoffnung, nachher noch süßerer Erinnerung, bis diese, in Gedanken bis zur Neige ausgekostet, neuer Erwartung Raum ließ.

Dann kam ein Rückschlag.

Die Baronin Sorben hatte den Grafen aufgefordert, gelegentlich ihre Empfangsnachmittage zu besuchen. Aber der erste, der zweite, der dritte ging vorüber, Otrida kam nicht.

Das erste Mal fand Margarete sein Zögern ganz natürlich, das zweite Mal erklärlich, aber als er auch den dritten Sonnabend fern blieb, erfaßte sie schmerzliche Enttäuschung. Was hielt ihn zurück: Gleichgültigkeit oder Absicht? —

Sie hatte heute stundenlang die Gäste ihrer Mutter unterhalten und war mit jedermann liebenswürdig gewesen. Dafür fanden die Besucher, daß Fräulein von Sorben sich auffallend zu ihrem Vorteil verändert habe. Sie habe den trotzig überlegenen Ton ganz abgestreift und sei auch hübscher geworden.

Als ziemlich spät der letzte Gast an die Hausthür geleitet wurde, sank die Baronin, die in würdiger Haltung auf ihrem Sofa gesessen, erschöpft zusammen.

„Es ist mir zu viel!“ seufzte sie.

„Soll ich dich zu Bett bringen, Mamachen?“ fragte Margarete, die selbst blaß und müde aussah.

„Nein, danke, Kind. Agathe kommt ja gleich.“

„Mama! Ich glaube, du könntest mich überhaupt ganz entbehren. Agathe ist dir viel wichtiger, als ich.“

Es klang kummervoll.

Bewundert hob die Baronin die schweren Lider. Da stand ihr schönes, begabtes Kind, über das man ihr heute so viel Artigkeiten gesagt hatte, mitten im Zimmer mit schlaff herabhängenden Armen und gesenktem Kopf, ein Bild der Mutlosigkeit.

„Du unvernünftiges Entchen!“ rief die Mutter. „Agathe ist dankbar, daß sie sich nützlich machen kann, und weiter hat sie auf der Welt nichts. Und du, der noch die ganze Welt zu Füßen liegt, wolltest ihr das Eine nicht gönnen?“

In diesem Augenblick trat Agathe ein; hinter ihr, ärgerlich redend, Max. Er hatte eine Schlittschuhfahrt auf der Havel gemacht, war in Konflikt mit den Schlittschuhschnäbeln eines ungeschickten Läufers gekommen und hatte einen großen, dreieckigen Riß in seiner neuen Winterhose davongetragen.

„Ich begreife gar nicht, wie man so blödsinnig ungeschickt sein kann,“ schalt er, „mit den Beinen suchtelte das Mondkalb herum, als ob es durchaus eine Buschiade aufführen müßte!“

„Sei doch froh, daß du keinen Riß in der Nase hast,“ tröstete Agathe lachend, „die Hose läßt sich flicken.“

„Ja, läßt sich flicken!“ wiederholte der Entrüstete; „läßt sich flicken! Nur daß der schändliche Meck-Meck-Meck sie wieder vierzehn Tage in seiner Bude behalten wird! Ich vermute, er schickt erst jeden seiner Herren Söhne einmal damit auf den Ball.“

„Gib sie mir 'mal erst auf mein Zimmer,“ riet Agathe.

Max küßte wesentlich beruhigt der Mama die Hand. „War's nett?“

„Ja, nur zu viel. Ich bin ganz fertig mit meinen Kräften!“

„Wozu quälst du dich nun so, Mama! Das hat doch keinen Sinn! Wenn's dir zu viel wird, so laß dich einfach durch Margarete vertreten. Wozu hat man denn eine erwachsene Tochter?“

Er war böse auf seine Schwester, denn von Ludwig, den er wegen seines Fortbleibens zur Rede gestellt, hatte er erfahren, was zwischen den beiden vorgegangen war. Er ahnte, um welches andern willen sie den bewährten Freund abwies, und fand sie sehr thöricht. Jetzt blickte er zu ihr, die schweigend am Ofen stand, hinüber.

„Ist Ottrida dagewesen?“ fragte er in Verfolgung seines Gedankenganges.

„Nein,“ antwortete Margarete kurz.

„Ich wundere mich beinahe,“ meinte die Baronin. „Er war neulich so empfindlich.“

„Er soll nämlich auf dem Ahrottschen Zauberfest der Margarete kolossal den Hof gemacht haben,“ bemerkte Max in scharfem Ton. „Aber wenn du auf mich hörst, Margarethen, so gibst du auf das Süßholzraspeln von so einem Allerweltskerl gar nichts.“

Sie war empört. „Max, du weißt nicht, was du redest! Süßholzraspeln? Lächerlich! Was Graf Ottrida ist und wie er spricht, davon hast du überhaupt gar keine Ahnung!“

„So? Ich habe aber eine sehr deutliche Ahnung davon, daß er die Millionen der Lady Ahrott heiraten wird und daß allen denen, denen seine schönen Augen und glatten Worte den Kopf verdreht haben, das Nachsehen bleibt.“

Margarete sah starr vor sich nieder. Endlich sagte sie mit einer etwas unnatürlichen Ruhe: „Meinetwegen

kann er ja heiraten, wen er will. Das ist seine Sache. Wer mir einmal gefällt, gefällt mir. Oder meinst du, ich dürfte mich nur für einen Mann interessieren, wenn ich mich vorher von seinen 'reellen' Absichten überzeugt habe? Nein, du, so 'praktisch' bin ich nicht angelegt."

"Ein bißchen sollte doch jeder auch die praktische Seite ins Auge fassen," meinte Max, dessen Zorn verflogen war. Er bewunderte den unabhängigen Sinn seiner Schwester, aber ebenso wie seine Mutter konnte er sich einer gewissen Besorgnis nicht erwehren.

"Sieh 'mal, das Leben ist kein Roman," fuhr er in dem verständigen Tone fort, den er annahm, wenn er sehr im Ernst war. "Man muß mit den Thatfachen rechnen. Was hast du von deinen Schwärmereien und idealen Freundschaften, wenn du darüber vergißt, an deine Zukunft zu denken!"

Agathe hatte die Tante hinausgeführt und schloß die Thür hinter sich. Da warf sich Margarete mit einem Aufschluchzen in den nächsten Sessel.

"Ich wollte, ich wäre kein Mädchen! Es ist ein Unglück, ein Mädchen zu sein! Es ist eine Grausamkeit!"

Max ging unruhig auf und ab. Sie dauerte ihn, und er konnte ihr doch nicht helfen. Natürlich war es angenehmer, ein Mann zu sein, als ein Mädchen, wenigstens wenn man zum denkenden Menschen geboren war. Aber sie mußte sich doch in die Weltordnung fügen. Leichter wäre es ihr geworden, wenn sie nicht gelernt hätte, so viel nachzudenken. Darin mußte er dem Onkel Bedich schon recht geben und dem Doktor Ludwig unrecht. Wenn sie doch nur nicht so herzbrechend weinen wollte! Er konnte es nicht mit anhören. —

Am nächsten Morgen erschien zu Agathes und Max' großer Erleichterung Margarete ganz munter beim Frühstück.

Auch die Baronin hatte sich ausgeruht. "Was hattet ihr eigentlich gestern miteinander?" fragte sie ihre Kinder

"Ach, nichts!" antwortete Margarete rasch. "Ich war ein wenig nervös von dem vielen Sprechen, und der Max kam in schlechter Laune nach Haus, da haben wir uns ein wenig —"

"Gerauft!" vollendete Max. "Paß schlägt sich, Paß verträgt sich."

Die Baronin schüttelte den Kopf. Der Eindruck, den ihr beim Verlassen des Zimmers gestern abend Margaretes Aussehen machte, war haften geblieben.

"Ich weiß nicht, mit Ludwig konntest du doch stundenlang über die ernsthaftesten Dinge sprechen, ohne daß es dir zu viel wurde!"

Margarete errötete. "Ja, das war auch etwas ganz andres, Mama!" versicherte sie eifrig. "Ein wirklich gutes Gespräch und ein endloser Austausch von höflichen Redensarten, das verhält sich zu einander, wie Roastbeef zu Schlagfahne."

Da das Wetter klar und mild war, ließ Agathe gegen Mittag einen offenen Landauer holen, und die Baronin und Margarete unternahmen eine Spazierfahrt in den Tiergarten.

Die Luft war herrlich. "Wie alles Persönliche in Gottes freier Natur doch zusammenschrumpft!" dachte Margarete. Sie fühlte sich frei und leicht.

Da kamen den Reitweg dahergaloppiert ein Herr und eine Dame zu Pferd; in einiger Entfernung folgte der elegante Reitknecht.

Es ging Margarete wie ein Stich durchs Herz; denn sie erkannte auf den ersten Blick Dirida und Miß Ashrott.

Die Baronin bog sich vor und hielt das Sorgnon an die Augen.

"Wie hübsch sie aussehen! Kennst du die Dame?" Margarete antwortete nicht.

"Ist es nicht Miß Ashrott?" meinte die Baronin.

Jetzt ritten sie an dem Wagen vorüber. Der Graf

zog den Hut tief, die Amerikanerin salutierte vorschriftsmäßig mit der Gerte.

Margarete dachte, daß es eine große Erleichterung sein müsse, laut ausschreien zu dürfen, denn sie empfand einen wahn sinnigen Schmerz. „Was ist das nur?“ fragte sie sich mit Entsetzen. „Ist es nur möglich, so zu leiden! Ich verliere ja den Verstand! Nein — ich habe ihn schon verloren.“

Sie hörte nicht, was ihre Mutter sagte. Angstvoll preßte sie die Hände gegen die Brust. Es war, als zerriße da innen etwas.

Aber der Krampf ließ nach. Eine dumpfe Betäubung folgte.

„Aha, das ist also Eifersucht!“ fiel ihr plötzlich ein. „Dieser rasende Schmerz! Diese ohnmächtige Verzweiflung! So also thut Eifersucht! Etwas Glenderes gibt es gewiß auf der ganzen Welt nicht.“

Sie erinnerte sich, daß sie andre eifersüchtig gesehen hatte und daß ihr solche Schwäche geradezu spaßhaft erschienen war. Jetzt graute ihr vor der eigenen Gefühllosigkeit.

„Ich werde gewiß nicht wieder über andre lachen,“ gelobte sie sich. „Man muß eben selbst gelitten haben, um das Leiden andrer zu begreifen. Wenn man das dabei lernt, so ist es wenigstens nicht umsonst gewesen.“

Sie sah nach dem Himmelsblau über dem bronzenen Filigran der herrlich gestalteten Bäume und wurde immer ruhiger.

Aber der Mensch klebt am Erdboden, wenn es ihm auch auf Augenblicke gelingt, sich derart auf die Zehenspitzen zu heben, daß er zu schweben meint. Es dauert nicht. Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht es die Fußsohlen nach unten.

Auf den flüchtigen Sieg Margaretes folgte neues, ohnmächtiges Kämpfen und Ringen. So sehr sich ihr Stolz auflehnte, sie konnte den Schmerz nicht los werden. Den ganzen Tag folgte ihr das Bild jener beiden. Wie er sich

zu ihr hinübergebogen, mit der Hand ihr in den Zügel gegriffen hatte! Und war sie nicht fesselnd genug auch ohne den Glanz ihres Goldes?

Sie durchblätterte die Zeitung. Bei der Chronik der „großen Welt“ fand sie so oft seinen Namen. Da! Er hatte beim Theeabend der Kaiserin Klavier gespielt! Und der Berichterstatter erging sich in begeisterter Anerkennung dieses Spiels.

Sie lächelte traurig. Natürlich! Konnte er denn irgend etwas anders machen als glänzend und vorzüglich?

Und gleich darauf kam wieder der nagende Schmerz. All diese beglückende Liebe und Bewunderung mußte sie ja geheim halte, wie etwas Unrechtes, weil er einer andern öffentlich den Hof machte!

Mit heißen Augen überblickte sie die Verlobungsnachrichten. Noch stand sein Name nicht da, aber vielleicht in den nächsten Tagen schon. Und sie mußte es dann nicht nur lesen, sondern es sich von Mama oder Max vorlesen lassen und durfte nicht zucken! Nein, wie sollte sie nur diese Folter fort und fort ertragen?

Solle Max doch am Ende recht haben? War es wirklich notwendig, solch eine große, schöne Liebe gewaltsam aus dem Herzen herauszureißen?

Stöhnend griff sie mit den Händen nach dem Kopf.

„Wenn ich nur jetzt einen Freund hätte, der mich genau verstände und mit dem ich mich zur Klarheit durchsprechen könnte, wie sonst mit Ludwig. Aber ich habe alles auf einmal verloren!“

Die Dede der Vereinsamung, in der sie sich fand, erregte ihr ein leises Grauen. Sie dachte an das unheimliche Tiefsche Märchen vom blonden Egbert.

Was Heinrich Otrida beim Reiten im Tiergarten mit Lucia Ashrott gesprochen, war kein Liebesgeflüster gewesen.

Hätte Margarete die beiden belauscht, so würde sie mit einigem Erstaunen wahrgenommen haben, daß der Graf Dtrida, der mit Miß Ashrott verkehrte, von dem zarten, träumerischen Idealisten, den sie kannte, ungemein verschieden war.

Miß Ashrott gegenüber legte der Graf eine Arroganz an den Tag, die zuweilen an Roheit streifte. Er behandelte sie schlecht, aus Pädagogik, wie er selbst glaubte, in Wahrheit aber, weil das Unmaßende ihres Wesens ihn dazu herausforderte.

„Die Menschenseelen sind wie Musikinstrumente,“ sagte Dtrida, „soll das Zusammenspiel Harmonie ergeben, so muß die eigene Tonlage der des Partners entsprechend abgestimmt werden.“

Er war kein Redner und glänzte nicht in einer allgemeinen Unterhaltung. Um seine bekannten persönlichen Erfolge zu erzielen, bedurfte er der Sondergespräche. „Laßt mich eine halbe Stunde unter vier Augen mit einer Frau sprechen,“ hatte er einst geäußert, „und dreimal eine Stunde mit einem Mann, so bin ich ihrer mächtig. Nur daß ein Leierkasten auch unter den Händen eines Meisters nicht zur Kirchenorgel wird!“

Dies Wort hatte eine Zeitlang in der Gesellschaft kursiert und er war damit geneckt worden. „Leierkasten oder Orgel?“ fragte man, wenn er einer neuen Bekanntschaft erwähnte. Allein dann antwortete er gelassen, daß das Alphabet mehr Buchstaben enthalte, als das A und das Z. Heinrich Dtrida wußte sehr gut, daß seine Genialität vielfach überschätzt wurde, daß man als Inspiration bewunderte, was einfache technische Kunstfertigkeit war, und umgekehrt oft in einem Einfall des Augenblicks einen fein geplanten „Coup“ witterte. Indessen hütete er sich, seine lieben Mitmenschen über solche Irrtümer aufzuklären, denn je mehr er sie irre führte, desto ungestörter konnte er seine Zwecke verfolgen.

Gegenwärtig widmete er sich der Aufgabe, die hochmütige Lucia Ashrott „klein zu kriegen“, und die Qualen, die er sie dabei erleiden ließ, verursachten ihm einen unangenehmen Ritzel. Sie mußte nach seinem Gefühl bis in den Staub gedemütigt werden, ehe sich etwas mit ihr anfangen ließ. Dies hochfahrende Wesen fand er an einem jungen Mädchen ganz unerträglich.

Statt ihrem kühnen, naturwüchsigem Reiten Bewunderung zu zollen, übte er strenge Kritik.

„Nicht die Ellbogen heraussrecken! Nicht mit den Armen rudern, Miß Ashrott! Sie wollen doch nicht für eine verkappte Indianerin oder Cirkusreiterin angesehen werden! — Wollen Sie nicht endlich die Hand ruhig halten! Die Zügelhand meine ich! Sie müssen es wirklich in der Bahn üben mit einem zum Rand gefüllten Glas Wasser auf dem Handrücken. Sehen Sie sich doch einmal das Reiten der Fürstin Lynar an!“

So schulmeisterte er in kühlstem Ton, und Lucia verbiß mit Mühe ihren Aerger. Zuweilen fühlte sie eine fast unbezwingliche Lust, ihm mit der Gerte durchs Gesicht zu schlagen; aber sie bezwang sich, denn sie hatte gelernt, sich vor ihm zu fürchten.

Und dies ihr ganz neue Gefühl lieferte sie ihm aus. Oft glaubte sie ihn zu hassen, aber ihre Gedanken kamen nicht von ihm los. Sie empfand, daß sie ihm nicht übermäßig anziehend war, und die Furcht, daß er am Ende doch noch sie mit samt ihrem Reichthum verschmähen könne, hielt sie in ängstlicher Spannung. Je schwerer sie es fand, ihn zu gewinnen, desto erpichtter wurde sie auf seinen Besitz. Ihr eigenwilliger Sinn wurde durch Widerstand aufs Aeußerste gereizt, während das zu leicht zu Erringende in ihren Augen an Wert verlor.

„Siehst du, mein liebes Mädchen,“ dachte Dtrida, als er heute mit ihr im Tiergarten ritt, „jetzt habe ich dich bald so weit, daß du aus der Hand frißt.“

Er beobachtete sie verstohlen und sah, wie sie sich anstrenge, seine Vorschriften auszuführen. Das freute ihn. Aber gerade in diese Freude hinein rollte der Landauer mit den Sorbenschon Damen.

Er wurde schweigsam und unaufmerksam.

Lucia warf manchen forschenden Seitenblick auf ihn. Sie hatte Fräulein von Sorben wohl erkannt; seit ihrem Ball sah sie in diesem Mädchen ihre gefährlichste Rivalin. Es war klar, daß die zufällige Begegnung ihn aus der Stimmung gebracht hatte.

Am großen Stern trafen sie mit einigen Kavallerieoffizieren zusammen und Otrida überließ willig den Platz an Lucias Seite einem andern.

Plötzlich in der Nähe des Brandenburger Thores hieb Lucia auf ihr Pferd und hielt es gleichzeitig zurück, so daß es stieg und sich auf den Hinterfüßen im Kreise drehte.

Die nahen Fußgänger stoben ängstlich zur Seite, aber die Amazone hatte das gereizte Tier rasch gebändigt.

Die Stute zitterte und schäumte. Otrida, der schnell herangeritten war, klopfte ihr beruhigend auf den Hals, wobei er sich scharf zu Lucia hinüberbeugte. „Wem galt das Bravourstückchen?“ Aber sein kühles Lächeln machte einem interessierten Blick Platz, als er in ihr Gesicht sah. Ihre Nasenflügel bebten, ihre Augen sprühten. Sie war nicht rot, sondern blaß.

„Nehmen Sie sich in acht,“ raunte sie ihm zu, „sonst trifft der nächste Peitschenschlag Sie! Ich bin kein Lamm!“

„Schlagen Sie nur,“ sagte er ebenso leise, „ich halte stiller, als der Gaul; aber die Thränen eines ganzen Lebens würden das nicht ungeschehen machen.“

Ihre Hand zuckte. Sie sah ihn demütig an und ritt an seiner Seite schweigend weiter.

Am folgenden Tage machte Margarete von Sorben bei Lucia Ahrott Besuch. Das Verlangen hatte sie erfaßt,

herauszufinden, welcher Art das Mädchen sei, von dem man glaubte, daß Otrida sie zu heiraten beabsichtige.

Der Diener führte sie durch eine ganze Reihe vom Hofdekorateur prunkhaft, stilvoll und langweilig eingerichteter Gemächer.

Dann wurde sie, nachdem sie einige Minuten Zeit gehabt hatte, in der Doréschen Silberbibel zu blättern, von der dicken Tante empfangen.

Diese würdige Dame, die ein grünseidenes Kleid und einen eigentümlichen Kopfschmuck mit rosafarbenen Bandschleifen trug, war ein heiteres, liebenswürdiges, altes Original. Ihr Steckenpferd waren kunstreiche Handarbeiten, als „Patsch“ und „Cruel-Wort“. Aus den bunten Seidenschnitten, sowie in erhabener Wollstickerei schuf sie wahre Kunstwerke. Sie ließ durch ihre Kammerfrau die letzten Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit herbeiholen, die Margarete bewunderte.

„Meine Nichte wird gleich kommen,“ hatte die alte Dame gesagt, „sie ist nur eben vom Reiten zurückgekehrt und muß sich umkleiden.“

Als Lucia endlich in einer sehr eleganten Toilette erschien, war sie so zugeknöpft und frostig, daß sie auch auf Margarete erkältend wirkte. Sie stand bald auf.

„Nein, es ist unmöglich,“ dachte sie, als sie wieder auf der Straße war. „Es ist unmöglich, daß er sie liebt, wenn es auch noch so sehr den Anschein hat.“

Sie hatte sich vorgeredet, daß es sie beruhigen werde, die Amerikanerin recht liebenswert zu finden. Ihr Besuch hatte den entgegengesetzten Erfolg gehabt, aber die Beruhigung war doch eingetreten.

Mit heiterem Blick um sich schauend, ging sie Unter den Linden entlang und über den Pariser Platz.

Plötzlich fühlte sie etwas wie einen elektrischen Schlag. Aus dem Palais des Adelsklubs trat eben Heinrich Otrida. Und er kam ihr entgegen!

Jetzt erkannte er sie und zog den Hut schon aus einiger

Entfernung. Sie neigte den Kopf und wagte nicht, ihn anzusehen; trotzdem glaubte sie den Blick seiner wunderbaren Augen auf sich ruhen zu fühlen.

Entzücken und freudige Nüchternung bemächtigte sich ihrer. Wie konnte sie nur zweifeln! Hatten sie nicht beide vom ersten Augenblick an deutlich empfunden, daß sie zu einander gehörten? Kein äußeres Mißgeschick konnte an dieser Gewisheit rütteln.

„Ich bin so glücklich! Ich muß heute noch etwas Gutes thun,“ sagte sie sich, und nachdem sie einen Augenblick überlegt hatte, nahm sie eine Droschke und fuhr nach der Landsberger Allee hinaus, wo ein ehemaliges Sorbisches Stubenmädchen wohnte, das sie zuweilen aus Mitleid aufsuchte.

Marie, die einst ein schmuckes Rodenslebener Dorf-mädchen gewesen, hatte in Berlin einen feinen Kellner geheiratet und war ins Glend geraten. Der Mann trank und prügelte sie und trug nicht nur seinen, sondern auch ihren Verdienst ins Wirtshaus. Dazu kamen kleine Kinder.

Der weite Weg nach dem Nordosten der Stadt erschien Margarete heute fast zu kurz, so rasch verflog die Zeit über ihren frohen Gedanken.

Am Ziele angekommen, ließ sie die Droschke warten und stieg die engen, schmutzigen Treppen eines Hinterhauses hinan, bis in den vierten Stock. Blasse, strophulöse, wasserköpfige Kinder mit überklugen, unkindlichen Gesichtern kamen ihr entgegengellettert. In dem naseweis klingenden Berliner Straßenton bekrittelten die jammervollen Geschöpfchen die Lage ihrer Eltern.

Mit einem intensiven Gefühl des Widerwillens, dem sich Mitleid zugesellte, eilte Margarete an den sie Begaffenden vorüber.

Schwer atmend von dem ungewohnten Steigen, langte sie endlich oben an. An der Thür, deren Klingel sie in Bewegung setzte, waren schmutzige Visitenkarten angenagelt.

Auf der einen stand: „Wilhelm Löhne, Kaufmann,“ auf der andern „Florentine Bernstein, Klavierlehrerin“. Das waren Marias Zimmerabmieter.

Die Thür wurde ein wenig geöffnet, ein bleiches, vergrämltes Gesicht spähte durch den Spalt, erhellte sich aber rasch.

„Ach du großer Gott! Das gnädige Fräulein!“

Margarete trat ein. „Wie geht's, Marie?“

Die Antwort verlor sich in Schluchzen. Margarete drückte Marias durch Seifenwasser und Lauge runzlige, feuchte Hand und folgte ihr in den Raum, in dem die Familie wohnte, kochte, wusch und schlief.

Die Luft in dem Raum war verdorben, die Kinder beide krank. Das älteste lag im einzigen Bett, es war ein zweijähriger Junge und Margaretes Patchen, das jüngste lag weinend in einem Korb. Die Mutter war eben mit dem Waschen von Kinderwäsche beschäftigt, Margarete sah mit Schrecken, daß die Ankunft eines neuen Weltbürgers in Aussicht stand.

Frau Schönemann stammelte Entschuldigungen. „Wie in 'nem Viehstall sieht's aus hier, aber, du lieber Gott, ich zwing's nicht.“

Seufzend dachte Margarete daran, wie ordentlich und sauber Marie einst die Zimmer gehalten hatte. Doch fiel ihr die Unordnung noch weniger auf, als die schreckliche Luft.

„Was fehlt denn den Kindern?“ fragte sie.

„Ich weiß nicht! 's ist einmal nichts Rechtes los mit ihnen! Der Herr Doktor sagt, es wären schlechte Säfte. Sie piepsen immer und der Kleine hat so schlimmen Aus-schlag.“

Margarete riß, ohne zu fragen, das verquollene Fenster auf. „Luft, Marie! Ihr könnt unmöglich gesund bleiben, wenn ihr niemals lüftet!“

Die Schneelust drang ein. Abgrundtief ging's in den

engen, dunklen, von turmhohen Wänden eingeschlossenen Hof hinunter, gellend drang das Getöse einer ausgeleierten Drehorgel herauf. Das älteste Kind fing an zu heulen, das andre stimmte ein.

Da öffnete sich die Thür und es trat eine kleine, magere, hochschultrige Jüdin ein mit scharfgeschnittenem Gesicht und schönen, von langen schwarzen Wimpern beschatteten Augen.

Die Zugluft machte sie husten. Anstrengung und Verlegenheit trieb eine hektische Röte in die blassen Wangen. Schüchtern, Kopf und Rinn vorstreckend, sagte die kleine Person: „Ich wollte bloß fragen, ob ich den Willy etwas nehmen soll?“

Der zweijährige Willy hörte auf zu heulen und streckte verlangend die Arme aus. Die Jüdin hob ihn aus dem Bett, wickelte ein altes Tuch um ihn und zog mit ihm ab.

Margarete, die ohne zu husten und ohne zu frieren, die Zugluft als eine Wohlthat empfunden hatte, dachte mit Kopfschütteln an den Kontrast zwischen ihrem behaglichen Dasein und der traurigen Existenz dieser an Ueberanstrengung und Entbehrung krankenden Geschöpfe. Sie schloß das Fenster wieder, während Frau Schönemann durch heftiges Hin- und Herwiegen auf den Armen das Kleine zu beschwichtigen suchte.

„Wer war das Mädchen?“ fragte Margarete.

„Die Musiklehrerin von nebenan. Sie ist wie ein Engel, aber die Lunge ist halb fort, und da wird sie's wohl nicht mehr lange machen. So eine Mieterin bekomme ich auch nicht wieder. Wo sie kann, hilft sie mir bei den Kindern, und in die Lokale gehen, wie so andre thun? nie nich! Wenn's finster wird, spielt sie auf dem Klavier, und das is ihr einzigstes. Ich sag' immer: nee sag' ich, die is zu gut.“

Margarete hörte eifrig zu und beschloß, Agathe um Fruchtkast für das kranke Mädchen zu bitten. Auch nach-

her, als Marie Schönemann sich in Klagen über ihren Mann ergoß, konnte sie in Gedanken von dieser barmherzigen Samariterin nicht loskommen: Florentine Bernstein.

Lucia Ashrott war verstimmt. Ein Wort, das Dtrida neulich hatte fallen lassen, wollte ihr nicht aus dem Sinn. Es hieß „prozenhaft“. Sie wurde den geringschätzigen Ton, mit dem er es ausgesprochen, nicht los. Obwohl sie gefühlt hatte, daß ein Vorwurf, der ihr galt, darin gelegen, wagte sie nicht, ihn nach der Bedeutung des Ausdrucks zu fragen. Sie konnte gewisse Blicke von ihm nicht ertragen und zitterte davor.

Bekümmert stand sie in ihrem Wintergarten neben dem Wasserbassin, aus dem sich gleich einem verästelten Stamm der Papageienständer erhob. Der grüne und der graue Papagei saßen mit gesenkten Köpfen auf ihren Nesten und hofften von der Herrin hinter den Ohren gefraut zu werden, aber sie hofften vergebens.

Da rief der Gong zum Essen.

Gelangweilt durchschritt sie ihre schönen Räume; als jedoch der reichgalonnierte Diener die ins Eßzimmer führende Flügelthüre aufriß, erhellte sich Miß Lucias Miene.

Was sie so plötzlich in gute Laune versetzte, war der Anblick des vor dem Lehnstuhl Tante Jessies am Kamin lehrenden Walter Gerald.

Es kam selten vor, daß Lucia Ashrott nicht Gäste zum Essen hatte oder selbst zu Tisch ausgebeten war. Traf es sich aber so, so schickte Tante Jessie heimlich nach Walter Gerald, damit Lucia doch „irgend einen Menschen“ zur Unterhaltung habe, und Gerald kam, wenn er konnte.

Er hatte Lucia aufgesucht, als er ganz fremd zuerst in Berlin ankam, einfach aus dem Drang heraus, eine besamnte Menschenseele zu begrüßen, und die Aufnahme, die er gefunden, war ungemein herzlich gewesen.

„Bitte, besuchen Sie mich recht oft,“ hatte sie zu ihm gesagt, „ganz ungezwungen, und wie es Ihnen gerade paßt, bitte! Ich freue mich so sehr, daß Sie hier sind! Nun komme ich mir gar nicht mehr so heimatlos vor hier in Deutschland! Wissen Sie, lieber Mr. Gerald, ich habe Verehrer ohne Zahl, aber keinen einzigen uneigennütigen Freund. Wollen Sie mein Freund sein? Ich habe das Gefühl, als könnte ich dann ein besseres Geschöpf werden!“

Walter mußte, daß ein solcher vertraulicher Verkehr mit ihr ihm zur Tortur werden mußte; aber er liebte sie zu aufrichtig, um die Hände, die sie ihm vertrauend entgegenstreckte, nicht festzuhalten.

Sie ließ ihm gegenüber alles Zeremoniell fallen und behandelte ihn durchaus kameradschaftlich. Trotz des bedenklchen Gesichtes von Tante Jessie hatte sie eingeführt, daß sie sich mit Vornamen anredeten. Dabei gab sie sich oft so lebenswürdig und einfach herzlich, daß ihm das Festhalten des ruhig freundschaftlichen Tones nicht leicht wurde.

Er unterließ nicht, ihre Aufmerksamkeit des öfteren auf Unterstützungsbefürftige zu lenken, und dann gab sie mit vollen Händen und betitelte ihn lachend ihren Großalmoſenier.

„Ich bin nämlich in Walter Gerald's Gesellschaft wirklich ein besseres Mädchen als sonst!“ sagte sie zu ihrer Tante.

„Ich glaube, der arme Junge liebt dich mehr als alle die andern zusammengenommen,“ sagte Tante Jessie mitleidig.

Im Grunde ihres Herzens glaubte Lucia das auch, und sie wäre sehr betrübt gewesen, hätte sie denken müssen, daß es nicht so sei. Sie konnte sich ja in seiner warmen Liebe und fühlte sich bei ihm so wohl, wie ein Kind bei der Mutter. „Wenn er ein Graf wäre!“ dachte sie zuweilen. So aber, als schlichter bürgerlicher Ackerbauer blieb er für sie „sans conséquence“.

„Sagen Sie mir doch, Walter,“ fragte sie ihn heute während des Essens, „was versteht man unter prozentaft?“

„Blumpe Dichtuerei,“ antwortete er.

„Bin ich prozentaft?“

Er sah sie verwundert an. „Wie kommen Sie darauf?“

„Sie sagen nicht nein, also Sie finden es auch!“

„Wer hat es denn schon gefunden?“ fragte er interessiert.

„Graf Dtrida.“

Er wandte sich rasch der Bratenschüssel zu, die der Diener ihm hinhielt. Wenn sie Dtrida erwähnte, konnte er ihr nicht ins Gesicht sehen. Warum unter allen war es auch gerade der?

„Meinetwegen mögen sie mich ‚prozentaft‘ nennen, so viel sie wollen,“ fuhr Lucia in herausforderndem Tone fort. „Sie wären ja gar zu froh, wenn sie mein Geld hätten. Wenn sie mich loben, so thun sie es, weil sie etwas von mir haben wollen, und wenn sie mich schlecht machen, ist es Neid. Deshalb kümmere ich mich kein bißchen um das dumme Geschwätz!“

„Wenn man Sie so hört,“ meinte Walter, „dann möchte man Ihnen wünschen, daß Sie plötzlich all Ihr Geld verlören!“

„Das nenne ich einen recht christlichen und freundschaftlichen Wunsch!“ rief die junge Dame.

Und die Tante rief voll Schrecken: „Gütiger Himmel!“

Walter lächelte. „Von mir glauben Sie doch hoffentlich nicht, daß es Neid ist, was aus mir spricht?“

Lucia war gereizt.

„Mich beneiden Sie nicht; aber den Mann, den ich heiraten werde. Dafür will ich auch einen haben, vor dem sich alle fürchten und der sich nichts, nichts gefallen läßt.“

Walter blieb eine Entgegnung schuldig.

Er verabschiedete sich unmittelbar nach dem „dinner“, obgleich die Damen ihn lebhaft aufforderten, sie ins Opernhaus zu begleiten.

Lucia hatte durch verdoppelte Liebenswürdigkeit ihre ausfallenden Bemerkungen gutzumachen gesucht, aber der Druck, den sie auf Walters Stimmung ausgeübt, wich nicht. Zuweilen schien es ihm, als sei sein Einfluß auf sie kein geringer, aber ehe er sich dessen versah, kam ein Rückschlag. Er fühlte, daß ein anderer, dem seinen entgegengesetzter Einfluß vorhanden war, gegen den er nicht ankam. Er ahnte auch, von welcher Seite diese Duermwirkung kam, und es erfüllte ihn mit einer Bitterkeit, gegen die er oft vergeblich ankämpfte.

Daß diesem Heinrich Dtrida alles in den Schoß fallen mußte, wonach sein eigenes Sehnen so hoffnungslos gerichtet war: der Name seiner Väter, das Heimatsgut und nun auch die Geliebte!

Walter gehörte zu den Menschen, die nicht aus Neid verkleinern, sondern es war ihm Bedürfnis, die bevorzugten Rivalen vor sich selbst in die günstigste Beleuchtung zu rücken, weil der Gedanke, sich das Urtheil durch Neid und Eifersucht trüben zu lassen, ihm peinlich war. Er wollte sich aus dem Schiffbruch seines Herzensglücks wenigstens die innere Freiheit retten, gerecht zu sein. Dabei hatte er gegen einen starken, gesunden Naturtrieb anzugehen und versagte seinem wunden Herzen die Salben und Pflaster, die Mutter Natur minder zart empfindenden Seelen stets freundlich bereit hält. Niemals entfuhr ihm das gesunde: „Ich bitte dich: laß mich ein wenig fluchen!“ — Während er das Treiben des Grafen Heinrich mit fast krankhaftem Interesse verfolgte, erlaubte er sich keine Kritik.

In trübe Gedanken versunken, schlenderte er beim Schein der Straßenlaternen und erleuchteten Schaukäden die Wilhelmstraße entlang, als sich plötzlich eine Hand mit kräftigem Druck auf seine Schulter legte.

„Na, den hätten wir ja noch erwischt!“ rief die Stimme Ludwigs. „Wo treibst du dich nur herum und welche Schleichwege wandelst du, ungeselliger Gefelle?“

In seiner augenblicklichen Gemüthsverfassung war Gerals mehr erschrocken als erfreut über die Begegnung. Denn obwohl Ludwig mit Entfaltung staunenswerter Thatkraft an der Verwirklichung seiner eigenen Lieblingsgedanken arbeitete, mochte er sich persönlich von diesem lärmenden, agitatorischen Treiben am liebsten fernhalten.

Aber Ludwig ließ den glücklich Aufgegabelten nicht los. Er war zum Ueberlaufen mit guten Neuigkeiten angefüllt — wie gewöhnlich. Die erste Nummer des „Deutschen Gauenblattes“ war heute aus der Presse gekommen. Hüter hatte massenhafte Abonnenten gefördert; jetzt eben auf dem Architektenhause, und zwar im großen Saal, sollte die konstituierende Versammlung des Gauenbundes stattfinden. Hüter hatte wacker die Trommel gerührt und für eine zahlreiche Beteiligung gutgesagt. Bereits hatte man Redner angeworben und so weiter. Das von Hüter zusammengetrommelte Publikum sei hauptsächlich quantitativ von Bedeutung, wogegen er, Ludwig, einige schätzbare Persönlichkeiten aus den leitenden Kreisen gewonnen und ein ganzes Rudel von Studenten und Lieutenants herangezogen habe.

Sich im Reden überstürzend, entrollte Hans Ludwig so viel Pläne, daß es dem Zuhörer schien, als gehöre mindestens eine Lebenszeit dazu, um alles das auszuführen. Zuletzt fiel die Einsilbigkeit Walters dem Uebereifrigen doch auf.

„Weißt du, höre 'mal, lieber Gerals, es kommt mir beinah vor, als hättest du Lust, fahnenflüchtig zu werden! Das soll dir aber nicht so leicht gelingen!“

„Ich denke nicht an Fahnenflucht, nur liegt das Feld, auf dem meine Thätigkeit Nutzen bringen kann, anderswo. In vierzehn Tagen reise ich mit Sack und Pack nach Posen, und wenn ihr euch aus diesem fiebernden Großstadttempo

noch ein wenig Geduld gerettet habt, sollt ihr schon erleben, daß ich bei der Sache bin.“

„Aber du bist so apathisch!“ rief Ludwig; „das darf nicht sein! Hat man sich entschlossen, bei einem Werke Hand anzulegen, so ist Gleichgültigkeit verwerflicher als alles andre. Gleichgültigkeit tötet eine Bewegung ja im Keime. Lieber alles aus den Angeln heben, alles auf den Kopf stellen, als Gleichgültigkeit! Sie ist Verrat, sie ist schlapp — unmännlich!“ —

„Halt!“ sagte Gerald, den Freund beim Handgelenk packend.

„Nimm es übel oder nicht!“ sagte Ludwig.

„Du würdest dich maßvoller ausdrücken, wenn du mich als das nähmst, was ich augenblicklich bin: einen seelisch Kranken.“

„Was? Wieso denn?“

„Eine unerwiderte Leidenschaft.“

„Et tu, Brute!“ rief Ludwig überrascht. Nach einigem Schweigen setzte er warm hinzu: „Dann kann ich dir nur doppelt anempfehlen: Greif herzhaft nach der ersten besten Thätigkeit, die sich bietet! Nur kein langes Abwägen! Es gibt kein wirksameres Heilmittel für das Gefühl, als energisches Handeln. Wozu sind wir Männer? — Wer war es doch, der mir neulich auf unfrem Rütli die Jordanschen Verse unter die Nase rieb: ‚denn erneuerte Thatkraft gebiert ihr Verzichten‘: ja, ja! daß man doch immer so viel klüger für andre ist, als für sich selbst.“

Gerald schüttelte den Kopf. „Damit hab' ich aber nicht auf die fieberhafte Thätigkeit hinweisen wollen, in die du dich jetzt gestürzt hast. Sie halte ich, offen gesagt, mehr für ein Betäubungsmittel, als für ein Heilmittel. Bei dem Kaufsch, in den sie versezt, würde mir vor der Ernüchterung hangen.“

„Du irrst dich. Es ist ja eine ernste, zielbewußte Arbeit, der ich mich widme. Eine solche kann keine Ernüchterung

nach sich ziehen; sie muß im Gegenteil alle moralischen Muskeln stärken und zum Fortführen des Werkes geschickt machen.“

„Mögest du recht haben!“ sagte Gerald. „Ich glaube aber nicht, daß diese Lebensweise und diese Art der Thätigkeit etwas Gefundes ist. Man hegt von einer Erregung zur andern und läßt sich einfach nicht die Zeit, zu sich selbst zu kommen. Auf diese Art läßt sich aber ein tiefgegründetes Lieben nicht abthun. Es will sein Recht und nimmt es sich früher oder später. Es will sich ausleben, wie alles zum Leben Erwachte. Da hilft weder Betäuben noch Entfliehen. Ich glaube, daß wir nur dann mit einem großen Schmerz ganz fertig werden, wenn wir ihm voll ins Angesicht schauen und uns entschließen, den uns zugemessenen Leidensbecher willig bis auf die Reige zu leeren.“

„Nein, nein, nein!“ rief Ludwig. „Das ist Sklavemoral! Eine Regung, sei sie noch so tief und stark, die mir nichts als Leiden schaffen soll, erkenne ich nicht mehr an! Ich leugne sie aus der Welt hinaus. Nergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir! Sich einem hoffnungsvollen Kummer hinzugeben, ist Weiber-
sache.“

Er hatte so laut gesprochen, daß ein paar in Abendmäntel gehüllte Damen, die sie eingeholt hatten, aufmerksam geworden waren. Die eine wandte sich um und grüßte mit anmutigem Kopfsneigen. Beim Schein der Gaslaterne erkannte Ludwig Komtesse Miezi Dietlingen.

„Was für ein süßes Gesichtchen!“ sagte Gerald. „Du kennst die Kleine?“

„Ja, es ist die Tochter eines Gauenbundpfeilers, des Grafen Bedich Dietlingen, mit dem ich dich gleich bekannt machen werde. Sein Urteil ist vorgefaßt und sein geistiger Ausblick hat leicht zu bestimmende Grenzen, aber sein Name, seine Stellung in der Provinz, seine biedereren Grundsätze und sein ganzes Auftreten machen ihn zu einem schätzenswerten

Bundesgenossen. Seine Stimme wird auch im Parlamente ins Gewicht fallen."

Sie hatten ihr Ziel erreicht; natürlich mußte Gerald mitkommen. Er nahm bereits im Treppenhaus wahr, daß sein Freund Ludwig sich einer gewissen Popularität erfreute. Alle paar Schritte wurde er begrüßt oder angesprochen. Verschiedene Gruppen sahen sich neugierig nach ihm um.

Nichtsdestoweniger sah Ludwig plötzlich aus, als habe er Mäuse gegessen; er glich, was lebenswürdigen und einnehmenden Gesichtsausdruck betraf, beinahe dem Meister Ludwig van Beethoven.

Der Grund dieser plötzlichen Sonnenfinsternis war, daß er Fräulein Margarete von Sorben erblickt hatte.

Einen andern hätte die Gelegenheit, sich vor der Dame, die ihn verschmäht hatte, in Brillantfeuer zeigen zu können, vielleicht mit Genugthuung erfüllt. Nicht so Ludwig. Was sie jetzt über ihn dachte, war ihm gleichgültig. Er wollte mit ihr fertig sein, ganz fertig! Und er zürnte ihr, daß sie sich derart seiner Erinnerung aufdrängte.

Jemand zupfte ihn am Ärmel, und als er etwas unwirsch den Kopf zur Seite wandte, sah er in die glänzenden schwarzen Augen Hüters.

"Na, Doktor? Was sagen Sie nun? Hab' ich zu viel versprochen? Der Saal füllt sich bis auf den letzten Platz. Und dabei zieh'n Sie Undankbarer die Stirne noch kraus? Was gibt's denn?"

"Ihre Nase mißfällt mir!" knurrte Ludwig.

"Na, na, na," machte der Anwalt, milde protestierend.

"Gebt mir Männer mit großen Nasen!" hat Napoleon I. gesagt. Es steckt Genie dahinter und Intelligenz."

"Und Großschnäuzigkeit," fügte Ludwig hinzu.

Hüter lächelte wieder mit milder Ueberlegenheit.

"Mit Ihnen ist heut nicht gut Kirschen essen," sagte er und dachte in seinem Herzen: „Schlagt meinewegen

mit Fäusten zu, wenn der alte Berserker 'mal wieder in euch rappelt. Für Vernünftige ist das ein ganz ergötzliches Schauspiel, und ihr mögt euch so ungebärdig stellen, als ihr wollt: heute zieht ihr doch den kürzeren, ihr Ritter von der rohen Kraft."

Aber Walter Gerald schüttelte zu dieser unglimpflichen Behandlung eines Kameraden den Kopf.

"Wenn er ihn nicht als Menschen gelten läßt," dachte er, „sollte er ihn auch nicht in den Dienst seiner Sache nehmen."

Zwischen Hüter und Gerald bestand ein sonderbares Verhältnis. Harry Hüter pflegte Gerald zu übersehen, und Gerald hinwiederum dieses Uebersehenwerden zu übersehen, d. h. thatsächlich nicht zu bemerken. Walter Gerald hatte nicht das Zeug, seine persönlichen Vorzüge zur Geltung zu bringen; er verstand nichts aus sich zu machen, wie man zu sagen pflegt. Und Hüter, der nach dem urteilte, was ihm in die Augen sprang, meinte, daß an dem stillen, schwerfälligen Menschen nicht viel sei. Für das Bornehme in Walters Persönlichkeit hatte er kein Auge.

Jetzt legte Gerald kameradschaftlich den Arm um den Hüters, in dem Bestreben, Ludwigs Unrecht etwas gut zu machen. So wandelten sie der Saalthür zu.

Ludwig wollte folgen, als Graf Dielkingen ihm den Weg vertrat.

"Guten Abend, verehrtester Doktor! Drinnen sitzen sie Kopf an Kopf in Erwartung der Dinge, die da kommen sollen. Machen Sie's nur recht kernig! Wissen Sie, so mit Keulen, wie neulich in unsrem kleinen Kreis. Und um Gottes willen keine lange Sauce!"

Ludwig war noch so stark von seinem inneren Grimm beherrscht, daß er nur höhnisch den Mund verzog.

"Aber eins wollte ich noch bemerken, Herr Doktor," fuhr der Graf, vertraulich sich dem Ohr seines jungen Freundes zuneigend, fort, „es berührt in unsrem Kreise

peinlich, daß Sie diesen Güter zu Ihrer rechten Hand zu machen scheinen."

"Güter ist ungewöhnlich brauchbar."

"Aber seine Physiognomie genügt, um Zweifel an der Echtheit unsres Wollens zu erregen!"

"Diese Zweifel werden wir verschweigen, Herr Graf."

"Ich möchte, Sie überzeugten sich davon, daß man in der Auswahl seiner Hilfskräfte am besten sehr wählerisch ist."

Ludwig lachte auf. „Davon werden Sie mich nicht überzeugen. Wenn es die Erreichung eines großen Zieles gilt, so würde ich selbst des Teufels Hilfe nicht verschmähen, falls er sie mir anböte. — Da kommt der gute Pastor Kistelhut angelaufen, Herr Graf. Fragen Sie einmal bei ihm an, wie er in dieser Sache denkt!"

Der Pastor, ein corpulenter Vierziger mit blondem Christusbart und kurzschichtigen, feldherrnmäßig blickenden Augen, nahm, seine Brillengläser mit dem Schnupftuch pudend, den beiden Herren, die sich jetzt allein noch in der Galerie des Lichthofes aufhielten.

"Meine Herren! Meine Herren! Es wird Zeit! Alles ist versammelt!" mahnte er mit halber Stimme.

"Herr Pastor, wie war doch das, was der alte Gofner dem Teufel sagen wollte, wenn er ihm einen Beitrag für sein Waisenhaus brächte?" fragte Ludwig gemütsruhig.

"Leg's auf den Tisch und pack dich!" antwortete Kistelhut lächelnd.

Graf Wedich lachte. „Herzhaft und fernig allerdings und gut deutsch obendrein."

Ludwig führte den Pastor mit ein paar Worten in die Situation. „Uns Nordländern geht leider das Geschäftsingenum, das unsre Mitbürger orientalischer Abkunft in so hohem Grade besitzen, einfach ab. Sobald es daher in Frage kommt, wären wir doch dumm und thöricht, wenn wir das ihre nicht zu Hilfe nähmen! Es kommt nur darauf

an, ihre Mitwirkung auf das zu beschränken, was sie thatsächlich besser als wir verstehen. Und daß sie sich nicht weiter erstreckt, dafür verehrter Herr Graf, lassen Sie mich sorgen."

Sie hatten die Saalthür erreicht und traten ein.

Ein Klüstern, Rascheln und Regen durchlief die gedrängtsitzende Versammlung.

"Jetzt kommt er! Da ist er!"

"Wer?"

"Ludwig."

"Der mit dem Bollbart und den breiten Schultern?"

"Nein, das ist der Graf Dietlingen. Ludwig ist der junge Mann mit dem blonden Schnurrbart."

"Da ist ja auch der gute Kistelhut! Der ist wirklich allgegenwärtig."

So ging das Klüstern.

Der Graf, der parlamentarische Erfahrungen hatte, eröffnete die Versammlung und übernahm den Vorsitz. Dann erteilte er seinem „verehrten Freund“, Doktor Hans Ludwig das Wort.

Dieser sprang in seiner etwas ungestümen Weise auf die Rednertribüne, richtete sich baumgerade auf und sah sich um.

Seine Stirne zeigte noch immer Falten und seine blizenden, etwas weit voneinander entfernten Augen, die von den gradlinigen Brauen sehr charakteristisch überwölbt waren, überflogen die Zuhörerenschaft mit einer nicht gerade ansprechenden, weil an Geringschätzung streifenden Gleichgültigkeit. Das Bewußtsein von Margaretas Anwesenheit erregte seine Galle.

Aber er hatte noch nicht fünf Minuten gesprochen, da war sie und was mit ihr zusammenhing, vergessen. Sein Gegenstand riß ihn fort und seine Beredsamkeit war eine glühende, wenn auch mehr durch das Feuer der sie durchdringenden Leidenschaft, als durch Poesie und Schönheit

des Ausdrucks. Es handelte sich um Darlegung des dem deutschen Bauernbunde zu Grunde liegenden Strebens: Dezentralisation der großen Städte, Ableitung des immer drückender lastenden Ueberschusses an Arbeitskraft nach dem offenen Lande, Ansiedelung kleiner Ackerbauern und Viehzüchter in den parzellierten Güterkomplexen, Unterstützung des Kleinbauern u. s. w. u. s. w.

Am Schluß seiner Rede legte er den zukünftigen Bundesgenossen warm ans Herz, nicht zu einem toten Vereinskörper zu erstarren, sondern der großen Not, die es zu lindern galt, eingedenk, durch Wort und That und Beispiel zu wirken.

Nach ihm trat Pastor Ristelhut auf und schlug eine freiwillige Zugsteuer vor, auf deren Einzelheiten er in seiner bekannten humoristischen Weise einging. Allgemeine Heiterkeit entstand; die Damen quiekten vor Lachen, als der würdige Herr auf ihre kleinen „harmlosen“ Liebhabereien zu sprechen kam.

Dann schloß sich eine lebhafte Debatte an. Deutscher Eigentümlichkeit gemäß wurden die Vorschläge von allen Seiten beleuchtet und alle irgend auffindbaren Gegen Gründe und Bedenken hervorgesucht. Aber Ludwigs Geduld erwies sich einmal wieder als nicht leicht zu erschöpfen, er sprach immer fließender, immer schlagender. Eine Art Siegesübermut hatte sich seiner bemächtigt: redet nur, ihr könnt ja doch nicht gegen mich ankommen.

Harry Hüter raunte dem ganz erschütterten Gerald freilich zu, dies sei im Grunde genommen alles der höhere Blödsinn und Ludwig habe es mit einer Hammelherde zu thun; aber Gerald erlaubte sich, diese Auffassung nicht zu teilen.

Margarete von Sorben hatte einen Stuhl hinter Max und Miezi inne und versteckte sich, so gut sie konnte. In starker Erregung, aber mit sehr gemischten Empfindungen hatte sie gelauscht.

Es war das erste Mal seit ihrem schroffen Auseinandergehen, daß sie Ludwig sah und hörte. Ach, diese vertraute, bekannte Stimme, diese Wendungen, die sie vorher sagen konnte, Welch eine Fülle lieber Erinnerungen riesen sie in ihr wach! Und das sollte wirklich alles der Vergangenheit angehören? Sie wollte es nicht glauben. Sie empörte sich dagegen. Der tägliche geistige Verkehr mit dem großdenkenden Mann war ihr zum Lebensbedürfnis geworden, und nun sollte ihr Geist hungern und darben, nur weil sie ihn nicht heiraten konnte? Sie frankte daran und verkümmerte darüber, und er, der sie zu lieben vorgegeben, konnte das verantworten!

Und jetzt, wie erfüllt war er von seinem Unternehmen! Ganz und gar schien es ihn in Beschlag genommen zu haben. Sie sagte sich zum hundertstenmale, daß sein ungestümes Drängen in sie mehr mit seinem Eigensinn zu thun gehabt habe, als mit seinem Herzen. Heute abend noch wollte sie einen Versuch wagen, das zerrissene Band der Freundschaft wieder anzuknüpfen. Sein kraftüberschäumendes, zuletzt fast mutwilliges Wesen nahm ihr jedes Bedenken.

Sie achtete kaum auf das, was vorging, und freute sich, als die Versammlung sich auflöste.

Zuletzt blieben nur die Vorstandsmitglieder und deren Angehörige noch im Saal zurück. Während Onkel Wedich auf Ludwig einsprach, kam sie zögernd heran.

Ludwig schien es nicht zu bemerken, aber der Graf wandte sich nach ihr um und sagte: „Bardon, ich komme auch sofort nach.“

Ludwig, der nun natürlich auch Notiz von ihr nehmen mußte, verbeugte sich steif und sah sie fremd an.

Sie empfand die Abweisung, sagte jedoch mechanisch, was sie sich zu sagen vorgenommen hatte: „Ich freue mich sehr über diesen schönen Erfolg, Herr Doktor.“

Er verbeugte sich wieder und lächelte gezwungen.

Nein, da war nichts zu wollen! Wie Eisluft wehte es ihr entgegen, so daß sie sich verlezt und betrübt abwandte.

Die Bemerkungen des neben ihr stehenden Trostburg gingen ungehört an ihr vorüber. „Ist es nur möglich!“ dachte sie erschüttert. „So fremd und kalt kann mich der ansehen, der mir jahrelang wie ein Bruder nahegestanden und Leid und Freud mit mir geteilt hat?“ War denn für ihn alles Hohe und Schöne, was sie gemeinsam durchlebt hatten, durch die eine Kreuzung seines Willens aufgelöst?

Heinrich Dtrida war am Tage, nachdem er Margareten auf dem Pariser Platz begegnet war, bei Sorbens erschienen und hatte selbst auf Max einen gewissen Zauber ausgeübt. Er war ziemlich spät gekommen und den Abend geblieben. In dem kleinen Familienkreis schien er sich ungemein wohl zu fühlen und er hatte eine bestechend einfache, fast kindliche Art, sich zu geben. Man hatte von seinem musikalischen Genie gehört und bat ihn, zu spielen, worauf er sich ans Klavier setzte und sich in träumerischen, wilden und einschmeichelnden Phantasien erging. Dabei blickte er die am Flügel lehrende Margarete an, als sage er: verstehst du? Sagt es dir alles? Und bist du zufrieden?

Sie sprach und bewegte sich wie in einem glücklichen Traum.

Dann sah sie ihn nicht wieder und hörte, daß er mit seinem Freunde Erich Wasa eine Reise nach Skandinavien angetreten habe.

Berlin war mit einemmal leer geworden in Margaretes Augen. Sie kaufte sich eine Reisebeschreibung von einem Nordlandstouristen und beachtete in den Blättern hauptsächlich die Artikel, die von Skandinavien kamen. Der Mittelpunkt der „Welt“ schien ihr nach Norden gerückt.

Hätte sie gewußt, daß jedes engere Anschließen an

Wasa von seiten Dtridas ein entsprechendes sich Entfernen von Lucia Ashrott bedeutete, so hätte sie sich weit mehr, als es jetzt der Fall war, in süße Hoffnung eingewiegt.

Zu allgemeiner Verwunderung schien aus der „Affaire“ Ashrott-Dtrida diesmal nichts werden zu sollen. Die verschiedensten Vermutungen wurden laut über das, was an dem Auseinandergehen der beiden, die man doch so gut wie verlobt geglaubt hatte, schuld sein mochte. Je mehr sich diese Vermutungen von der Wirklichkeit entfernten, desto bereitwilliger wurden sie aufgenommen und weitergegeben.

Lucia Ashrott sah sich mit einemmal wieder von „ernsten“ Bewertern umringt und hatte Körbe auszuteilen. Mit zornigem Schmerz mußte sie sich darüber klar werden, daß man sie für „freigeworden“ hielt.

Sie haßte die glänzenden Offiziere, die ihr zumuteten, daß sie sich, weil Dtrida nichts von ihr wissen wollte, mit ihnen begnügen werde. Nur einmal, als ein regierender Fürst sich um sie bewarb, wurde sie schwankend. Aber der Regierende war ein markloser, charakterschwacher Herr, der sich trotz seiner hohen Stellung im persönlichen Verkehr kein Ansehen zu verschaffen mußte. Lucia Ashrott wollte mit ihrem erwählten Gatten in der Gesellschaft Effekt machen, und darum gab sie die lockende Fürstenthrone, als an sich doch unzulänglich, auf. Dagegen ließ sie sich im geheimen nach der Vermögenslage des Grafen Dtrida erkundigen, und das Ergebnis ermutigte sie. Er mußte bald abgewirtschaftet haben.

„Nur kaltes Blut,“ sagte sich Miß Lucia, „er ist mir sicher.“ Sie war gerade jetzt sehr weltlich gesinnt und dachte ausschließlich an eine möglichst glänzende Gestaltung ihrer gesellschaftlichen Stellung. Niemand dämpfte jetzt ihren Hochmut, denn Dtrida war in Norwegen; niemand nötigte sie zu gelegentlicher Einkehr in sich selbst, denn Walter hatte sich in seine Bosensche Landeinsamkeit vergraben. So blieb das junge Mädchen seinen ungezügeltsten Neigungen überlassen.

Der Frühling kam und die vermögenden Großstädter begannen auszuwandern.

Unter den ersten, die aufs Land zogen, war der Graf Dietlingen mit seiner Tochter Miezi.

Der gute Graf war ziemlich sorgenvoll und darum verstimmt. Miezi hatte unbedingt gefallen und war von den jungen Herren umschwärmt worden; aber kein einziger ernstler Antrag war zu verzeichnen. Es sprach sich eben herum, daß die Komtessen keinen Heller Mitgift bekamen, und das schreckte die Heiratslustigen ab. Graf Webiach seufzte. Ja, wenn nicht noch vier Mädchen zu versorgen gewesen wären! Den nächsten Winter wollte er es noch einmal mit Miezi versuchen, wenn Ise, die nächstfolgende Tochter, auch ein Jahr länger in der Kinderstube sitzen mußte; glückte es dann nicht, sie an den Mann zu bringen, so mußte sie ins Stift.

Wenn die väterliche Unzufriedenheit sich auch nicht in Vorwürfen äußerte, so machte sie sich doch fühlbar und lastete auf der armen Miezi als ein schwerer Druck. Sie fühlte sich beschämt und gedemütigt und schickte heimlich manches Stoßgebet gen Himmel: „Lieber Gott, du kannst ja alles! Mach doch, daß ich bald einen Mann kriege!“

Sorbens verlebten die Sommermonate im Thüringer Wald. In den stillen, grünen Waldthälern von Elgersburg und Ilmenau verträumten sie Stunden und Tage. Die Gemütsbewegungen des Winters lagen hinter Margarete wie ein schwerer Traum, von dem sie, müde an Geist und Körper, erwacht war. Mit dem herrlichen Appetit des Genesenden genoß sie den Dorffrieden und die Einsamkeit. Es war ein köstliches sich Dehnen, ein wohliges Aufatmen und Ausruhen!

Nur wie eine fern tönende, leise, unbeschreiblich süße Melodie begleitete sie die Erinnerung an Otrida.

Im Oktober kehrten sie erfrischt nach Berlin zurück. Der erste, dem Margarete in der Halle des Anhalter Bahn-

hofs begegnete, war Graf Otrida. Sie war bepackt mit einem Plaidpaket und einem Reisekorb, denn der Sorbensche Diener war mit dem Gepäckschein hinabgeschickt worden, und Agathe hatte genug zu thun, die Baronin zu führen.

Ein überraschtes Erkennen und Grüßen! Dann nahm er ihr eins ihrer Pakete ab, wandte mit ihr um und geleitete die Damen bis an die Gepäckdrotsche.

„Sie sehen aus, wie lauter Waldluft!“ sagte er, und aus seinen Augen sprach eine leidenschaftliche Bewunderung, die er nicht bemeistern konnte oder wollte. „Sie haben gewiß lauter Märchen erlebt.“

„Ich habe Heimatsluft getrunken,“ sagte sie. „Nur mußte man vergessen, daß es einen Weg gab, der nach Kobensleben führte.“

„Ihr Gut?“

„Es war einmal.“

„Den Weg nach Berlin wollten Sie doch nicht vergessen?“

Sie lächelte glücklich. „Wie Sie sehen, haben wir ihn gefunden.“

So plauderten sie und tauschten kurze Sätze und hatten die Welt, die um sie her mißtönig lärmte und sich drängte, vergessen. Wenn sie noch an der Echtheit ihrer Liebe gezweifelt hätten, so würde sie das Entzücken dieses unverhofften Wiedersehens aufgeklärt haben, — aber sie zweifelten nicht.

Es war am Christabend. Nach längerem weichen Wetter fror es und der schlüpfrige Schmutzüberzug des Straßenpflasters verwandelte sich in Glatteis. Eilig lief Alt und Jung umher und drängte sich in den Säden, um in letzter Stunde das noch Fehlende für die Weihnachtsbescherung heimzutragen. Elegante Damen schleppten wie Lastträger, und sogar Offiziere sah man heute mit Paketen beladen.

Schon flammten die Straßenlaternen. Sie und da

konnte man in den Fenstern das Flimmern der Christbaumlichter wahrnehmen.

Ein müder, alter Mann saß auf einer Treppenstufe und hielt Streichhölzchen feil, für die heute niemand Sinn hatte.

Er war längst stumpf geworden auf seinem Straßenposten, aber am Weihnachtsabend erfaßte ihn doch ein ganz eigentümliches Gefühl. Seine geröteten Greisenaugen spähten nach dem Kerzenglanz in den Fenstern der gegenüberliegenden Paläste, da rieb er die starren Hände gegeneinander, seufzte und sagte: „Ja, ja!“

Hand in Hand gingen ein paar kleine Mädchen vorüber und sangen mit ihren dünnen, eifrigen Stimmchen: „Stille Nacht, heilige Nacht.“

Da wurde dem alten Mann fromm zu Mute, und er nahm die Mütze vom Kopf, als sei er in eine Kirche getreten.

Schwarz und massig lag das alte Königsschloß über der Spree, wie ein Stück verfeinerter Weltgeschichte mitten in dem unruhig bunten Getriebe der Gegenwart. Wild romantisch sah die Wasserseite aus mit ihren unregelmäßigen Vorsprüngen und Türmchen, und der Mond oben hatte schon vor manchem Jahrhundert dasselbe Bild beleuchtet.

Mitten auf dem Schloßplatz glitt ein Droschkengaul aus und stürzte. Die Droschke war nicht sofort zum Stehen gekommen, und darum brach die Deichsel.

Leise fluchend stieg der Kutscher ab und versuchte den Gaul aufzurichten.

Margarete von Sorben, die nebst Körben und Paketen in der Droschke saß, öffnete nach einigem Warten den Schlag.

„Geht es nicht? Dann werde ich mich wohl nach einem andern Wagen umsehen müssen.“

„Ja, Fräuleinchen, dat wird woll nich anders find.“

„Hat das Pferd Schaden genommen?“ erkundigte sie sich teilnehmend.

„Det Pferd nich, aber der Wagen,“ war die gottergebene Antwort.

Fräulein von Sorben warf einen bedenklichen Blick auf ihre Pakete.

„Wie bring' ich die Sachen fort?“ fragte sie den Kutscher, der den Eindruck eines anständigen, netten Menschen machte.

„Warten Se man 'n bißken. Jä ruf eenen ran.“

Worauf er die Hände wie ein Glasrohr gebrauchte und einen gellenden Pfiff ertönen ließ.

Indessen hatte sich bereits der nie ausbleibende Kreis Neugieriger um das Pferd versammelt. Mitten unter ihnen — es waren ausschließlich Männer — stand wartend Margarete, in ihrem langen Pelzmantel eine schlanke, vornehme Erscheinung.

Ein am Schloß entlang gehender Herr warf einen flüchtigen Blick auf den Menschenhäuel.

„Solch ein gefallenes Droschkenpferd wird diesen großen Kindern doch immer noch zum Ereignis!“ dachte er beinahe gerührt.

„Kaufen Se mich doch diesen Hampelmann ab!“ rief ihn ein Kind an. „Bloß 'n Sechser! Bitte, bitte! Nehmen Se 'n mir doch bloß ab, lieber Herr. Mich is ganz schwach vor Hunger.“

Der große Mann bückte sich, faßte das Kind beim Kinn und sah in ein unter seinem forschenden Blick vergeblich mimendes Spitzbubengesicht.

„Selber Hampelmann!“ lachte er. „Mach, daß du nach Haus kommst, Schlingel!“

Und er gab ihm einen Schwung, der den jungen Handelsmann erheblich vorwärts brachte.

Ohne sich diese Nachhilfe im geringsten verbrießen zu lassen, hüpfte der Junge auf die Droschkenpferdgruppe zu, in deren Mitte sein geübtes Auge eine Dame erblickt hatte.

Mit jämmerlicher Stimme brachte er hier seine Litanei vor und verlangte diesmal „nur 'nen Froschen!“

„Scher' dich zum Deiwel, Krange!“ rief ihm einer der Umstehenden liebevoll zu.

Aber Fräulein von Sorben zog voll Mitleid ihr Portemonnaie aus der Tasche und trat unter den nahen Gasfandelaber, um die kleine Münze zu unterscheiden.

„Hier, mein armer kleiner Wicht!“ sagte sie weich.

Hoch erfreut rannte das Kind mit dem Fünfinger und dem Hampelmann davon, um das Experiment an andern Mitleidigen auszuprobieren.

Margarete wandte sich um und fuhr zusammen, daß ihr die Glieder bebten, denn sie fand sich Auge in Auge mit Heinrich Dtrida.

„Gnädigste Baronin haben Mißgeschick mit der Droschke gehabt,“ redete er sie an. „Darf ich Ihnen meine Dienste anbieten?“

Seine Stimme klang nicht ganz ruhig. Er hielt die Pelzmütze in der Hand; seine in weitem, weichem Mantel eingehüllte Gestalt, seine Haltung, sein Tonfall entzückten sie in einem Grade, der sie fast peinigte. So anziehend ihre Phantasie ihn auch malte, immer schien seine lebendige Persönlichkeit die Vorstellung ihrer Einbildungskraft zu überbieten.

„Da kommt die gerufene Droschke. Ich fahre nach der Landsberger Allee.“

„Heute abend? Und allein?“

„Als Weihnachtsmann,“ sagte sie fröhlich.

„So allein?“ wiederholte er.

„Die andern haben zu thun. Max pußt den Christbaum.“

„Und Sie besuchen arme Leute?“

„Eine Rodensleberin.“

„Hofgebäude drei Treppen oder Keller?“

„Vier Treppen. Und Sie? Sie sind natürlich auf dem Weg in eine große Gesellschaft?“

„Ja. Aber vorher erlauben Sie mir, für Baron Max einzutreten. Ich werde Sie begleiten.“

„Man wird Sie erwarten!“ wandte sie mit von Glück bedrückter Stimme ein.

Er antwortete hierauf nicht, sondern half ihr in den inzwischen zur Stelle gekommenen Wagen. Es war eine offene Droschke. Nachdem er noch mit Hilfe des ersten Kutschers ihr Hackelpackel untergebracht, setzte er sich neben sie und schloß den Schlag. Der Wagen rollte in die schaulustigsten Reiche, enge, von geschäftigen Käufern wimmelnde Königstraße hinein.

Wie ein roter Mond schwebte vor ihnen die erleuchtete Uhr auf dem Rathhausturm, der Turm selbst verschwand im Dunkel. Dann rollte die Droschke unter dem Stadtbahnbogen am Bahnhof Alexanderplatz hindurch. Auch hier ging es ab und zu, aber die Menschen sahen nicht nach Weihnachten aus.

„Mir ist's, als wehe hier durch einen Thürspalt ein Luftzug vom freien Lande herein,“ sagte Dtrida. „Zuweilen, wenn ich an einer dieser Bahnhofshallen vorbeikomme, zieht es mich mächtig hinaus. Die armen Augen sehnen sich nach einem Blick ins Weite.“

„Auch jetzt?“

„Nein,“ antwortete er lebhaft.

Sie schwieg ein paar Sekunden; dann meinte sie: „Uebrigens sind Sie ja wohl Ihr eigener Herr und können gehen oder bleiben, wie Sie wollen.“

„Nein — dies frei Umhergehen ist nur Schein. Die Gesellschaft bindet den, der sich ihr einfügt, mit tausend unsichtbaren Fäden. Ich fühle meine Unfreiheit nirgends so stark, als gerade in Ihrer Gegenwart.“

„Ein Mensch von Ihrer Art unfrei?“ meinte Margarete kopfschüttelnd. „Das verstehe ich gar nicht.“

„Es sind selbstgewählte Bande,“ entgegnete er; „das ist das Versöhnende der Thatsache. Wenn ich meinem Ver-

gnügen lebe, so rücken andre in meinen verlassenen Arbeiterposten ein. Für das Ausspannen ist wenig Zeit in unsrem rasenden Wettrennen. Wer für einen Augenblick ermüdet aussetzt, um nach Luft zu schnappen, findet vielleicht den Anschluß niemals wieder.

„Aber warum, warum das Sagen?“ rief sie. „Lohnt es denn? Ist's nicht ein Wahnsinn, sich fort und fort um die Gegenwart zu betrügen?“

„Es ist ja nicht ein eingebildetes Ziel, was berückt,“ versetzte er, „sondern das Sagen selbst. Wie bei einem wilden Ritt: die blitzschnelle und doch beherrschte Bewegung, das sich Behaupten und Hinter-sich-lassen der andern, das wundervolle Gefühl kraftvoller Ueberlegenheit, des Herrentums, des spielenden Bewältigens von Hindernissen, das ist Lebensgenuß! Aber ein so stolzer Sport verlangt den ganzen Menschen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Den Machttausch kann ich mir vorstellen; aber nicht, daß das Leben, das Sie führen, einen solchen bietet.“

„Was wissen Sie von meinem Leben, Baronin?“

„Die Umrisse jedenfalls. Sie machen nach dem Morgenkaffee mit oder ohne Damenbegleitung einen zahmen Spazierritt durch den Tiergarten. Dann frühstücken Sie im Adelsklub und besprechen mit den dort verkehrenden Junkern die Tagesneuigkeiten. Da wird, glaube ich, gewissermaßen die Lösung ausgegeben, wie dies und jenes Vorkommnis offiziell aufzufassen sei. . . .“

Er unterbrach sie. „Nehmen Sie an, Sie hätten es in Ihrer Gewalt, diese Lösung zu bestimmen!“

„Gewiß, es mag manches Talent dabei zur Geltung kommen. Aber es sind dann nur Augenblickserfolge.“

„Aus Augenblicken setzt sich das Leben zusammen. Aber bitte, fahren Sie in der Beschreibung meines Tageslaufs fort!“

„Sie schlendern dann nach dem Auswärtigen Amt und

arbeiten eine Stunde, oder zwei, ohne Zweifel gut und leicht. Dann machen Sie vielleicht im Fluge ein paar Visiten, dinieren bei Bekannten, sehen sich den ersten Akt der Oper an und verbringen den Rest des Abends auf der Soiree einer unsrer großen Damen. Ist es nicht so?“

„So ungefähr. Zum Glück schafft jedoch gelegentlich eine Knecht-Kuprechts-Fahrt an Christkindchens Seite erfrischende Abwechslung in das von Ihnen entworfene eintönige Bild.“

Er sagte es in sanftem, einschmeichelndem Tone.

„Ich denke immer,“ fuhr sie eifrig fort, „Sie müssen bei Ihrer Lebensweise Ihr schönes, freies, kühnes Ich in spanische Stiefel einschüttern! Wenn Sie so viel Wollen und Denken auf winzige Neußerlichkeiten richten, muß ja die freie Seele mit der Zeit verkrüppeln!“

„Das kommt auf die Art der Seele an,“ versetzte er; „ist sie matt, so erlahmt sie, ist sie klein, so verkümmert sie, ist sie jedoch aus reinem Guß, so wird sie durch das fortwährende Sich-beherrschen in einer ungeahnten Weise frei und stark. Sie glauben nicht, wie bestechend es ist, sich unter den Ersten als einer der Ersten zu fühlen. Es ist, wie wenn man auf der Berghalde geht und rings das weite Land zu seinen Füßen sieht. Den Himmel zu Häupten und alles andre unter mir.“

„Wir Frauen,“ sagte sie, „fühlen uns ganz im Gegenteil nur da wohl, wo wir wirklich aufsehen können. Es geht uns, wie dem Dapherus der Legende: wir wollen dienen, wir wollen gehorchen; aber nur dem Größeren! Wir leiden darunter, daß wir die, zu denen wir aufsehen möchten, nicht groß genug finden können.“

„Fragt Liebe nach einem Maß?“ wandte er ein.

„Sie ist das Maß!“ rief Margarete. „Wer meine Liebe erzwungen hat, der muß in Ewigkeit für mich der Große sein.“

„Baronin Margarete. . .“ sagte er erregt; aber in

demselben Augenblick hörte der Asphalt auf und das Schüttern der Wagenräder auf dem Steinpflaster machte der Unterhaltung ein Ende.

Aber das Schweigen war noch berückender, als das Reden. Sie regte sich nicht; er schien etwas unruhig und machte von Zeit zu Zeit nervöse Bewegungen mit Hand oder Schulter.

Die Droschke hielt.

„Da sind wir schon am Ziel?“ fragte er zweifelnd.

„Ist das die Landsberger Allee?“

Der Kutscher wies mit dem Peitschenstiel nach schattenshaften Baumgruppen.

„Dort ist ja der Friedrichshain! Sehn Sie denn nicht?“

„Wir sind sehr scharf gefahren,“ bemerkte Margarete.

„Das sagen Brautleute nämlich immer,“ meinte der Kutscher schmunzelnd.

„Sie warten also!“ befahl der Graf, nachdem er sich mit Margaretes Paketen bepackt hatte. Dann folgte er der Vorausseilenden durch den Flur des Vordergebäudes und durch den dunklen Hof.

Das schmutzige Hinterhaus, der trostlose Hof, die abscheulichen Treppen — Margarete hatte heute kein Auge dafür.

„Und wär' ich in der Wüste, die
So braun und dürr,
Zum Paradiese würde sie,
Wärst du bei mir.“

Ihn dagegen erfüllte es mit Grausen. „Mein Gott, wenn ich denke, daß Sie sich in diese Schmutzhöhlen, diesen Unterschlupf von Gott weiß welchem Gefindel, allein begeben, und bei Nacht!“

Sie empfand nur mit Wonne, daß er sich ihretwegen Sorge machte.

Marie Schönemann hatte heute in ihrer Küche ausgeräumt, und auch die Luft war etwas erträglicher, als

gewöhnlich. Ein Tannenbäumchen stand auf dem Tisch, auf dem Herd brodelte Theewasser.

Der Mann saß auf einem Holzstuhl am Fenster und hatte ein Glas Grog vor sich. Er war mit schäbiger Eleganz gekleidet in einen vom Trödeljuden erstandenen Anzug, der vom ersten Besitzer auf dessen Diener übergegangen und dann zum Trödler gewandert war. Schönemanns aufgedunsenes, entzündetes Gesicht mit den schwimmenden Augen war das des Trinkers von Beruf.

Die beiden jüngsten Kinder, bleiche kleine Gespenstchen mit großen, kummervollen Augen, lagen im Wäschekorb. Willy, der Älteste, war mit Frau Schmidt, einer Nachbarin, Wollschäfchen verkaufen gegangen. Die Nachbarin, die die Kaninchen und Schäfchen selbst anfertigte, wurde sie besser los, wenn ein blaßes, frierendes Kind an ihrer Schürze hing. Darum und weil sie keine eigenen mehr besaß, borgte sie sich recht elende Nachbarskinder und brachte ihnen die Kunst bei, auf Kommando natürlich und kläglich zu weinen.

Diese Einzelheiten übergang Frau Schönemann natürlich mit Stillschweigen und sagte nur, indem sie sich die Augen wischte, Willy müsse in einer Stunde spätestens zurückkommen und werde dann die schöne Weihnachtsbescherung finden.

Es war heiß in der Stube, und Schönemann, der mit schlotternden Knien aufgestanden war und die Eintretenden stumpf anstierte, verbreitete einen Fuselgeruch um sich her. Marie warf, während sie die Gäste begrüßte, gierig erwartungsvolle Blicke nach den mitgebrachten Paketen. Sie sah alt, vergrämt, schlecht gekleidet und schlecht genährt aus.

„Lieber Himmel, zu welcher Ungehalt wird das Weib, wenn ihm die Pflege mangelt!“ dachte Ottrida. Der Anblick der Frau beleidigte sein Gefühl ungleich mehr, als der des Mannes. Nichtsdestoweniger begrüßte er sie mit bezaubernder Liebenswürdigkeit, lud seine Pakete ab und begann eine Unterhaltung mit dem Kellner a. D.

Indessen kramte Margarete aus: Thee, Zucker, Mehl, Reis, Kakao, Stollen und Kleidungsstücke. Auch einigen Christbaumzucker hatte sie mitgebracht und half Marie, ihn an den dünnen Tannenzweiglein zu befestigen.

Heinrich Dtrida sah ihr von weitem zu. Er bewunderte den Ausdruck warmer Freundschaftlichkeit in ihrem Verkehr mit der Frau. Da war nichts Gezwungenes, nichts von Gönnerhaftigkeit und Herablassung, nur einfache, menschliche Anteilnahme. Er bewunderte sie mit dem Verstand, mit den Sinnen, mit dem Herzen!

„Wie geht's der kleinen Musiklehrerin?“ fragte Margarete, als sie ihr Werk vollendet hatte.

„Ach gnäd'ges Fräul'n, die macht's nicht mehr lang. Sie hätt' schon lang ins Krankenhaus gesollt, aber das will sie ja nicht. Sie spricht, se möcht' sich nich vom Klavier trennen. Das Klavier, das is nämlich ihr ganzes Leben!“

„Kann sie denn noch spielen?“

„Nu schon sei'n Tagener achten nich mehr,“ sagte Marie mit ihrer Thüringer Wortstellung. „Nee, un geduldig is se dabei, wie so en lieber Engel. Mer möcht' grad 'naus schreien, wenn mer sie so liegen sieht mit den großen Augen. Mich einmal klagt se! Da kann mer schon was lernen! Nur eins thät ihr's Herz schwer machen, sagt sie, daß sie keine Musik mehr hören kann.“

Margarete wandte sich, einem raschen Einfall folgend, ihrem Begleiter zu.

„Graf Dtrida! Wenn Sie ihr etwas vorspielen wollten? Dann hätte die arme Kranke auch eine Weihnachtsfreude!“

„Gewiß! Mit großem Vergnügen. Das Klavier ist vorhanden, sagen Sie, Frau Schönemann?“

„Jawohl, Herr Graf,“ sagte Marie, die Augen aufreißend.

Auf Margaretens Bitte ging sie dann und kündigte der Kranken den Besuch an.

„Fräulein Bernstein läßt die Herrschaften schön bitten,“ sagte sie zurückkehrend.

Das kleine Zimmer, das die beiden jetzt betraten, war durch ein Nachtlämpchen nur schwach erleuchtet. Dieses unsichere Licht ließ das kranke Mädchen geisterhaft erscheinen. Freilich hätte sie wohl auch bei hellem Tag sehr vergeistigt ausgesehen. Das lange, dicke schwarze Haar umschloß Gesicht und Schultern, die großen Augen hatten das unnatürliche, aber schöne Leuchten, das man bei hochgradig Schwindfüchtigen sieht.

Sie hatte sich, auf den Ellbogen gestützt, ein wenig aufgerichtet, sah den Eintretenden halb neugierig, halb sehnsüchtig entgegen und wollte sprechen, hustete aber nur.

Dtrida machte eine beschwichtigende Bewegung mit der Hand, dann legte er schweigend Mantel und Handschuhe ab.

„Soll ich die Lampe bringen?“ fragte Marie in halbem Flüstern.

Der Graf bewegte verneinend den Kopf. Ruhig öffnete er das am Fenster stehende Piano, zog sich einen Stuhl heran und setzte sich.

Ein Streifen Mondlicht fiel auf die Klaviatur und auf seine ausdrucksvollen Hände.

Behutsam und leise begann er zu spielen. Es war eine Chopinsche Komposition. Die sanften, unter seinem herrlichen Anschlag glockenreinen Töne weinten, zitterten, erstarben, um wieder anzuschwellen und endlos zu wachsen. Reiner und immer beruhigender lösten die Harmonieen einander ab. Jetzt war es nicht mehr der sehnsüchtig weinende Chopin. Es klang wie ein ferner Kirchenchor, wie Glockengeläute und Engelsstimmen, auch schwebend und emportragend, immer höher, seliger, ferner, bis es in ganz leisen, reinen Tönen ausklang.

Er erhob sich. „Das sollte heißen: Friede auf Erden,“ sagte er. Es war ordentlich merkwürdig, ihn so gelassen sprechen zu hören. Ihn auf den Mondstrahlen davon-

schweben zu sehen, wäre vielleicht beiden Mädchen in diesem Augenblick höchster Ergriffenheit natürlicher erschienen.

„O, warum riefen Sie mich zurück!“ rief die Kranke. „Ich war im Himmel.“

Er trat an ihr Bett und drückte behutsam die abgezehrte Hand, die sie ihm entgegenstreckte. Ihre großen, brennenden Augen verschlangen ihn förmlich.

„So jung noch,“ meinte sie, „und solch ein Meister!“

Der Kontrast zwischen diesem sterbenden Körper und den überlebendigen Augen griff ihn an. Er murmelte ein paar freundliche Abschiedsworte und legte etwas hastig seinen Mantel um.

Auch Margarete verabschiedete sich, indem sie das kranke Judenmädchen küßte, und verließ dann das Zimmer und die Schönemannsche Wohnung auf der Flucht vor ihrer mächtigen Erregung.

Hinter ihr ächzte die schlecht gebaute Treppe unter dem Schritt Otridas.

Sie fühlte sich plötzlich wie gelähmt, fing an heftig zu zittern und blieb, auf das wackelige Treppengeländer gestützt, stehen.

Da umfaßte sie von rückwärts sein Arm und zog sie sanft von dem Geländer fort. Willenlos und fassungslös sank sie an seine Brust. Er neigte sich ihr zu, da hob sie den Kopf und bot ihm die Lippen zum Kuß.

Dieser erste Liebeskuß war für sie etwas vollkommen Ueberwältigendes, eine Offenbarung, etwas Unfaßbares, Gewaltames, das sie ergriff und schüttelte, wie ein Fieber.

Sie konnte kein Glied rühren, keine Silbe vorbringen. Und auch Otrida mußte, daß die höchste Leidenschaft keine Worte hat. Er trug sie mehr die Stiegen hinab, als daß er sie führte.

In der Straßenluft erst kam sie ein wenig zur Besinnung. Als er nach ihr in die Droschke steigen wollte, streckte sie ihm abwehrend die Hand entgegen.

Jetzt ruhig neben ihm durch die immer noch belebten Straßen fahren? Unmöglich!

Er verstand sie sofort, schloß den Wagenschlag, gab dem Kutscher ein Goldstück und nannte die Sorbenschke Straße und Hausnummer.

„Auf Morgen!“ rief er ihr noch zu.

Margarete schloß die Augen und öffnete sie erst wieder, als der Wagen vor der Hausthür hielt. Die ganze Stunde, die der Kutscher gebraucht hatte, um aus der nordöstlichen nach der westlichen Stadt zu gelangen, hatte sie in einem Traumzustand verbracht. Jetzt fuhr sie noch betäubt und unsicher tastend auf, wie aus tiefem Schlaf.

So, ja! Hier war die Hausthür und hier war sie, und sie mußte aussteigen und klingeln und eintreten.

Mit einem geistesabwesenden Lächeln sah sie Jochen, den Diener, an, der gerade mit einem Brett voll Wachskerzenabfall und ähnlichem durch die Flur ging.

„Das gnädige Fräulein werden schon erwartet,“ sagte der Jüngling.

Die Thür des zur Weihnachtsstube gewordenen „Blätzzimmers“ öffnete sich ein wenig; dem Spalt entströmte Geruch von Wachskerzen, Tannengrün und Pfefferkuchen.

„Bist du's, Gretel? Endlich!“ rief Max. „Wir warten schon lange.“

„Ist es spät?“ fragte sie, wie aus einem Traum.

„Gleich acht! Leg nur rasch ab! Ich zünd' unterdessen die Lichter an.“

Sie ging langsam nach ihrem Zimmer hinauf, setzte sich auf den Rand ihres Bettes, faltete die Hände und vergaß alles.

„Gretel! Margarete! Wo bleibst du denn?“ ertönte Max' Stimme von unten.

Zusammenschreckend raffte sie sich auf.

Im Salon, wo der Gasronleuchter brannte, saß die Gesellschaft und that, dem verzogenen Max zuliebe, als ob sie ganz Neugier und Erwartung sei. Es waren außer der Baronin und Agathe Graf Dietlingen mit seiner Tochter Miezi und Hugo von Trostburg anwesend.

Max, der mit gesundem, jugendlichem Egoismus das beste Theil zu erwählen pflegte, machte den Weihnachtsmann. In dem großen, altdeutsch eingerichteten „Plätzzimmer“, das sonst Agathes Domäne war, wirtschaftete er bereits den ganzen Tag geheimnißvoll und geschäftig. Nur Fochen hatte als Handlanger Eintritt gehabt.

Jetzt ertönte die Glocke, und mit freudig stauenden Ah! und O! schaute man durch die sich öffnende Flügelthür in die schimmernde Weihnachtsherrlichkeit. Der Tannenbaum ragte bis zur Zimmerdecke, Transparente, lobsingende Engel darstellend, schmückten die Ecken, und die Wände entlang ging eine plastische Darstellung der heiligen Geburtsgeschichte.

Agathe, deren musikalische Ausbildung gerade für den Hausgebrauch reichte, setzte sich an den Flügel und spielte ein Weihnachtslied, das alle stehend sangen.

Nur Margarete sang nicht. Ihre Augen schienen in die Ferne zu sehen.

Wenn ihr wüßtet! dachte sie, so oft ihr Blick die andern streifte.

Nach dem Singen begann die allgemeine Freude an den aufgebauten Ueberraschungen. Alles sprach und bewunderte und lachte und dankte im Chor und machte es ziemlich genau so, wie die Kinder es machen.

Am glückstrahlendsten war Margarete; aber von Zeit zu Zeit schien sie zu vergessen, wo sie war, und versank in selbige Träumerei.

„Was ist Ihnen nur heute?“ fragte Hugo von Trostburg, „und in welchem fernen Märchenland weilen Ihre Gedanken? Sie sind so seltsam traumumfangen!“

Sie sah ihn bittend an. „Gönnen Sie mir meinen Traum!“

Er wurde elegisch. „Wenn nur das Erwachen nicht wäre!“

Aber davon wollte sie heute nichts wissen. Sie glaubte an Wunder.

„Ich dachte, ihr hattet den Doktor Ludwig einladen wollen?“ sagte Miezi zu Max. Sie sah ein klein wenig enttäuscht aus.

„Ich schlug's ihm vor,“ antwortete Max, „aber er machte ein Gesicht wie acht Tage Regenwetter. Es ist nichts mit ihm anzufangen.“

„Sagtest du, daß wir hier wären?“ fragte Miezi etwas besfangen.

„Ne!“ entgegnete Max, und dann sah er seine Cousine verwundert an. Sie kam durch Onkel Wedich jetzt viel mit Ludwig in Berührung, und der Doktor war im Begriff, ein bekannter, angesehener Parteiführer zu werden. Sollte sie sich ernstlich für ihn interessieren? — „Bei Gott ist kein Ding unmöglich!“ sagte Max zu sich selbst.

Am nächsten Morgen fuhr die Baronin Sorben mit Agathe in die Kirche. Obwohl sie einer strenggläubigen Richtung angehörte, raffte sie sich doch nur an hohen Feiertagen zum Kirchenbesuch auf, denn das viele Stehen und Geradesitzen griff sie sehr an. In Decken gehüllt, wohlverpackt, mit Muff und Fußsack bewaffnet, war sie davon gefahren, als gelte es einen Ausflug nach Lappland zu unternehmen oder eine Reise nach Sibirien.

Max war schon in aller Morgenfrühe mit den Schlittschuhen hinausgezogen, so blieb Margarete zu ihrer großen Befriedigung allein.

Sie setzte sich in ein trauliches Winkelchen der wohlgerucherfüllten Weihnachtsstube, faltete die Hände und dachte an ihn.

„Auf Wiedersehen morgen!“ hatte er ihr nachgerufen.

Wann er wohl kommen würde? Immer wenn sie die Augen schloß, sah sie ihn in der halbdunklen Kammer der kranken Jüdin am Piano sitzen. Welch einen Himmel mußte er im Herzen tragen, um so spielen zu können! — Wie wollte sie an sich selbst arbeiten, um seiner Liebe würdig zu werden!

Nach der Kirche pflegten Weihnachtsbesucher zu kommen: Damen, die Mag' kunstvolles Bethlehem bewundern wollten; ältere Herren, die sich vergangener Freundschaft mit Papa erinnerten und sich mit Mama in heiter-wehmütigen Reminiscenzen ergingen; junge Mädchen, die neugierig waren, ob man Schmuck und Toiletten für die Winterfaison bekommen hatte, und junge Herren, die einmal wieder dagewesen sein wollten.

„Er wird gar nicht Gelegenheit haben, sich auszusprechen,“ dachte Margarete, „aber das schadet nichts. Die Hauptsache ist, ihn zu sehen.“

Sie vergegenwärtigte sich das unsagbare Wohlgefühl, das sie empfunden, als sie sich von seinem Arm umschlungen gefühlt hatte. Und dann — ach, daß es solche Augenblicke gab! Die sie nicht kannten, kannten nichts, und die es einmal erlebt, konnten sie jemals wieder nach etwas anderm sich sehnen?!

Sie dachte an Trostburgs Untenruf. Ja, es wäre vielleicht das beste, unmittelbar nach solchem höchsten Glück zu sterben.

Aber noch nicht! Noch nicht! Nein, jetzt hätte sie um seiner künftigen Seligkeit willen sterben mögen. Sie wollte ihn wieder sehen und — küssen.

Die Hausglocke ertönte.

Jochen war in der Kirche. Minna hütete das Haus. Jetzt hörte man im Flur ihren Husten. Jetzt öffneten sie. Jemand sprach . . .

Margarete horchte gespannt auf. Das war seine Stimme! So hatte er nicht einmal die Besuchsstunde abwarten mögen!

Minna erschien etwas verlegen. „Der Herr Graf Dtrida läßt fragen, ob gnädiges Fräulein ihn annehmen?“

Margarete bejahte mit einem Neigen des Kopfes. Eine namenlose Aufregung hatte sie erfaßt. Mit schleppendem Schritt ging sie ihm entgegen in den anstoßenden Salon und blieb regungslos mit großen, vor Ergriffenheit streng blickenden Augen mitten im Zimmer stehen, bis er eingetreten war und die Thür hinter sich geschlossen hatte.

Dann löste sich die Spannung in ihren Zügen. Sie atmete tief auf und warf sich mit einem seligen Lächeln an seine Brust.

Er trug heute die Kammerjunferuniform und sah sehr schön und vornehm aus. Aber er war auffallend blaß, und der Ausdruck, mit dem er auf sie niederblickte, war düster.

Eine ganze Weile überließ er sie ihrer glücklichen Verfunkenheit, endlich schob er sie sanft von sich und sagte: „Wir müssen dies Alleinsein benützen, um uns auszusprechen.“

Sie hatte sogleich die Herrschaft über sich zurückgenommen und lud ihn mit einer Handbewegung ein, sich zu setzen.

Er setzte sich gegen das Licht, so daß er sie, die ihm gegenüber Platz genommen hatte, besser sehen konnte, als sie ihn. Sie blickte auf seine elegante, in jeder Stellung schöne Gestalt und auf die glänzenden Spitzen seiner Stiefel. Es war sehr still in dem Zimmer, nur das Holzfeuerchen knisterte im Kaminofen und durch die halb geöffnete Thür strömte jene feine Mischung von Tannen-, Wachskerzen-, Lebkuchen- und Marzipanduft, die zu deutschen Weihnachten gehört.

Er schwieg und regte sich nicht; aber auch ihr war es mit dem „Ausprechen“ nicht eilig. Was nun kommen mußte, war ja mehr etwas Außerliches, Formelles, — die Etikette der Liebe. Der gegenwärtige Augenblick aber gehörte reinstem, für jedes Wort zu hohem Empfinden, und sie genoß ihn im Bewußtsein seiner Vergänglichkeit.

Sie fühlte, daß ein solcher Glückszustand das Unsicherste, Subtilste, Gefährdetste auf Erden war. Und wie der Leidende instinktiv nach Veränderung strebt, so ist der Wille des Genießenden auf möglichstes Stillstehen gerichtet. Denn wo eine Steigerung nicht denkbar, muß schon die kleinste Veränderung ein Abwärts bedeuten.

Langsam und zärtlich glitt ihr Blick von seinen Füßen aufwärts zu seinem Gesicht. Plötzlich durchzuckte sie ein großer Schreck.

Seine feinen, gradlinigen Brauen waren schmerzlich verzogen, auf seiner Stirn lag ein ihr fremder Leidenszug. Die schmale Hand riß nervös an der Armlehnenquaste.

„Sind Sie nicht glücklich?“ fragte sie mit weitgeöffneten Augen.

Er senkte den Kopf tief. „Die Liebe, die uns packt und zu Boden wirft, wie eine schwere Krankheit, ist kein Glück,“ sagte er matt.

„Kein — Glück?“ wiederholte sie langsam. Aber dann fuhr sie mit triumphierendem Lächeln fort: „doch, sie ist ein Glück! Immer! Das größte! Das einzige! Die Sonne in unfrem Dasein!“

„Wir Männer begehren aber, was wir lieben!“ sagte er und seufzte.

Sie lachte. „Glauben Sie, wir Frauen nicht?“

„Und wenn man nach dem heißgeliebten und begehrten Gegenstand nicht die Hand ausstrecken darf?“

Sie sah ihn unsicher an. Allmählich dämmerte ihr die nüchterne Wahrheit! Er hatte keine Lust, sie zu heiraten! Sie hatte sich weggeworfen!

Tief und schwer ging ihr Atem. Ein verzweifelttes Bedauern um etwas unwiederbringlich Verlorenes ergriff sie. Nicht um äußeres Glück, sondern daß seine Liebe der ihren so wenig ebenbürtig war, daß ihr Halbgott sich als ein Mensch mit sehr menschlichen Schwächen auswies! Das

Glück, das sie darin gefunden, ihm blind zu vertrauen, ihn anzubeten als über ihr stehend, war dahin.

So jäh und erschütternd, so rasch hatte sich diese Ernüchterung vollzogen. Ihre Augen nahmen einen nach innen gefehrten Ausdruck an: gefaßt, ruhig, erwartungsvoll.

Er hatte die Verwandlung beobachtet und litt peinlich darunter, denn das Gefühl persönlicher Ueberlegenheit war ihm Lebensluft. Und nun mußte er ihr gegenüber eine erbärmliche Rolle spielen, er mochte sich anstellen, wie er wollte.

„Wir wissen längst, daß wir einander lieben,“ fuhr er zu sprechen fort, „ich habe Sie geliebt von dem Augenblick an, daß ich Sie gesehen. Nie hat mir ein Weib annähernd den Eindruck gemacht, den Sie mir gemacht haben! Aber diese Leidenschaft ist ein Unheil für mich! Sie lähmt mich, sie bringt mich mit mir selbst in Konflikt, sie treibt mich aus den mir vorgezeichneten Bahnen, sie macht mich unfrei. Ich muß Herr sein, wo ich mich wohl fühlen soll, und Sie vermag ich nicht zu beherrschen. Ich würde zum Sklaven werden.“

„Dann müssen wir uns trennen,“ sagte sie mit klarer Stimme.

„Wenn wir uns verbünden, würden wir einander vielleicht hassen lernen!“

„Hassen? O nein, nein! Aber natürlich müssen wir auseinandergehen. Es ist männlich, daß Sie sich so rasch darüber klar geworden sind und auch mich nicht im Ungewissen gelassen haben. Es ist mutig und gefällt mir. Ja, ich bin Ihnen dankbar.“

So suchte sie mit verzagendem Herzen mühsam die Trümmer ihrer großen Liebe zusammen.

„Margarete!“ rief er schmerzlich aus. „Das ist Tortur. Hassen Sie mich lieber!“

Sie schüttelte den Kopf. „Wie sollte ich das anfangen?“

Auffstöhnend barg er das Gesicht in den Händen.

Sie sprang auf.

„D nein, nein, nicht so! Ich kann es nicht ertragen, Sie leiden zu sehen! Duälen Sie sich doch nicht! Sie haben mich glücklich gemacht. Sie haben mich einen Blick ins Paradies thun lassen. Sie haben mich zum Leben erweckt. Ich war im Himmel von gestern auf heute und werde Ihren Namen noch in meiner Sterbestunde segnen. Vielleicht bleibt die Erinnerung reiner . . .“

Sie brach ab.

Er aber warf sich vor ihr auf den Boden, umklammerte ihre Kniee und barg den Kopf in den Falten ihres Rockes. Er stöhnte.

„Margarete! Du zerbrichst mich! Ich bin nichts mehr. Bestimme du über uns!“

Nicht eine Sekunde schwankte sie. Er war für sie verloren und seine momentane Gebrochenheit änderte nichts. Aber ihre Augen füllten sich mit Thränen und die Thränen tropften auf sein dunkles Haar.

Eine Thür ging irgendwo, das ließ ihn auffpringen. Es that ihr weh, das schöne, stolze Gesicht in dieser qualvollen Verwirrung zu sehen. Es paßte so wenig zu ihm.

Mühsam raffte er sich zusammen, durchmaß mit großen Schritten das Zimmer und fing seine Auseinandersetzungen von neuem an.

„Glauben Sie mir, Margarete, es ist besser so. Wir wären in einer Ehe nicht glücklich geworden. Es ist etwas andres, einander glühend zu lieben, als Tag für Tag nebeneinander herzugehen, unlöslich zusammengefettet. Das muß der Tod einer idealen Liebe sein! Der eine wird den anderen sich unterwerfen und ihn beherrschen. Je gleichwertiger die beiden Individuen, desto grimmiger der heimliche Kampf um die Macht! Es kann gar nicht anders sein! Entweder verwandelt sich dann die Liebe in Haß, oder man geht resigniert nebeneinander her — innerlich zu Eis geworden.

Und nur, weil die Charaktere sich derart zu einander verhalten, daß sie nicht ineinander aufgehen, nicht eins werden können, weil keins von den zweien sein Selbst um des andern willen unwandelbar will und kann. Sie entwickeln sich mehr nach der inneren Seite hin, ich nach außen, und diese verschiedene Grundrichtung muß uns immer wieder einander entfremden. Täuschen wir uns doch darüber nicht. Es ist ein Unglück, daß wir uns sehen und lieben mußten!“

„D nein!“ rief Margarete. „Kein Unglück. Es mußte so kommen, und es ist gut so.“

Er sah sie gerührt an. „Jedenfalls schafft es uns Schmerz. Aber die Zeit wird ihn mildern, wenn nicht heilen. Sie werden das volle, reiche Glück finden, das Sie vor Tausenden verdienen, denn Sie tragen Glück und Reichthum in sich selbst. Und später erinnern wir uns vielleicht mit einem wehmütigen Lächeln dieses Frühlingsturmes, der so verwüstend schien und doch nur einen klaren Sommer zu verkünden hatte. — Wollen wir mit dieser Zuversicht scheiden, liebste, liebste Margarete?“

Sie griff nach dem Herzen. Später? Volles Glück ohne ihn? Klarer Sommer? — Nein, das war nicht zu ertragen! Jetzt nicht! Wo war denn seine Zartheit, sein feines, sicheres Gefühl geblieben? Hatte ihn sein guter Geist verlassen?

„Leben Sie wohl!“ sagte sie, und zum erstenmal heute fehlte ihrer Stimme der weiche Ton.

Er berührte ihre Fingerspitzen mit den Lippen und wandte sich zum Gehen. Aber plötzlich kehrte er zurück, riß sie in wild ausbrechender Leidenschaft an sich und bedeckte ihre Lippen mit ungestümen Küssen.

„Ich kann dich nicht lassen! Ich kann's nicht! D, das vermaledeite Geld! Sieh, ich brauch' ja nicht Tausende, sondern Hunderttausende! Ich bin ja bis an den Hals in Schulden. Eine Heirat zwischen uns ist unmöglich — unmöglich.“

Er rief es ihr in bebendem Flüstern zu, seine heißen Augen senkten sich begehrend in die ihren. Ob sie die Größe fände, sich ihm zu opfern? Ein geheimes Herzensbündnis, ohne Priestersegnen, wie viele hatten es dem Geliebten zuliebe gewagt! Und sie war so großmütig! Nur eine kurze Zeit sie sein nennen, dann Weltuntergang, eine Kugel, Gott weiß, welcher andre Ausweg.

Sie sah sein stummes Flehen und verstand es nicht. Nur daß er zusammenbrach, begriff sie; daß seine Vernunft und Ueberlegung der Leidenschaft nicht standhielten. Aber sie mußte, daß jene wieder in ihre Rechte treten würden, sobald die Erregung des Augenblicks verflogen war.

„Es muß getragen werden,“ sagte sie fest. „Bitte, gehen Sie jetzt, Graf.“

Er sah in ihre vertrauenden Augen und gewann es nicht über sich, seinem frevelhaften Wunsch deutlicheren Ausdruck zu geben. Sie hatte recht: er mußte das selbstgewählte Entsagen auf sich nehmen wie ein Mann.

Noch einen Kuß — dann verließ er sie eilig.

Sie sank betäubt zusammen. Nach echter Frauen Art verfügte sie in Momenten höchster seelischer Spannung über ein hohes Maß von Kraft, um, sobald die Spannung vorüber, desto hilfloser zusammenzubrechen.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Sechster Jahrgang. Band 14.

Margarete und Ludwig.

Roman in zwei Bänden

von

Frieda Frein von Bülow.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1894.

Er rief es ihr in bebendem Flüstern zu, seine heißen Augen senkten sich begehrend in die ihren. Ob sie die Größe fände, sich ihm zu opfern? Ein geheimes Herzensbündnis, ohne Priestersegnen, wie viele hatten es dem Geliebten zuliebe gewagt! Und sie war so großmütig! Nur eine kurze Zeit sie sein nennen, dann Weltuntergang, eine Kugel, Gott weiß, welcher andre Ausweg.

Sie sah sein stummes Flehen und verstand es nicht. Nur daß er zusammenbrach, begriff sie; daß seine Vernunft und Uebung der Leidenschaft nicht standhielten. Aber sie wußte, daß jene wieder in ihre Rechte treten würden, sobald die Erregung des Augenblicks verflogen war.

„Es muß getragen werden,“ sagte sie fest. „Bitte, gehen Sie jetzt, Graf.“

Er sah in ihre vertrauenden Augen und gewann es nicht über sich, seinem frevelhaften Wunsch deutlicheren Ausdruck zu geben. Sie hatte recht: er mußte das selbstgewählte Entfagen auf sich nehmen wie ein Mann.

Noch einen Kuß — dann verließ er sie eilig.

Sie sank betäubt zusammen. Nach echter Frauen Art verfügte sie in Momenten höchster seelischer Spannung über ein hohes Maß von Kraft, um, sobald die Spannung vorüber, desto hilfloser zusammenzubrechen.

Ende des ersten Bandes.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.

Sebnter Jahrgang. Band 14.

Margarete und Ludwig.

Roman in zwei Bänden

von

Frieda Frein von Bülow.

Zweiter Band.



Stuttgart.

Verlag von J. Engelhorn.

1894.

Alle Rechte, namentlich das Uebersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

Auf diesen Weihnachtstag folgte für Margarete eine schwere Zeit. Anfangs täuschte sie fieberhafte Erregung über das Glend ihres Verlustes weg. Auch stärkte sie das Bewußtsein, im entscheidenden Augenblick über die eigene Schwäche gesiegt zu haben. Aber allmählich wich das Fieber und es folgte eine entsprechende Abspannung. Sie fühlte sich schwach, mutlos, von Gott und der Welt verlassen — die widerstandslose Beute aller bösen Geister: des Zweifels, der Reue, der Eifersucht, der Verzweiflung! Sie klagte sich an, ihr Glück in thörichtem Stolz selbst von sich gestoßen zu haben, sich einem Wahn geopfert zu haben! Sie hatte Augenblicke der Erbitterung gegen ihn, nannte ihn schwach und feigherzig und verachtete sich selbst ihrer thörichten Liebe wegen! Das war die tiefste Tiefe des Leidens, das war unerträglich! Dabei verabscheute sie den Gedanken, bemitleidet zu werden. „Das arme Ding hat eine unglückliche Liebe,“ höhnte sie sich selbst, wenn sie sich nach einer durchfieberten Nacht bleich und mit geröteten Augen im Spiegel sah. Das hatte sie mit geringschätzigem Lächeln von andern sagen hören, und sie selbst hatte gelächelt! Ja, sie selbst! Und mit welchem Gefühl der Ueberlegenheit!

„Unglückliche Liebe!“ welcher Unsinn, welche Blasphemie! Sie schüttelte den Kopf. „Unglückliche Liebe gibt es gar nicht! Das ist ein Widerspruch! Man könnte ebenso-

gut von nachtschwarzer Sonne sprechen. Liebe mag ein Heer von Leid und Dual im Gefolge haben, aber sie selbst ist immer Glück. Und sie wollte sich den alten Wartburgspruch zum Motto wählen:

„Wem nie durch Liebe Leid geschah — dem ward durch Liebe auch Liebe nie.“

Oder wäre sie zu schwach, das Leid zu tragen, nachdem sie das Glück gekostet? O nein, nein, nein! das wollte sie nicht.

So raffte sie sich immer wieder mit Zuhilfenahme ihres Stolzes zusammen. Sie badete ihr übernächtiges Gesicht in eiskaltem Wasser und nezte Stirn und Augen mit Eau de Cologne, um sich äußerlich aufzufrischen. Dann trug sie oft eine nervöse Lustigkeit zur Schau, die niemand heiter stimmte, oder sie war in sich gefehrt, zeigte einen hart verschlossenen Ausdruck und wies schroff jede teilnehmende Frage zurück.

Aber alles kölnische Wasser und alles Zähnezusammenbeißen half ihr nichts. Sie konnte nicht zur Ruhe kommen mit dem beständigen Denken an ihn, und ebensowenig konnte sie an etwas andres denken. Tiefe Schatten lagen unter ihren Augen, ihre Gesichtsfarbe nahm einen gelblichweißen Ton an, auf ihrer Stirne zeigten sich die ersten Linien.

„Ist die Margarete eigentlich ganz des Teufels?“ fragte Max eines Tages in ernsthaft besorgtem Ton.

Er und Agathe saßen noch am Eßtisch bei Apfelsinen, Mandeln und Nüssen, während die Baronin sich schon zu ihrem Mittagschläschen zurückgezogen hatte. Margarete war ebenfalls aufgestanden und hatte stumm das Zimmer verlassen.

„Sie ist krank,“ sagte Agathe, „ich werde an den Doktor schreiben.“

„Wenn der nur helfen könnte,“ meinte Max. „Ich

glaube, sie nimmt sich's zu Herzen, daß der Otrida sie sitzen läßt. Eigentlich hätte ich sie für zu vernünftig gehalten, um solch einem Laffen nachzuseufzen, aber in diesem Punkt ist, wie's scheint, ein Frauenzimmer wie das andre. Hast du auch einmal an Herzenswunden gelitten, Agathe?“

„Das weiß ich nicht mehr,“ behauptete das Fräulein von Hohenried.

„So segne der Himmel dein Gedächtnis! Ich hab' es aber der Margarete gleich gesagt, sie sollte dem Otrida nicht allzusehr vertrauen. Man weiß doch, was man von den Redensarten solch eines Salonlöwen und Allermelts-courmachers zu halten hat! Aber da sind die Mädchen einfach vor den Kopf geschlagen. Wenn er einer 'mal schön thut, denkt sie sofort, sie ist die Auserwählte, und schnappt er dann ab, so ist das Unglück da. O, du heiliger Strohsack!“

„Nimm dich nur in acht, Max,“ warnte Agathe, „in der Stimmung, in der sie jetzt ist, darf man sie nicht anrühren. Sie will behandelt sein wie ein rohes Ei.“

„Meinetwegen behandle sie wie einen ganzen Korb voll Eier,“ rief Max aufspringend, „rohe oder gekochte, oder omelette soufflée. Mir völlig schnuppe. Ich fahr' jetzt nach dem Wannsee zum Rennen.“

So schüttelte er seiner Gewohnheit gemäß rasch die ihn peinigenden Gedanken ab und stürmte hinaus. Er litt während der Eiszeit, wie er selbst sagte, an überschüssiger Kraft. Wenn die Hausthür hinter dem Wildfang ins Schloß gefallen war, schien die Villa mit einemal wie ausgestorben.

Agathe seufzte ihrem Liebling nach, denn sie hatte heute in der Zeitung von mehreren auf der Havel vorgekommenen Unglücksfällen gelesen. Dann setzte sie sich an ihr altmodisches Schreibtißchen und schrieb einen vier

Seiten langen diplomatischen Brief an den Hausarzt der Familie, Doktor Steinau.

Am folgenden Tage kam der Doktor, um sich nach dem Befinden der Baronin zu erkundigen.

Da Agathe im Wäzzimmer mit Wäschelegen beschäftigt war, unterstützte Margarete die Mama bei der Unterhaltung. Doktor Steinau war ein angenehmer Gesellschafter, der Arzt, wie ihn nervenleidende Damen haben wollen. Er plauderte von diesem und jenem und die Fragen nach der Gesundheit gingen nur so nebenher.

Auch Margarete sprach munter; aber dem geübten Auge des Arztes entging die Veränderung, die mit ihr vorgegangen war, nicht. Verstoßen beobachtete er die Baronesse und sehr aufmerksam.

Schließlich verordnete er der beständig fröstelnden Baronin, für den Rest des Winters nach Italien zu reisen, selbstverständlich in Begleitung Margaretes. Als der Doktor gegangen war, ließ die Baronin Max und Agathe rufen, um Rat zu pflegen.

Max begeisterte sich sofort für den Reiseplan.

„Nichts kann vernünftiger sein!“ rief er; „Himmel, was werden wir für ein Leben führen, Agathe und ich, wenn Ihr fort seid! Alle Tage in Saus und Braus! Ich lade meine Freunde ein und Agathe figurirt als Schützenliesel! Herrlich! Herrlich! Wärt ihr nur schon über alle Berge!“

Er umfaßte mit herzhaftem Griff die Sylphentaille des Fräuleins von Hohenried und schwenkte diese sittsame Dame in wildem Freudentanz durchs Zimmer. —

Seit Margarete in Italien gewesen, hatte sie das bekannte Nordländerheimweh nach dem singenden, farbenfrohen Sonnenland nicht ganz verlassen. Trotzdem schien es ihr jetzt, als ginge es in die Verbannung. Ach, wie tot, wie tot mußte jeder Ort sein, an dem „er“ nicht weilte! —

Sie war seit Weihnachten gar nicht in Gesellschaft gegangen und hatte Otrida nicht wieder gesehen. Aber sie hörte von ihm und las seinen Namen in den Berichten aus der großen Welt. In Miß Ashrotts Räumen hatte kürzlich eine Theatervorstellung zum Besten einer englisch-amerikanischen Kirche stattgefunden, die Mitwirkenden waren fast durchweg Mitglieder der Aristokratie gewesen, unter ihnen Otrida. Mit fieberhaftem Interesse verfolgte sie alles, was sie von ihm erfahren konnte, und auf der Straße dachte sie beständig an die Möglichkeit, ihm zu begegnen.

Sie gab sich keine Mühe, zu vergessen. Sie dachte nicht einmal, wie Walter, daß das Austobenlassen des Schmerzes endlich zu seinem Aufhören führen müsse. Nein, sie liebte und pflegte den Schmerz, wie sie erst ihre Liebe kultiviert hatte.

Anfang Februar traten die Baronin und Margarete die Reise an, die Baronin zitternd und zagend vor den unvermeidlichen Anstrengungen, Margarete dumpf ergeben.

Onkel Wedich, Miezi und Max waren mit auf den Bahnhof gegangen und halfen, die Baronin so behaglich als möglich in ihrem Coupé erster Klasse einzurichten.

Während Max allerhand Neckereien ins Coupé rief, über die Miezi sich totlachen wollte, gab Onkel Wedich zum duzendenstenmal Ratschläge betreffs des Uebernachtens, der Essensstationen und so weiter.

Da, ziemlich im letzten Augenblick, drängte sich ein gallonierter Diener ans Wagenfenster und reichte einen prachtvollen Strauß gelber und roter Rosen hinein.

„Bitte zurücktreten, die Herrschaften!“ rief der Schaffner. Ein Pfiff, ein Ruck, allseitiges lächelndes Zunicken und Winken — „auf Wiedersehen! auf Wiedersehen!“ — fort rollte der Zug aus der hohen Bahnhofshalle hinaus, zwischen Hunderten von Schienengeleisen, Weichen, Wärterhäuschen hin, lange Straßen und Kanäle überbrückend, an

den Ausläufern der Riesenstadt vorüber, hinaus in den winterlichen Waldfrieden der märkischen Heide.

Weilenlang erstrecken sich die öden Kiefernwaldungen nach allen Himmelsrichtungen und machen dem eilig Durchfahrenden einen trostlos öden Eindruck. Aber ein heller Himmel wölbt sich darüber und die Kiefern atmen würzigen Wohlgeruch aus und die ferne Ebene verschwimmt mit dem Duft am Himmelsrand und ist in so mannigfache braune und blaue Tinten abgetönt, daß das Auge des dort Weilenden von Eintönigkeit nichts weiß, sondern mit Entzücken die herbe, ernste und einsam schwermütige Heidepoesie auf sich wirken läßt.

„Von wem hast du die Rosen bekommen?“ fragte die Baronin mit ihrer müden Stimme.

„Von Otrida, Mama. Hast du seinen Konrad nicht erkannt?“

Drei Wochen später saßen die Damen Sorben auf der in den See hineingebauten Gartenterrasse des Seehotels zu Riva.

Das Wasser war ein wenig bewegt und die azurblauen, sonnenglitzernden Wellen schlugen plätschernd gegen die Pfosten und Planken. Manchmal klang es wie Schluchzen, manchmal wie ein Haschen und Richern — der See hatte weiche, melodische, schelmische, einschmeichelnde Stimmen. Er verlockte zu träumendem Nichtsthun.

In Plaids und Decken sorglich gehüllt, lag die Baronin in einem bequemen Stuhl und schlummerte.

Margarete las die Briefe aus Berlin, die ihr der Kellner eben gebracht hatte.

Mag meldete kurz, daß Onkel Wedich und Miezi auf seine Veranlassung mit in die verödete Villa gezogen seien, weil das doch eine nicht zu verachtende Ersparnis sei gegen

das Hotelleben. Seitdem komme auch Ludwig öfters. Onkel Wedich sei begeistert für Ludwig, und Miezi, die ja ganz unter dem Einfluß des Papas stehe, scheine von dessen Begeisterung angesteckt worden zu sein.

Margarete bedauerte die Kürze des brüderlichen Berichts und griff zögernd nach dem ausführlicheren Schreiben Miezis. Die kleinen korrekten und ausdruckslosen Schriftzüge Miezis erregten ihr immer Langeweile. Ebenso die nichts sagenden Redensarten, die den Inhalt dieser Briefe zu bilden pflegten.

Schon wollte Margarete den Brief „auf später“ verwahren, da fiel ihr Blick auf einige Worte, die ihr alles Blut aus dem Gesicht trieben. Sie las:

„Der schöne Otrida hat sich endlich mit Miß Ashrott verlobt, was ja eigentlich alle Welt längst erwartet hatte. Ich finde sie nicht ein bißchen hübsch mit ihrer großen Nase und der Magerkeit. Aber da sie so ungeheuer viel Geld hat, wird der ‚Zigeuner‘ doch beneidet. Weißt Du noch, wie wütend sie damals war, voriges Jahr, als er Dir auf ihrem Ball so den Hof machte? Nun hat sie ihn ja glücklich. Ich möchte nur ihr Gesicht sehen, wenn sie das mit dem Rosenbouquet am Anhalter Bahnhof mal zu hören kriegte! . . .“

Ein Schleier legte sich um Margaretens Augen, der die feinen Buchstaben unleserlich machte. Sie ließ den Briefbogen sinken und sah ins Leere.

„Glück! glück! glück!“ sagten die kleinen blauen Wellen. Es war alles blau und klar und glatt und die Sonne glitzerte darauf.

Otrida verlobt! Mit einer andern verlobt! — Sie konnte es gar nicht recht fassen. So schnell hatte er sich von ihr loszusagen können?

Jetzt also küßte er Lucia Ashrott! — Nun durfte sie

nicht mehr mit Liebe und Sehnsucht seiner denken. Nun wäre es entwürdigend gewesen. — Er hatte sich der andern hingegeben, und jetzt erst, jetzt erst war er wirklich für sie verloren.

„Gehe zu den Toten, gehe,
Wo ich dir den Platz gewiesen;
Will ich leben und genießen,
Kann ich nicht, wenn ich dich sehe.“

Mochten sie sich freuen, wie sie konnten. Auch sie, Margarete, wollte sich freuen, statt sich in Sehnsucht zu verzehren. Sie wollte nicht an einen Mann denken, der in den Armen seines jungen Weibes vielleicht mit Lächeln jener kleinen „Liebesepifode“ gedachte.

Nein, was ihr noch vom Leben blieb, das wollte sie sich nicht verkümmern lassen. Sie war kaum vierundzwanzig und hatte eben erst zu leben angefangen. Denn bis sie Dirida kennen gelernt, hatte sie keinen Schimmer von dem gehabt, was Liebe heißt und mit Recht als die Essenz des Lebens gepriesen wird. Nun war sie erwacht. Schmerz und Lust vermengt war es gewesen, aber Leben! Und sie fühlte ein heißes Verlangen, so weiter zu lieben und zu leben. Alles, was es sonst gab, war ihr gleichgültig und langweilig geworden.

„Ich werde nicht mehr wählerisch sein! Wer mir den Hof macht, soll mir recht sein. Ich bin jung und will geliebt werden!“

Sie sprang auf die Füße und öffnete die Augen weit in jähem Erschrecken vor ihren eigenen Gedanken. Die Hände ringend, sagte sie ganz laut: „Mein Gott, ich werde schlecht!“

Davon erwachte die Baronin und sah verwundert auf.

„Was hast du?“

„Nichts, Mama. Ist's dir auch nicht zu kalt im Freien?“

„Nein, es ist warm in der Sonne; sehr angenehm! Aber du hast da Briefe auf die Erde fallen lassen.“

„Ach ja. Bon Max und Miezi, Mama. Willst du sie lesen? Lucia Ahrott hat sich mit dem Grafen Dirida verlobt.“

„Ach, das freut mich!“ rief die Baronin ahnungslos. Margarete wandte sich ab. „Ich will noch vor dem Essen etwas spazieren gehen,“ sagte sie und entfernte sich. Sie holte Handschuhe, Strohhut und Skizzenbuch aus ihrem Zimmer und wanderte mit kräftigen Schritten das Seeufer entlang die Felsenstraße hinauf.

Als sie eine Weile gestiegen war, setzte sie sich auf die Steinrampe und schaute hinab.

„In diesem See müßte selbst das Ertrinken schön sein!“ hatte neulich beim Bootfahren der Deutschruffe ausgerufen, der neben ihr an der Table d'hôte saß und ihr Aufmerksamkeit bewies. Sie hatte ihn ausgelacht.

Das krystallene, sonnendurchglühete Blau da unten sah allerdings verlockend genug aus. Sollte sie auf die Rampe steigen und hinunterspringen, wie die Senta im „Fliegenden Holländer“? Der Felsen hier fiel steil ab zum See, wie eine Mauer.

Mit Grauen maß ihr Blick die Tiefe.

Sie stellte sich deutlich vor, wie sie im Augenblick des Abspringens ein furchtbares Entsetzen erfassen würde und der Wunsch zu leben um jeden Preis. Aber dann würde es schon zu spät sein. Die Luft würde vielleicht ihre Röcke aufbauschen, so daß sie zu schwimmen kam, dann aber saugten sich die Stoffe voll Wasser und sie sank — rettungslos, und die betrügerische Lieblichkeit des Sees war nur noch ein kaltes, brausendes, mörderisches Raß!

O nein, niemals! Es war furchtbar und obendrein lächerlich. Welchen Stoff würde ein derartiges Geschehnis den Berliner Skandalblättern liefern! Welche Kommentare!

„Der Liebesroman einer jungen Aristokratin hat jüngst einen tragischen Abschluß gefunden u. s. w.“ Pfui!

Eigentlich war es ja wohl einerlei, was noch geschah oder was geredet wurde, wenn man nicht mehr war. Aber es ist schwer, sich als absolut nicht seiend zu denken.

Sie wollte auch gar nicht aufhören zu sein! Im Gegenteil: der Lebenswille war kaum je so mächtig in ihr gewesen, als gerade jetzt. Es war ihr heute vom Schicksal die Alternative gestellt: als besiegt vom Schauplatz zu treten, oder zu siegen, allem Mißgeschick zum Trotz.

Eine Weile blickte sie sinnend in die dunstblaue Ferne und nach dem sonnenbeglänzten Schneerücken des Monte Baldo hinüber. Darüber wick der Troz. Weichere Regungen machten sich geltend. Angesichts so viel ruhiger Majestät und Schönheit grollt man nicht lange.

Es gelüftete sie, den harmonischeren Empfindungen Ausdruck zu geben; sie öffnete ihr Skizzenbuch und nahm den Bleistift zur Hand. Aber der Versuch zu zeichnen befriedigte sie nicht, und halb unbewußt begann sie Verse zu schreiben.

„Blick nicht rückwärts
Nach dem Glück, Herz!
Laß den Traum geträumt sein, wenn es tagt.
Zu herückend,
Sinnumstrickend
Klingt es, was Erinnern sonst dir sagt
Eher kehrte,
Was empörte
Meeresflut zum Grunde niederzwang,
Als empfangne
Und vergangne
Luft herauf zu bannen, je gelang.“

Sie überlas das Geschriebene mit Vergnügen. Ein Gedicht, das ungewollt und ungekünstelt aus ihrem Fühlen

heraus gleichsam von selbst entstanden war, das mußte doch etwas Echtes und Gutes sein! Seit ihrer Wackfischzeit hatte sie keine Verse gemacht, und nun auf einmal war es über sie gekommen! War es eine Offenbarung?

Der Gedanke, in ihrem Innern eine poetische Goldader gefunden zu haben, beschäftigte sie lebhaft. So wie sie in ihrem Zimmer angelangt war, schrieb sie das Gedicht ab und schickte es, nebst einer Bitte um „ganz offenerzige“ Kritik an ihren Freund Hugo von Trostburg.

Acht Tage später traf die Antwort ein. Trostburg schrieb:

„Goldbeste Muse!

„Ihr kleiner Ausflug auf den Parnas hat mich lebhaft interessiert. Der Versuch ist charakteristisch! Ich meinte, Sie selbst zu sehen und zu hören, wie Sie sich und andern energisch in die Zügel greifen und ein Halt zurufen, oder mit klarem Blick die phantastischen Träumereien Ihres selbstquälerischen Freundes zu zerstreuen suchen! Ihr starkes Herz, Ihr klarer Verstand, Ihr sicherer Blick, das ist Ihre Größe! Des Dichters Größe entquillt jaft den entgegengesetzten Charakterzügen. Bleiben Sie, was Sie sind — Sie können durch mittelmäßige Ausübung einer Kunst nichts Wertvolleres werden.

„Doch Sie haben sich ‚Kritik‘ erbeten, und ich bin Ihnen nach diesem allgemein verneinenden Urteil eine nähere Begründung schuldig. Nun wohl: ich finde in dem aus zwölf Zeilen bestehenden Gedicht drei schaudererregend unreine Reimpaare! Rückwärts und Glück, Herz? O weh! Noch bedenklicher ist die Bergewaltigung der Sprache, die Sie sich kühnlich gestatten! Man sagt ‚wiederkehren‘ und man sagt ‚zurückkehren‘, aber einfach ‚kehren‘ in dem von Ihnen gedachten Sinne zu gebrauchen, das ist mehr als

Goethesche Freiheit, das ist unmöglich! Da hat es immer nur die Bedeutung: fegen. Auch klingt die Wendung ‚was empörte Meeresflut zum Grunde niederzwang‘ doch etwas gar zu gewaltsam und so weiter.“

„Er ist ein Pedant!“ dachte Margarete etwas enttäuscht; aber sie gab den Wahn, eine Dichterin zu sein, auf.

Anfang März reiste Frau von Sorben mit ihrer Tochter nach Venedig. Die Damen stiegen bei Bauer-Grünwald ab, der sogenannten „Deutschen Kaserne“.

Herr von Rosen, der Deutschruffe, der in Riva an der Wirtstafel neben Margarete gefessen, war gleich nach den Sorbenschen Damen auch nach Venedig gereist und, nachdem er Erkundigungen über ihren Aufenthalt eingezogen, ebenfalls im Hotel Bauer abgestiegen. Hier mußte er den Oberkellner zu bestechen, für ihn bei Tisch neben der Baronesse zu decken.

Seine Gesellschaft war angenehm. Als Kurländer hatte er die besten Formen, die vielseitigste Bildung und eine ausgezeichnete Erziehung. Er wußte von allem zu sprechen und über alles. Auch durfte er wagen, seine Empfindung zu zeigen, da er ganz sicher war, weder formell noch inhaltlich im geringsten das im Salon gestattete Maß zu überschreiten.

Margarete hatte ihn anfangs für ungewöhnlich gefühlstief und warm gehalten, nach etwas längerer Bekanntschaft neigte sie sich der entgegengesetzten Ansicht zu, denn er blieb sich völlig gleich. Sein Empfinden war offenbar leicht in Erregung gebracht, aber nicht tief und nachhaltig.

Rosens Gesicht war ein wenig slavisch geschnitten und von interessanter Blässe. Seine von tiefen Schatten um-

gebenen Augen sahen müde aus und müde waren auch seine Bewegungen. Er litt an den Nerven und reifte seiner Gesundheit wegen.

Er spielte auch Klavier und zwar mit Virtuosität. Beim Spielen liebte er es, technische Bravourstücke zum besten zu geben, wie zum Beispiel mitten in einer glänzenden Passage die weiten, klappernden Manschetten von den Händen zu streifen und fortzustellen, ohne eine Pause zu machen; oder sein seidenes Halstuch über die Klaviatur zu breiten und darauf zu spielen.

Margarete fesselte ihn, das war gar nicht zu verkennen. Zwar machte er ihr nicht den Hof, aber er hielt sich am liebsten in ihrer Nähe auf, sprach lieber und interessanter mit ihr als mit andern, hörte aufmerksam auf jedes Wort von ihr und blickte ihr nach.

Sie freute sich daran, wie sie sich unter dem Himmel Italiens an vielem freute. Wenn der Grundton ihrer Stimmung auch immer noch zitternder Schmerz war, so gab es doch hier viele anmutige Oberstimmen, die ihn nicht recht aufkommen ließen.

Die täglichen Unterhaltungen mit Rosen trugen ohne Zweifel zu ihrem Wohlbefinden bei. Er zeigte ein so feines, verständnisvolles Eingehen auf ihre Art, daß sie immer mehr aus sich herausgelockt wurde. Zuweilen staunte sie dann über ihre eigenen Einfälle. Er hatte eine geschickte Manier, für das, was sie unklar empfand, einen treffenden Ausdruck zu finden oder sie selbst auf das befreiende Wort zu bringen. Weder Trostburg noch Otrida, noch sogar Ludwig hatten ihr je zu einer so glücklichen Entfaltung ihres Gedankenlebens verholfen.

Um so mehr befremdete es sie, daß der Eindruck, den sie anfangs auf ihn gemacht, gar keine Steigerung zu erfahren schien. Sein Wesen blieb sich ganz gleich und zeigte keine Spur von der Verwirrung und Ungleichmäßigkeit, die

sie bei sich und andern als die Vorboten eines stärkeren Gefühls kennen gelernt hatte. Nach und nach irritierte sie dies geradezu. War es denkbar, daß er mit derselben Virtuosität und tändelnden Gelassenheit auf dem Instrument ihrer Seele spielte (um Diridas Ausdruck zu gebrauchen), mit der er seine Kunststücke auf dem Klavier zum besten gab? Sich vollkommen erkannt zu fühlen und nicht anerkannt, das heißt nicht geliebt, das ist für eine Frau beleidigend.

Margarete fing an, fein, aber ganz energisch mit Rosen zu kokettieren; das erste Mal in ihrem Leben, daß sie dergleichen that. Da brachte ein Zufall eine unerquickliche Wendung.

Ihr Zimmer lag neben dem ihrer Mutter zu ebener Erde, und die vergitterten Fenster sahen auf die wasserumspülte Gartenterrasse hinaus, auf der die Gäste des Hotels ihren Morgenkaffee zu trinken pflegten.

Nachts ließ Margarete die Vorhänge herunter, aber die Fenster blieben geöffnet, und dann konnte sie am Morgen die Unterhaltungen, die nahe ihren Fenstern geführt wurden, Wort für Wort verstehen.

Das Gespräch der die Tische bedeckenden Kellner pflegte sie zu wecken, und die sich unbelauscht glaubenden, in allen deutschen Mundarten redenden Jünglinge erheiterten sie oft sehr. Etwas später wich ihre Unterhaltung der der ersten Gäste.

„Sacken! Sacken! Wo bleibst du denn?“ hörte sie eines Morgens in dem scharfen und gehackten Deutsch der Ostseeprovinzen rufen.

„Hier bin ich ja schon. So gedulde dich doch nur einen Augenblick!“ antwortete gleich darauf eine ebenso accentuierende Stimme, „mein Gott, wir haben ja Zeit! Weißt du, wen ich eben getroffen habe? Den Rosen von Raudolanen.“

„Pfui! Mich wundert's, daß den der Teufel noch nicht geholt hat.“

„Warum denn?“

„Weil er's danach treibt. Wann ist der je eine Nacht zu Hause? Die Weiber und das Spiel! Er kann's nicht lassen und geht unrettbar daran zu Grunde. Er sieht ja auch schon aus wie 'ne wandelnde Leiche. Nee, weißt du, ich bin wahrhaftig kein Heiliger, aber alles hat seine Grenzen. Und wie's der Raudolaner Rosen treibt, das nenn' ich unanständig!“

„Schade um die Begabung! — Ist's denn wirklich so schlimm?“

„Aber es ist ja eine ganz bekannte Sache! . . .“

Nun folgte einiges, was Margarete nur halb erfaßte. Aber sie fühlte sich von dem, was sie zu hören bekam, so angewidert, daß sie ihre unfreiwillige Zugeschäft lebhaft bedauerte. Bald ertönten übrigens die Stimmen anderer Frühstückender, und das Gespräch der Ostseeprovinzler ging auf unverfänglichere Gebiete über. Als Margarete Herrn von Rosen an diesem Tage wieder sah, hatte er jede Anziehungskraft für sie verloren. Seine fahle Blässe schien ihr nicht mehr distinguiert, sondern widerlich verlebt, seine müden Augen nicht mehr schwermütig, sondern übermäßig, seine lässigen Bewegungen nicht mehr vornehm, sondern schlapp. Ihr graute vor ihm. Sie mußte sich zwingen, mit ihm zu sprechen, und wie sollte er sich die plötzliche Veränderung ihres Benehmens erklären? Es war höchst peinlich!

Sie überredete ihre Mutter, schon am nächsten Tage das märchenhafte Venedig zu verlassen und nach Rom, dem nächsten Reiseziel, überzufriedeln.

In Rom traf man Bekannte aus Berlin, und alle unterhielten sich von dem Ereignis der Berliner Winterfaison, der Verlobung Heinrich Otridas mit Miß Ashrott.

Der Stolz wirkt in einer solchen Lage bei den ehrlichsten Frauen Wunder der Verstellungskunst. Nichts in Margaretes Benehmen hätte auf die Vermutung führen können, daß jenes Ereignis sie persönlich berühre. Sie errötete weder, noch erblaßte sie, sondern sprach wie die übrigen, nur um einige Schattierungen gleichgültiger. Dabei lebte sie sich so in die Rolle ein, die sie zu spielen für nötig hielt, daß sie während solcher Unterhaltungen bald wirklich nichts mehr fühlte.

Wenn ihr das hinterher zum Bewußtsein kam, entsetzte sie sich, weil sie an sich selbst irre wurde. „Was ist das denn? Liebe ich ihn wirklich, oder rede ich es mir bloß aus Eigensinn ein?“

Die Bekannten waren zu Margaretes Freude meist schon auf der Rückreise nach Norden begriffen, so daß sie bald wieder sich selbst überlassen blieb.

Ein Engländer machte ihr den Hof. Er war ein junger lungenkranker Mensch mit dem ungeschickten Benehmen und der oberflächlichen Bildung der Briten, aber mit schönen, lebhaften braunen Augen.

Er wohnte in derselben Fremdenpension wie Sorbens und begann, wie Rosen in Venedig, Margarete auf ihren einsamen Wanderungen zu begleiten. Der jahrelange kameradschaftliche Verkehr mit Ludwig hatte ihr in der Unterhaltung mit jungen Männern eine Unbefangenheit gegeben, die zur Folge hatte, daß die jungen Leute sehr geneigt waren, sich ihr freundschaftlich anzuschließen. Aber der Engländer, — er hieß Herbert — besaß nicht Rosens Geist, sondern langweilte sie, indem er die Kunst- und Landschaftsherrlichkeiten Roms mit angelernten Reisehandbuchbemerkungen begleitete. Dagegen sprach aus seinen Blicken und Worten eine an

Schwärmerei grenzende, sich mit jedem Tage steigernde Bewunderung für sie.

In Rom sind die Lebensformen der reisenden Welt so viel ungezwungener, als in den Gesellschaftskreisen der Heimat, daß die gemeinsamen Wanderungen Margaretes und des jungen Herbert nicht einmal auffielen, geschweige denn böswillige Kritik erregten.

Sie beobachtete den Engländer mit halbem Interesse. Ihm gegenüber lag ihr nichts ferner, als zu kokettieren, und so oft er zu persönlich wurde, wußte sie das Gespräch auf Sachliches zurückzulenken. Dennoch kam er stets von neuem mit seinen enthusiastischen Aeußerungen der Bewunderung.

„Ich habe in meinem ganzen Leben noch kein so kluges Mädchen gesehen!“ pflegte er zu sagen. „Sie wissen wirklich alles! Sie verstehen alles! Sie haben über alles nachgedacht!“

Sie lachte ihn aus, aber er fing an zu seufzen. Ganze Viertelstunden lang konnte er sie schweigend anstarren.

Da schien es ihr an der Zeit, ihn zu warnen. Sie hatte ihn mittlerweile als einen gutherzigen jungen Mann mit ernstern Grundsätzen kennen gelernt und begriff, daß seine Bewunderung für sie ihm mehr war als ein vorübergehender Zeitvertreib. Eines Tages trafen sie sich auf der Terrasse am Quirinal. Sie stand und schaute in die Landschaft hinaus, er saß nach seines Landes ungezwungener Art auf der Mauer und baumelte mit den Beinen.

„Baronesse,“ sprach er plötzlich, „Sie spielen mit mir wie der Löwe mit dem Hündchen, aber ich bin kein Hündchen.“

Mit einem aus weiter Ferne widerwillig zurückkehrenden Blick sah sie zu ihm hinüber. „Ich spiele mit Ihnen?“

Aber es fällt mir gar nicht ein, zu spielen! Wie kommen Sie darauf?"

„Das fühlt man,“ sagte er mit einem treuherzigen Blick seiner schönen Rehaugen. „Und wissen Sie, was dabei herauskommt? Man verliert den Verstand.“

Sie lächelte ein wenig und zog mit dem langen Stiel ihres Sonnenschirms ein H in den Sand.

„Nehmen Sie sich lieber in acht,“ meinte sie, „ich habe auch einmal den Verstand verloren und muß nun ohne ihn weiterleben, was sehr unbehaglich ist.“

Er zog die feingeschwungenen Brauen hoch und sah sie bekümmert an. „Den Verstand haben Sie nicht verloren, aber das Herz, fürchte ich, und müssen ohne Herz weiter leben.“

„Wie Sie wollen.“

Er sprang auf die Füße. „Aber das ist ja Unsinn! Wenn Sie Ihr Herz an jemand verloren hätten, so hätte der Glückliche Ihnen das seine dafür geben müssen. Anders ist es gar nicht möglich.“

„Und wenn es doch anders wäre?"

„Nein. Ich würde es niemals glauben. Ein Mädchen wie Sie verschmäht man nicht.“

Seine Zuversicht machte ihr Freude. Es reizte sie, zu hören, was er zu ihrem Mißgeschick sagen werde.

„Man hat es gethan,“ sagte sie leise.

„Unmöglich! Undenkbar!“

„Ich sage es Ihnen.“

Er sah sie eine Weile in stummem Staunen an.

„Ein Mann hat Ihnen das gethan!“ stieß er endlich hervor.

„Ja.“

„Mein Gott, wie müssen Sie den traurigen Burschen verabscheuen!“

Da flammte es hell auf in ihren Augen. „Ich liebe ihn ja.“

Wie wohl ihr das Bekenntnis that! Es war wie eine Befreiung von den tausend quälenden Zweifeln, mit denen sie sich in letzter Zeit zermartert hatte. Was gab es denn noch Zuverlässiges auf Erden, wenn nicht eine echte Liebe? Sie mußte über alles triumphieren, sonst hatte sie den hohen Namen nie verdient! — Trotz der „Echtheit“ ihrer Liebe hörte sie den stürmischen Entrüstungsausbruch Herberts über den „verächtlichen Kerl, der alles andre verdiene, als diese heroische Treue“, ruhig an. Es blieb ihr ein Trost für alles, was sie um ihn litt, sich als die Größere erwiesen zu haben, und es war nicht unangenehm, dies von anderer Seite in so leidenschaftlicher Weise bestätigen zu hören. Das mit seinem Anbetungsdrang allein gelassene Herz flüchtete sich in Selbstbewunderung.

Auch mit ihrem Vorgehen dem schwärmenden Jüngling gegenüber war sie zufrieden. Konnte sie ein großherzigeres Mittel, seine Hoffnungen kurz abzuschneiden, wählen, als indem sie ihr eigenes Lebensglück preisgab? — Anscheinend hatte sie auch erreicht, was sie bezweckte. Herbert beruhigte sich und wurde ziemlich still. Daß sein ganzes Sein nur noch ein zart zurückhaltendes Werben war, merkte sie nicht und wollte sie nicht merken.

Eines Mittags waren sie mit Mundvorräten und einer umflochtenen Chiantiflasche beladen auf den palatinischen Hügel gestiegen. Zwischen den Ruinen der Kaiserschlößer lagerten sie sich und nahmen unter Scherzen und fröhlichen Neckereien ihre Mahlzeit ein. Dann streckten sie sich in gut italienischem dolce far niente im Graße aus und ließen sich von der Sonne bescheinen. Um sie her blühten langstielige römische Kamillen und würziger Thymian. Kleine

flinke Eidechsen schlüpfen über bemooste Säulenstümpfe. Rings umher herrschte Mittagsstille und über allem spannte sich tief blau der südliche Frühlingshimmel.

Sie sprachen schon lange nicht mehr. Den Blick hinauf ins Blau gerichtet, dachte Margarete: „Wie ist mir doch so wohl!“

Plötzlich sah sie in ein paar tiefleidenschaftliche Augen. Mehr verwundert als erschreckt blickte sie den neben ihr knieenden Gefährten an. Sie konnte sich jetzt nicht aufregen. Es war alles so träumerisch still und warm und schön. „Was er wohl will?“ dachte sie gemütsruhig, und dann machte sie etwas in seinem Gesicht betroffen: die Vereinigung von Zartheit mit Feuer, der nicht ganz klare Blick, der weiche, feine Mund mit dem starken Schnurrbart darüber — o Himmel, das erinnerte sie ja plötzlich an Otrida!

„Ich muß sie einmal küssen, und wenn ich dafür sterben sollte!“ murmelte er.

Und: „Ich muß ihn einmal küssen, und wenn ich dafür sterben sollte!“ echote es in ihrem Herzen. Im nächsten Augenblick hatte er sie umfaßt und bedeckte ihre Rippen mit langen, heißen Küffen, die sie sich nicht allein gefallen ließ, sondern mit einem Gefühl von Wonne zurückgab. Es war ein Ueberströmen ihres heißen Lebensgefühls. Doch folgte diesem Sichgehenlassen die Bestimmung schnell, und mit ihr tiefe Beschämung.

„Mr. Herbert,“ sagte sie, sich abwendend, „das hätten wir nicht thun sollen. Es war sehr unrecht. — Jetzt müssen Sie nach Hause gehen und zwar allein.“

„Nein,“ sagte er, „nach diesen Augenblicken werde ich ganz sicherlich nicht allein gehen.“

„Ich bitte Sie darum.“

„Bitten Sie alles andre.“

Sein Arm versuchte wieder um ihre Taille zu gleiten,

allein sie schleuderte seine Hand zurück, als sei sie von einem giftigen Insekt berührt worden, und sprang auf.

„Nehmen Sie Vernunft an! Mit Gewalt ringen Sie mir nichts ab, nichts! Sie wissen ja, daß ich einen andern liebe. Daß ich eben für eine Minute mich selbst verlor, müssen Sie vergessen. Wenn Sie mir nicht verhaßt werden wollen, so suchen Sie es so bald als möglich zu vergessen. Und nun, bitte, gehen Sie!“

Er sah, daß es ihr bitterer Ernst war, und fügte sich, um nicht durch unzeitigen Trotz zu verlieren, was er gewonnen zu haben glaubte.

Margarete saß aber noch lange betäubt und verwirrt auf einem Steinblock und dachte darüber nach, wie sie so etwas hatte thun können. Hatte man denn je dergleichen von einem anständigen Mädchen gehört? Wenn sie noch in ihn verliebt gewesen wäre, aber sie fühlte nichts für ihn, nichts! Nur sehr hübsch war er ihr erschienen in dem einen Augenblick und an „ihn“ hatte er erinnert. Sollte der mit so viel Tapferkeit geführte Kampf gegen ihr nach Glück aufschreiendes Herz wirklich zu keinem andern Ende führen, als daß sie darüber schlecht wurde?

Tiefe Mutlosigkeit bemächtigte sich ihrer. Warum hatte Gott den Menschen so schwach gemacht und sein Schicksal so grausam! Warum durchströmte sie dieser heiße Drang nach Liebesglück! Es war ja das Hoffnungsloseste auf Erden und mußte sie verderben, wenn sie es nicht überwand. Sie mußte hart werden, wie ein Kieselstein, wenn sie nicht an sich selbst zu Grunde gehen wollte. Denn lieben konnte sie nur den einen, der für sie verloren war, und was aus dem „Sichliebenlassen“ entstand, das hatte sie heute mit Schrecken bemerkt.

Fröstelnd schauerte sie zusammen. Gewiß litten viele Mädchen wie sie! Die Sehnsucht und das Bedürfnis nach Liebe war doch wohl allen ins Herz gepflanzt. Wie

viele Millionen Frauen mochten schon an dem unlös-
baren Konflikt zwischen ihrer Natur und feindlichem Lebens-
schicksal schuldlos und klaglos zu Grunde gegangen sein!
Oder sie hatten sich weltflüchtig in die Arme der Kirche
gerettet.

Sie blickte auf das verwitterte Gestein um sie her. Es
ging an, abendlich zu werden. Das Sonnenlicht verblaßte
und die Umrisse verloren an Schärfe. Ein feuchter Dunst
stieg auf, wie aus Gräbern. Eine unendlich süße Schwer-
mut lag über den Ruinen. Was da gelebt und gelitten,
hatte längst überwunden.

Wieder überlief sie kaltes Erschauern. Und doch war
sie ruhig geworden. „Was ist der einzelne und was sein
Schicksal?“ dachte sie mit dem Blick auf die ewige Stadt.

Langsam schlug sie den Weg nach ihrer Pension ein.
Der Baronin, der die Luft Roms nicht gut that, kam
Margaretes Vorschlag, nach Neapel weiter zu reisen, sehr
gelegen. Selbst dazu aufzufordern, wäre ihr nicht ein-
gefallen, denn sie gehörte zu den Frauen, die einer ner-
vösen Schwäche und Trägheit so lange nachgeben, bis sie
ganz davon überwältigt sind. Ohne eine eigentliche Krank-
heit zu haben, war sie positiv unfähig, den kleinsten Ent-
schluß zu fassen, und es kostete ihr ernste Ueberwindung,
von einem Zimmer ins andre zu gehen.

Margarete küßte die Mama, legte sie bequem zurecht,
erkundigte sich von Zeit zu Zeit nach etwaigen Wünschen
und blieb im übrigen sich selbst überlassen.

Ihren Engländer sah sie nicht wieder. Wenige Tage
nach der Abreise von Rom erkrankte sie an einem schweren
Malariafieber.

Außer sich vor Angst und Aufregung, ließ die Baronin
an Agathe telegraphieren. Diese packte eilig ihr Kofferchen
und fuhr ohne Aufenthalt von Berlin nach Neapel.

Sie hätte das schöne Italien, das sie nun im Blitzzug

durchfuhr, auch lieber mit Mühe durchreist, aber nach dem,
was ihr angenehm und unangenehm war, hatte noch nie-
mand gefragt, sie selbst am wenigsten.

Redezweikämpfe fechten sich vorzüglich in einem Coupe
des Blitzzugs aus, wo man stundenlang den Gegner sich
gegenüber gebannt weiß und Störung wenig zu be-
fürchten hat.

Dies bedachte der Rechtsanwalt Güter, und darum be-
stach er den Schaffner, ihn und seinen Reisegefährten auf
der Fahrt von Berlin nach Breslau allein zu lassen.

Es war im April, und die große Reisezeit hatte noch
nicht begonnen. Im Gegenteil. Der tauende Märzschnee
und die folgenden Stürme und Regengüsse hatten harmlose
Flüßchen zu Strömen anschwellen lassen und einige Brücken
unpassierbar gemacht. Man träumte von schauerlichen Eisen-
bahnunglücken und freute sich, wenn man behaglich daheim-
sitzen konnte.

Güter und Ludwig fürchteten das Unwetter nicht. In
Angelegenheiten des Gauenbundes hatten sie eine Reise
nach dem deutschen Osten angetreten, um an Ort und Stelle
die Möglichkeit, überzählige Großstadtarbeiter anzusiedeln,
festzustellen und die Lebensbedingungen zu ermitteln.

„Denn ich muß glauben, was ich lehre,“ sagte Ludwig,
„und ich glaube nur, was meine Augen gesehen. Hierin
stimme ich ganz mit dem heiligen Thomas überein.“

„Und ich muß Ihre Augen kontrollieren,“ meinte Güter
„denn Sie sehen gerne, wie der selige Nelson sah, als er
im entscheidenden Augenblick, um das Signal seines thöricht-
ten Vorgesetzten zu sehen, das Fernrohr vor das blinde
Auge hielt.“

„Kommen Sie doch nicht mit so alten Geschichten!“
knurrte Ludwig.

Hüter lächelte ungerührt. Er hatte viel bei ihm auf dem Kerbholz stehen, dieser Ludwig. Für die scharfe Behandlung, die er des lieben Friedens willen seit Jahresfrist über sich hatte ergehen lassen, wollte er den geschätzten Freund heute einmal ordentlich zwicken. Sobald er Ludwig zwingen konnte, ihm still zu halten, statt tobend davonzulaufen, war er seiner Sache ziemlich sicher. Denn er war sich einer gewissen intellektuellen Ueberlegenheit bewußt, einer Ueberlegenheit, die darin bestand, daß er weniger Vorurteile hatte und daß sein Beobachtungs- und Denkvermögen weniger durch das Auf- und Niedermogen leidenschaftlicher Willensregungen getrübt wurde. Hüter fand, daß nach genauer Prüfung nichts so recht des Lebens oder des Begehrens wert sei, und stimmte andererseits aus innerstem Empfinden dem weitherzigen: „Tout comprendre c'est tout pardonner“ bei. Infolgedessen war seine Seelenruhe schwer zu erschüttern. Eins nur regte ihn auf: wenn er irgend einer verwickelten Rechtsfrage, irgend welchem der Aufklärung harrenden Dunkel auf die Spur kam. Dann ergriff ihn eine Art Jagdpassion: Er scheute keine Anstrengung und schreckte nicht leicht vor einem Mittel zurück. Sonst war er bequem, soweit es sich mit seinen jeweiligen Zwecken vereinigen ließ.

Ludwig betrachtete den Reisetumpan mit wenig verhohlener Abneigung. Er hatte sich in die entgegengesetzte äußerste Ecke des Coupés zurückgezogen, denn Hüter war zu starker körperlicher Annäherung geneigt, wie die Orientalen es durchweg sind, während Ludwig nach Nordlandsart seine Person stolz und streng zu isolieren liebte.

„Sie sind eine Qualle, Hüter! „D daß du warm oder kalt wärst!“ sagt der Engel von Laodicäa, „aber du bist lau, und darum werde ich dich am jüngsten Tage aus meinem Munde speien!“ — Sagen Sie 'mal, Hüter, haben Sie je geliebt?“

„Geliebt? und ob, Sie Schäfer!“ Hüter lächelte cynisch.

Ludwigs Faust sank so schwer auf die gepolsterte Armlehne, daß der Staub aufwirbelte.

„Mensch!“ fuhr er auf, „ist Ihnen denn nichts heilig?“

„Na, so werden Sie doch nicht gleich unangenehm, Sie überfinnlischer sinnlicher Freier,“ lächelte Hüter. „Mir fällt gar nicht ein, allemal in Verückung zu geraten, wenn von etwas die Rede ist, was wir mit allem Viehzeug gemein haben. Ueberhaupt imponieren mir Ihre Ideale außerordentlich wenig. Mit Thatfachen rechnen müssen wir, lieber Mann. Das, was ihr jetzt predigt, Sie und Ihr Graf Dietlingen, ist, unter uns gesagt, doch der höhere Mumpitz. Ihr müßt euch doch selbst sagen, daß ihr die Entwicklung der Menschheit nicht aufhalten oder gar rückgängig machen könnt. Die Dinge wollen ihren Lauf haben und haben ihn. Die Centralisation des Volkslebens in den Großstädten ist ein Naturgesetz ebenso, wie die Bildung der Krystalle im Berge. Die Menschheitsentwicklung beschreibt den Weg vom Familiendasein über Stammesgemeinschaften und Volkswesen zum Weltbürgertum, und dorthin wird sie gelangen, und euer deutscher Partikularismus rangiert euch einfach in die Kumpelkammer. Man wird über euch fort zur Tagesordnung gehen, wie es stets der Fall gewesen ist, wenn gegen den Fortschritt geeifert wurde. Julian Apostata hat die griechischen Götter nicht wieder in die Mode bringen können, alle Despoten der Erde können Leibeigenschaft und Sklaverei nicht aufrecht erhalten, ebenso nutzlos werdet ihr gegen die allgemeinen Menschenrechte kämpfen, mögt ihr euch gegen die Frauenemanzipation wenden, oder gegen das Manchesterium, oder gegen die Gleichberechtigung der Juden. Ihr kämpft gegen eine höhere Gewalt, nämlich gegen den Strom der Zeit, und müßt ohnmächtig unter-

liegen, wenn ihr selbst Stecken seid, wie der Götz von Verlichingen."

Hüter regte sich nicht auf beim Reden. Seine Stimme hatte einen tiefen, vollen Ton, er rollte das R und lispelte das S und sprach das letzte Wort gerade so langsam, ge-
dehnt und gelassen aus, wie das erste.

Ludwig dagegen sprach rasch mit hartem, norddeutschem Stimmlang und ereiferte sich sehr leicht, ja er geriet über seinen eigenen Worten in Begeisterung. Er brach am Ende seiner Sätze scharf ab.

"Wenn Sie recht hätten," entgegnete er jetzt, "wenn der Strom der Zeit, von dem Sie sprechen, unser Volk der Versumpfung und dem Ruin entgegenschleppte, glauben Sie, ein tüchtiger Mensch würde die Hände in die Hosentaschen stecken und mit orientalischem Fatalismus das unabänderliche Schicksal über sich ergehen lassen? Nie! Nie! Um jeden Zoll breit Boden würde ich mit den verderbenden Elementen ringen und erst mit dem letzten Atemzug den Kampf aufgeben. Sollen wir untergehen, so werden wir kämpfend fallen. Aber Sie urteilen flach. Gerade der Rückblick auf die Geschichte sollte Ihnen beweisen, daß da, wo ein Strom nahe der Versumpfung breit und träge hinsichtlich, zuweilen neue Strömungen entstanden, klein und stark, die Wirbel schufen und Richtung gaben und die ganze Wassermasse sich nachrissen. Denken Sie nur an das Auftreten des Christentums zur Zeit des römischen Verfalls! Glauben Sie nicht, daß die Skeptiker auch damals gesagt haben werden: wozu die Aufregung? Wir gehen ja ohne Rettung der Auflösung entgegen!"

"Erlauben Sie, da haben Sie mich einmal wieder absichtlich falsch verstanden," sagte Hüter bedächtig. "Ich sprach nämlich von Entwicklung, nicht von Versumpfung! Ich sagte Fortschritt, nicht Verfall! Sie werden mir ja wohl zugeben, daß das ein nicht ganz unbeträchtlicher Unter-

schied ist. Nehmen wir lieber den Vergleich aus der Pflanzenwelt: aus den Blättern entwickelt sich die Blüte, die Blüte entwickelt sich zur Frucht. Vielleicht war die Blüte schön und von erquicklichem Wohlgeruch, und die Frucht ist unscheinbar, ungenießbar. Immerhin bleibt sie der Pflanze Ziel, und nur ein Narr wird in diesen Naturverlauf einzugreifen suchen."

"Bei dieser Auffassung verstehe ich aber wirklich nicht, warum Sie sich den Narren anschließen, mein guter Hüter!"

"Warum ich mich Ihnen angeschlossen habe? Das will ich Ihnen sagen: weil ich Sie für kolossal leistungsfähig halte — so dreißig Pferdekkräfte. Eine solche Naturkraft soll man nicht sich selbst überlassen, gleichviel ob sie einem als Wasserfall entgegentritt oder als Mensch. Wenn sie nicht wertlos sich verpuffen, oder gar Unheil anrichten soll, so muß sie gezügelt werden."

Ludwig lachte laut auf: "Und das Zügeln haben also Sie auf sich genommen, Hüter?"

"Ja. In vieler Beziehung — ich bitte, mich nicht mißzuverstehen — Sie sind wirklich ein großes Kind, lieber Ludwig! Ihnen fehlt zum Beispiel jede Menschenkenntnis. Sie legen in die Menschen hinein, was in Ihnen selbst steckt, und darüber machen Sie Fehler auf Fehler. Nachher folgt Enttäuschung, und so pendeln Sie immer zwischen Ueberschätzung und Unterschätzung Ihrer Nebenmenschen hin und her."

"Sie aber stehen mir zur Seite, um meine irrigen Auffassungen zu berichtigen!" sagte Ludwig spottend.

"Regen Sie sich nicht auf, bester Doktor. Ich kann's doch nur in Ihrem Interesse thun."

"Soweit mein Interesse mit dem Ihren verschmolzen, möglich!"

"Mehr kann man auch billig nicht verlangen. Aber

um auf Ihre Menschenkenntnis zurückzukommen: wie können Sie nur die Bedeutung dieses Gerals so hoch veranschlagen! Mein Gott, er ist ein braver Mann und baut seinen Roggen mit lobenswerter Geduld, aber das thut jeder biedere Schafskopf von Bauer auch. Zur Pionierarbeit im großen aber, zur Ausbreitung einer reformatorischen Idee sind diese Leute ja ganz unbrauchbar! Zu was bringt er selbst es denn mit all seinem Fleiß und seiner beschränkten Gewissenhaftigkeit? Solche Gefühlsimpel bedeuten nichts fürs praktische Leben, sie sind sozusagen bloß Kanonensfutter. Sie sind tüchtig an ihrem Platz, aber der Platz ist ein minimaler. Das sind die Existenzen, die erst durch Massenhaftigkeit ihres Vorhandenseins Bedeutung gewinnen.“

„Hüter,“ rief Ludwig aus, „Sie sind ein Schaf!“

„Die Derbheit kleidet Ihnen,“ meinte der also bezeichnete mit ironischem Lächeln; „sie ist geradezu stillvoll bei Ihrem Lutherkopf! Ich möchte dies kleidsame Attribut gar nicht an Ihnen vermissen — nur kann ich nicht behaupten, daß mir eine handfeste Grobheit als Argument imponiert. Es ist spottbillig, zu schimpfen; jeder Stallbursche soll diese Fertigkeit besitzen.“

„Sie sind mir zuweilen zuwider wie eine Ratte,“ sagte Ludwig ungezwungen, „dann erfolgt solch ein kleiner Gefühlsausbruch, den Sie mir ja liebenswürdigerweise nicht nachtragen. Wenn Sie vom hohen Olymp herab über einen Menschen urteilen, dessen Schuhriemen zu lösen Sie nicht wert sind, da soll einem die Galle nicht überlaufen! GERALD ist der deutsche Mann, wie er sein soll: zart und tapfer, stolz und demütig, wahr und treu, streng gegen sich selbst, mild gegen andre, genügsam, arbeitsam, ausdauernd, jeden Schein und jedes Phrasentum hassend, voll verschwiegener Bosheit und beseelt von tiefer, lauterster Vaterlandsliebe. Das ist Walter GERALD: vom Scheitel bis zur Fußspitze ein echter, deutscher Edelmann.“

„Der Hymnus läßt nichts zu wünschen übrig,“ lächelte Hüter mit überlegenem Spott.

Da erzählte Ludwig in seinem Aerger, was er von Walters Herkunft wußte. Der Freund hatte ihm die Geschichte seiner Kindheit im strengsten Vertrauen mitgeteilt, und Ludwig hatte, was er vernommen, bisher im tiefsten Herzen vergraben. Der Zorn über Hüters geringschätzendes Urteil brachte ihn dazu, einen Verrat zu begehen.

Hüters große, schwarze Augen öffneten sich weit.

„Was? Teufel auch! Und so etwas sagen Sie mir heute erst!“

„Sein Vater hat den alten gräflichen Namen abgelegt, als er sich entschloß, sein Brot durch der Hände Arbeit zu erwerben. GERALD mag nicht, daß davon geredet wird, also schweigen Sie darüber.“

„Das ist aber hochinteressant!“ rief Hüter. „Das hängt diesem wackeren Ackerbauer ja einen Mantel köstlicher Romantik um. Damit werfen Sie freilich ganz neue Lichter auf seine stolze Bescheidenheit!“

Ludwig triumphierte. „Erkennen Sie nun, scharfblickender Mann des kühl abwägenden Verstandes, daß auch ein Hüter irren kann? Ja, ja:

„So geht's mit manchen Sachen,
Die wir getrost belachen,
Weil unsre Augen sie nicht seh'n.“

Hüter hörte nicht hin. Er war in Nachdenken versunken, wobei er sich langsam mit dem dicken Mittelfinger hinter dem Ohr kratzte, die Augen aufriß und die fleischigen Lippen bewegte. Nach einer Weile fragte er:

„Wie war doch noch die dunkle Geschichte, die von der seligen Gräfin Otrida, der Mutter des jetzigen Grafen, in Umlauf war. Ich hörte so was von einer plötzlich auf-

getauchten Zigeunerin, die eine verschollene Magnatentochter sein wollte."

Ludwig erzählte mit großer Lebhaftigkeit, was ihm von der Geschichte bekannt geworden.

"Das bleibt immer noch ziemlich wunderbar," meinte Hüter mit vor Eifer funkelnden Augen, "wenn die Mutter des Grafen Heinrich wirklich die Ehefrau des vagabundierenden Grafen Egon und eine Komtesse Radolinska war, so hätte sie besagter Graf Egon doch anerkennen müssen! Und wenn er es unterließ, warum machte sie keinen Lärm? Warum pochte sie nicht schon damals auf ihr gutes Recht?"

"Sie hatte keine Beweise."

Hüter lachte. "Wissen Sie was? Sie thun mir leid. Fragt eine Frau in einem solchen Fall nach Beweisen? In alle Winde hinaus wird sie das Unrecht schreien, das ihr und ihrem Kinde geschieht. Lehren Sie mich doch die Weiber kennen! Und nun vor allem eine Ungarin oder Polin, die ihren hochgräflichen Eltern davonläuft, um mit Zigeunern herumzuziehen, die sollte so viel Mäßigung, Selbstbeherrschung, Ueberlegung haben, um jahrelang auf jede Anerkennung ihrer Rechte zu verzichten, weil sie noch nicht die genügenden schriftlichen Beweise in Händen hat? Diese temperamentvolle Landstreicherin ist ganz sicherlich keiner langatmigen Spekulation und kühlen Abwägung fähig gewesen. Zetermord geschrien hätte die junge Dame, wenn der hochgeborene Gemahl, nachdem er das Majorat angetreten, ihr und ihrem Sohn die Thür hätte weisen wollen. Darauf können Sie ruhig Gift nehmen."

"Aber die Thatfachen liegen doch vor, Teuerster!"

Hüters Ausdruck glich dem eines Hundes, der Witterung bekommen hat und dem vor Jagdgier die Zunge aus dem Hals hängt.

"Wenn sich die vorliegenden Thatfachen mit der psychologischen Wahrscheinlichkeit in auffallendem Widerspruch befinden, so liegt die Vermutung nahe, daß sie gefälscht sind."

Ludwig sah den Anwalt betroffen an.

"Halten Sie es thatsächlich für möglich, daß jenes Weib betrogen und daß die Gerichte sich geirrt haben?"

"Ich halte es nicht allein für möglich, sondern für wahrscheinlich. Aber der Fall ist ein verzwickter und sehr interessanter, und ich werde darin festhaken, und wenn ich mich verbeißen sollte, wie der Teufel in den Dachs. Lassen Sie mich nur machen. Denken Sie, wenn es mir gelänge, unserm vortrefflichen Freund GERALD zu seinem Majorat zu verhelfen! Es wäre ja mit einem Schlage ein bekannter und gefeierter Mann! Der Held des Tages!"

"Nein, das wäre Doktor Hüter!" rief Ludwig enthusiastisch. "Wenn Sie das zuwege brächten!"

Hüter nahm die fettige Reisemütze vom Haupt, um seinen Schädel zu lüften. Der Kopf war ihm heiß geworden.

"Aber vor allem: strengste Verschwiegenheit," sagte er beinahe feierlich. "Am allerwenigsten darf GERALD selbst Wind bekommen."

Ludwig war herbeigerückt und streckte dem Genossen die Hand entgegen. Für den Augenblick hatte er allen Antagonismus vergessen.

Einige Tage später wateten Ludwig und Hüter mit Walter GERALD über dessen durchweichtes Ackerland und schwammige Wiesen. Schwere Morastklumpen hingen sich an die Stiefel und erschwerten das Weitergehen. Der Himmel war mit grauem Gewölk bedeckt, die weite, zum

großen Teil überschwemmte Ebene machte einen trostlos öden Eindruck.

Gerald war voll freudiger Zuversicht. Er hatte sich statt der billigen polnischen Arbeiter sehr viel anspruchsvollere aus Berlin kommen lassen, um die Schäden der Uberschwemmung beseitigen zu helfen. Die Leute hatten saubere Hütten und das notwendigste Hausgerät erhalten. Zweimal in der Woche versammelten sie sich im „Schloß“, wo ihnen Gerald mit Hilfe eines vom Gauenbund entsandten jungen Theologen gebiegene und anregende Unterhaltung verschaffte. Die Frauen freuten sich über die niedrigen Preise der Nahrungsmittel, besonders des Fleisches. Der Alkoholverbrauch wurde von Gerald streng kontrolliert, und dieser Punkt, gestand er, bereite ihm den Arbeitern gegenüber die größten Schwierigkeiten.

„Dennoch rechne ich darauf, die besseren Elemente hier dauernd festhaft zu machen,“ sagte er, „und ich glaube, daß sie mit ihrem Los noch zufrieden sein werden. Jakobs, der Theologe, ist ganz ausgezeichnet. Er versteht die Leute, und sie verstehen ihn.“

„Dir fehlt jetzt vor allen Dingen eine Frau,“ sagte Ludwig. Ein Zug von Pein ging über Walters Gesicht, doch verschwand er rasch.

„Das dünkte ich auch,“ sagte er, „und darum schrieb ich an meine Schwester Adelaide, deren Mann, der Prediger, vor kurzem gestorben ist. Sie will herüberkommen und mir helfen.“

„Deine Schwester ist ohne Zweifel eine vorzügliche Dame, aber es ist doch immer etwas Halbes. Heiraten mußt du. Es wäre ewig schade, ein Jammer und eine Sünde, wenn ein Kerl wie du nicht tüchtige Söhne für seinen König aufziehen wollte. Ich halte das für eine heilige Pflicht.“

„Mach' es mir vor,“ sagte Walter ablenkend. Und

er wich aus, so oft Ludwig auch voll Eifer auf diesen Gegenstand zurückkam.

Ludwig und Güter legten ein fanatisches Interesse für die erblühende Musteransiedelung an den Tag, sie beäugten alles, sprachen eingehend mit den zugezogenen ehemaligen Großstadtproletariern und priesen das hinterwäldlich Primitive als idyllisch. Aber nach drei Tagen hatten sie genug davon.

Güter fand keinen Geschmack an Düngerhaufen und häuerlichem Stumpfsinn, und auch Ludwig hatte sich, ohne dessen gewahr zu werden, an den weltstädtischen Alkohol einander drängender äußerer Eindrücke gewöhnt. Er fand hier keine Nahrung für seinen geistigen Thathunger. Ihm fehlte die erhöhte Nerventhätigkeit fortwährender An- und Aufregung. Und während er an einem begeisterten, die Verhältnisse in Gerald's Ansiedelung schildernden Aufsatz für seine Zeitung schrieb, sagte er sich mit Seufzen, daß er selbst bereits für das gesunde, von ihm als Heil verkündete Landleben verdorben sei. Denn nichts ist schwerer auszuhalten, als äußere Stille, wenn die Stille im Innern verloren gegangen ist.

Walter Gerald merkte, daß die Freunde sich langweilten. Er hatte ihnen an Vergnügungen nichts zu bieten, nicht einmal Bier oder Wein war im Hause. Aber einige Flaschen alter Festungsrum fanden sich vor, mit deren Hilfe er zur Erhöhung der Stimmung einen Grog braute.

„Wir müssen doch etwas für die Bundeskasse leisten,“ meinte er launig. (Die „Luzussteuer“ Pastor Ristelhuts war wirklich eingeführt worden und kam vornehmlich bei dem verrufenen Genuß geistiger Getränke zur Geltung.)

Das „Schloß“, Petrolskowo hieß es, war ein langes, einstöckiges Steinhaus mit einem Portikus zum Vorfahren der Wagen und grün angestrichenen Fensterläden.

Innen herrschte unbehagliche Kahlheit, denn die zier-

lichen Luxusmöbel des ehemaligen polnischen Besitzers hatte Walter nicht mit übernommen.

Die Freunde saßen im Flur um einen Tisch von Tannenholz. Die frisch gestrichenen Wände rochen nach Delfarbe, die Scheuerdielen waren mit Tannenreisern bestreut. Ein dicker Kachelofen, ein Schrank und einige Holzstühle bildeten die ganze Einrichtung.

Ludwig fand, daß eine so weitgehende Bedürfnislosigkeit doch Schattenseiten habe.

Indessen hat der Grog seine Wirkung und machte gesprächig.

Güter triumphierte über Ludwig und hielt ihm vor, daß er offenbar nicht im stande sei, seinen „graublauen“ Theorien nachzuleben. Wenn bei näherer Besichtigung die Poesie des Landlebens sich in Dreckspfügen und Düngerhaufen und ewiges Einerlei auflöse, so erscheine das vielgeschmähte Großstadtleben doch wohl in günstigerer Beleuchtung.

„Ist es wohl eines Mannes von der Bildung unsres vortrefflichen Gerals würdig, in einer kahlen Baracke zu residieren, Kartoffeln zu bauen und Wasser zu trinken, wie das liebe Vieh? Ist es förderlich für den Geist, als einzige Aussicht Ackerland und überschwemmte Wiesen und als einzigen Verkehr kleine Grenzbeamte und renitente Bauernfliegel zu haben? Sehen wir dagegen ein kleines Diner zu Dreien bei Wl: Smyrnateppiche unter den Füßen, vornehmster Komfort ringsumher, lautlose, musterhafte Bedienung, vor den wandgroßen Fensterscheiben das Gewoge Unter den Linden. Eine Glücklichtlampe steht vor uns, ein Schraubengriff, und sie erlicht, ganz nach unsrem Belieben. Jetzt stellt der aufmerksame Oberkellner das allerneueste auf dem Gebiete der Elektrizität für uns auf, einen reizenden kleinen Windfächler. Wir lassen uns anblasen, der Erfindungsfülle unsres Zeitalters freudige Anerkennung zollend. Doch schon wird unsre Aufmerksamkeit abgelenkt! Ein schrilles,

ununterbrochenes Geläut draußen, allen ein wohlbekannter Ton! Man reißt die Hälse — dort jagt sie vorüber, dunkle behelmte Gestalten mit Pechsäcken — unsre unübertreffliche Berliner Feuerwehr. Es brennt in nächster Nähe, aber wem siele es ein, sich deswegen im Essen zu unterbrechen? Jetzt ertönt auf der Straße: „Neustes! Neustes!“ Extrablätter werden ausgetragen. Jeder will wissen, was los ist.

„Der Kneipgast sprach's, der Knabe lief,
Der Knabe kam . . .“

„Aha, irgendwo bei den Gottentotten ist ein deutscher Wagemann, dem's bei Muttern zu wohl war, abgekehlt und als Ragout sin konsumiert worden. Der Konsul klabelt die traurige Mär, und kaum, daß jener verdaut worden, reden wir Reichshauptstädter bereits in allen Lokalen klug darüber. So vom Centrum aus mit Seelenruhe die Vorgänge an allen Enden der Erde auf uns einwirken lassen, selbst unbeteiligt an allem, was gethan wird, Anteil nehmen, das ist ein des Kulturmenschen würdiges Dasein, meine Herren, und darum jage ich: es lebe Berlin!“

„Mit Vorbehalt,“ sagte Ludwig.

Aber Gerals schüttelte den Kopf: „Die Millionen Menschen, die ausgefogen und zermalmt werden, um das von Ihnen als Ideal hingestellte komplizierte Uhrwerk, das dem Genuß der Feinschmecker dient, in Gang zu halten, — die machen Ihnen den Kopf nicht warm?“

„Wir gewiß nicht. Und wenn sie solchen, die allzuviel Zündstoff im Schädel haben, ein bißchen zum Explodieren verhelfen, so ist das gar kein Schade, lieber Freund. Im Gegenteil. Es gibt einen Hauptspieß ab. Nichts plätscherlicher anzusehen, als solch ein loschießender Advokat der leidenden Menschheit! Ha, ha, ha, ha!“

„Güter!“ rief Ludwig entrüstet. „Daß Sie sich dieser schauerlich greisenhaften Lebensauffassung auch gar nicht

schämen! Schlimm genug, daß man ein Gebrechen der Volks-Alterschwäche an sich hat, aber man trägt es doch nicht prahlerisch zur Schau! — Schaffend und handelnd eingreifen könnt ihr nicht mehr, weil euch jeglicher Ernst der Ueberzeugung abhanden gekommen ist. Das Leben schaffen, das ihr genießt, müssen andre, die Thaten thun, mit deren Kritik ihr euch unterhaltet, müssen andre, die nicht so überkultiviert sind, wie ihr. Blästert guckt ihr durch Operngläser auf das Leben hinaus, als sei's ein Fastnachtspiel, zu eurer Belustigung aufgeführt. Daß es euch nur nicht unversehens zum Herzensabbath wird!"

Sie stritten sich die halbe Nacht und fühlten sich sehr wohl dabei, nämlich Güter und Ludwig; denn sie wurden auf gute Manier los, was sie auf der Leber hatten.

Am andern Tage schliefen sie bis zum Mittag und nahmen dann von Petroskowo Abschied. Aber sie trennten sich schon unterwegs.

Graf Wedich Dietlingen, der Anfang April nach seinem Gute Käzenbreuscha zurückgekehrt war, hatte Ludwig das Versprechen abgenommen, ihn dort zu besuchen.

Ludwig, der ein gegebenes Wort in jedem Fall ernst zu nehmen pflegte, wandte sich darum auf der Rückreise von der polnischen Grenze nach Berlin zunächst nach Schlessien. Er hatte sich angefragt und der Graf selbst war ihm mit dem Wagen an die Bahnstation entgegengefahren.

Die stattliche Gestalt mit dem wallenden blonden Vollbart nahm sich auf dem ländlichen Bahnsteig noch viel herrenmäßiger aus, als in Berlin. Man sah, wie hier nicht allein er sich als der Herr fühlte, sondern auch alle andern ihn als solchen verehrten. Das gab ihm Relief.

„Unterthänigsten guten Morgen, Herr Graf,“ ertönte es hier und dort, Weiber und Kinder küßten ihm die behandschuhte Hand, man trat ehrerbietig aus dem Weg, als gälte es, einen Fürsten vorbeigehen zu lassen.

Ludwig, dem dies wohlgefiel, machte eine anerkennende Bemerkung.

„Ja, gottlob,“ entgegnete der Graf, „hier haben wir Grundherren uns noch etwas von dem alten Ansehen bewahrt. Aber es nimmt auch ab, es nimmt ab!“ Er seufzte. „Dies verwünschte Industriewesen infiziert bereits unsern Bauernstand. Die Kohlenzechen insbesondere untergraben die Moral der Landbevölkerung, wie sie den Boden untergraben. Und was läßt sich dagegen machen? Die Leute werden im Handumdrehen reich, und wir Landwirte vom alten Schlag geraten in Schulden.“

Der Graf, dessen breite Stirn ein ganzes Netz von Sorgenfalten zeigte, kutscherte selbst. Wie fein junger Gutsnachbar Otrida, hatte er eine Passion für Pferde.

Auch heute mußte der Gast zunächst Stammbaum und Charakteristik der Wagenpferde kennen lernen. Ludwig, der nichts davon verstand, hörte dennoch dem mit Fachausdrücken gespickten Vortrag vergnüglich zu und notierte ihn sich im Kopfe als bezeichnend für die Art, wie ein Edelmann „von altem Schlage“ seine Gäste zu unterhalten pflege. Denn er war stets geneigt, zu verallgemeinern.

Die Fahrt zwischen grünen Saatsfeldern und blühenden Obstbäumen hin that Herz und Augen wohl. Bald ragte auch über einem Haufen strohgedeckter malerischer Gärten der stolze Renaissancebau des Schlosses von Käzenbreuscha auf.

„Ein schöner Anblick, dieser alte Edelsitz!“ rief Ludwig in freudiger Bewunderung, worauf Graf Wedich berichtete, wie lange Käzenbreuscha schon in der Dietlingenschen Familie sei, welcher Ahn das Schloß gebaut u. s. w.

Das Innere entsprach dem Aeußeren: die Halle, die feineren Wendeltreppen, die Balken an den Zimmerdecken, die getäfelten Wände, die großen prachtvoll in Messing und Kupfer gearbeiteten Thürschlösser, die tiefen, kleinen Fenster mit feinerem Mittelträger, es war alles aus einer vergangenen Zeit — sogar die mit leisem Modergeruch durchsetzte Luft. Ludwigs Voreingenommenheit steigerte sich auf Schritt und Tritt. Das ihm bekannte Sorbische Gut Rodensleben hatte ein Herrenhaus aus der Rokokozeit und machte bei weitem nicht einen so alten, rittermäßigen Eindruck. Hier fand er den angestammten Edelsitz, wie er ihn geträumt hatte.

Daß die Gräfin vergrämt und leidend aussah, schrieb Ludwig ihrer Kränklichkeit zu. Kein Wunder, da die zarte Frau Mutter von acht Kindern war und die Sorgen, die ihr der große Hausstand auferlegte, sehr gewissenhaft zu nehmen schien.

„Meine gute Frau hat ein schweres Gemüt,“ sagte gelegentlich der Graf, „sie sieht in jeder Mücke ein drohendes Uebel.“

Von den Töchtern wurde außer Miezi nur die neunzehnjährige Ilse zu den Erwachsenen gerechnet. Komteß Ilse war nicht so auffallend hübsch, wie Miezi, und hatte auch nicht deren in der Gesellschaft geschultes, sicheres Benehmen. Dafür steckte mehr eigener Sinn in ihrem Wesen.

Die drei jüngsten Schwestern trugen Blusenkleider und lang herunterhängende blonde Zöpfe. Sie waren der Aufsicht einer englischen Gouvernante anvertraut und steckten entweder im Park oder im Schulzimmer, obwohl die älteste unter ihnen, die musikalische Lotte, schon siebzehnjährig war.

Die Anmut und Lieblichkeit der Komteß Miezi fiel dem Doktor Ludwig hier, wo sie unter all ihren frischen, hübschen Schwestern die Hübscheste war, weit mehr auf, als in Berlin; der Hintergrund ist oft ausschlaggebend für die

Wirkung eines Bildes. Sie erschien ihm hier wie die Verkörperung holdester Jungfräulichkeit, wie eine von den feuschen, blonden Mädchengestalten Gustav Freytags. Der Blick ihrer blauen Kinderaugen, wenn sie so vertrauensvoll zu ihm aufsaß, rührte ihn tief. Er war, seit er den Fuß in Käzenbreuschka niedergesetzt hatte, mehr als sonst zum Bewundern geneigt.

Der Tageslauf war streng geregelt, denn „Ordnung im Hause ist ein und alles,“ sagte Graf Wedich.

Punkt sieben Uhr rief die Hausglocke zur Andacht. Dann mußte alles, mit Einschluß der gesamten Dienerschaft, in der Kapelle sein.

Die fünf Komtessen wünschten der Reihe nach den Eltern und Ludwig guten Morgen. Dann setzte sich Lotte an die Orgel und es wurde nach Angabe des Grafen ein Kirchenlied abgesungen.

Ludwig sang begeistert mit, wenn auch nicht immer ganz richtig. Bei aller Andacht verirrte sich jedoch sein Blick häufig nach Komteß Miezis frommen Kinderaugen, und er geriet in heimliches Entzücken über die Neigung ihres schlanken, weißen Halschens. Zuweilen fiel ein Sonnenstreifen durch die Glasmalerei des Fensters, hüpfte in bunten Lichtflecken auf dem Marmorboden und umgab Miezis lichtblondes Haar mit einem Heiligenschein.

Sie schien ihm so ahnungslos, ihrer Schönheit so ganz unbewußt, und das rührte ihn unsäglich. Wenn er während der langen Morgenandacht das Mädchen ansah, begriff er gar nicht, wie er so lange achtlos an so viel Liebreiz hatte vorübergehen können. Ihm wurde seltsam warm und weich zu Mute.

Nach dem Gesang las der Graf die Lesung und den Lehrtext der Brüdergemeinde, dann die dabei angegebenen Bibelabschnitte. Darauf wurden abermals einige Verse gesungen und der Graf las eine ziemlich lange Passions-

betrachtung. Das von der ganzen Versammlung gesprochene Gebet des Herrn und ein letzter Choral schlossen die Andacht.

Nun stob alles auseinander. Die Familie nebst Gast und Gouvernante wanderte nach dem Frühstückszimmer.

Komteß Miezi schenkte Kaffee ein. Sie hatte eine große weiße Wirtschaftschürze vorgebunden und sah allerliebste aus.

Die drei Jüngsten bekamen Milch statt Kaffee. Sie saßen am unteren Ende des Tisches bei der Gouvernante, hatten blaue Augen, rote Backen und großen Appetit. Mitreden durften sie nicht, sondern beschränkten sich darauf, zu erröten und zu lichern.

„Aus solchen Mädchen werden einmal die gesunden Mütter, die unser Volk braucht,“ dachte Ludwig.

Graf Bedich führte stets das Wort und seine Damen antworteten eigentlich nur, wenn sie gefragt wurden. Hierin, meinte Ludwig, würde er es anders halten. Seine Frau sollte in des Wortes edelster Bedeutung die Genossin und Gefährtin seines Lebens sein. Sie sollte an allem teilnehmen, was ihn betraf, auch an seinen Interessen.

Nach dem Frühstück zog sich der Graf auf sein Zimmer zurück. Manchmal hatte er dann mit dem Inspektor oder mit Geschäftsleuten zu reden, meistens las er jedoch nur die Zeitungen: die „Schlesische“, die „Kreuzzeitung“ und, wenn sie fällig waren: „Johanniterblatt“, „Adelsblatt“ und „Ludwigs Gauzeitung“, deren fleißiger Mitarbeiter er war und in der ihn seine eigenen Aufsätze besonders erquickten.

Die Gräfin und die beiden Ältesten gingen ihren häuslichen Verrichtungen nach, die drei Jüngsten hatten Unterricht. Man hörte drei Stunden ununterbrochen das

Klavierüben der Töchter. „Fatal, aber unvermeidlich,“ sagte der Graf. Er hatte das „Marterinstrument“, auf dem die Mädels „drotschen“, in den Turm verbannt, der von seinem Erkerzimmer am entferntesten lag.

In den ersten Tagen seines Aufenthaltes in Rügenbreusch war Ludwig ins Dorf gegangen, um das Landvolk kennen zu lernen. Das Ergebnis befriedigte ihn nicht. Er fand kriechende Unterwürfigkeit, Stumpfsinn und Aberglauben. Sie und da traten ihm halbverstandene und unverdaute sozialdemokratische Ideen entgegen.

Er schüttelte den Kopf. Welcher Kontrast zu seinen freien, hartköpfigen und stolzen Niederachsen! Sie schienen gar nicht demselben Volke anzugehören, so waren sie voneinander verschieden! War es Wendentum, oder so weit vorgerücktes Polenblut? Als deutsch mochte er diese kleine, unschöne, knechtische Art nicht gelten lassen.

Allerhand peinigende Zweifel über das Alleinseligmachende des Landlebens stiegen in ihm auf, aber er drückte sie gewaltsam nieder. Er, der sich handelnd fühlen mußte, konnte Zweifel nicht brauchen, sondern Glauben. In solchen Augenblicken sehnte er Hüter herbei, gegen dessen Nörgeleien er sich warm reden und in der eigenen Meinung hätte bestärken können.

Aber schon nach wenigen Tagen regte er sich nicht mehr über die schlesische Landbevölkerung auf.

Er hatte entdeckt, daß Komteß Miezi Hühnerstall und Milchammer zu verwalten hatte, und schloß sich ihr auf den morgendlichen Gängen nach dem Wirtschaftshof an. Wie sie dann lächelnd errötete und errötend lächelte, das stahl ihm ganz das Herz! — Zuweilen zitterte aber auch ihre Stimme, und ihre Augen nahmen einen flehenden Ausdruck an. Das bewegte ihn.

Er ahnte nicht, was Miezi in ihm sah: Ihren Retter aus höchster Gefahr! Sie sollte ja Ostem ins Stift, weil

sich kein Mann für sie gefunden hatte! Und das erschien ihr die unerträglichste Schmach. Während sie tagsüber tapfer ihr liebliches Lächeln zur Schau trug, weinte sie in der Nacht, und jedes ihrer Gebete schloß mit den Worten: „Bitte, bitte, lieber Gott, mach, daß Doktor Ludwig mich heiratet!“

Aber der verschwiegene Kummer und die Angst gaben ihr etwas Inniges, Seelenvolles, was ihr bisher gefehlt hatte und was den Reiz ihrer kleinen Person sehr erhöhte. Sie sah mit atemlosem Entzücken, daß er sie auszeichnete und ihr in seiner energischen Manier huldigte. Aber bekommenen Herzens dachte sie: „Wird er, der Margarete von Sorben geliebt hat, sich an einem unbedeutenden Ding, wie ich bin, genügen lassen? Er ist so entsetzlich klug! Ach, ich bin ihm gewiß zu dumm.“

Indessen zog auch er Vergleiche zwischen Miezi Dietlingen und Margarete von Sorben. Miezi war offenbar dazu geschaffen, einen Mann zu beglücken, dies schweigsame, liebevolle junge Wesen! Jene dagegen? Wie hatte er nur je in der eigenwilligen, selbstbewußten, rücksichtslos denkenden Margarete das Ideal einer zukünftigen Gattin und Mutter sehen können! Es war Irrtum gewesen, von einem Weibe alles verlangen zu wollen. Margarete hätte alle seine geistigen Interessen mit ihm geteilt, aber den andern Pflichten hätte sie daneben unmöglich genügen können, und beide Teile wären vielleicht durch diese Unzulänglichkeit elend geworden. Es gab einmal keinen Himmel auf Erden, und die von ihm erträumte Ehe mußte wohl ein ewig unerreichbares Ideal bleiben. Wie die Frau sich bescheiden mußte, nur einen Teil der Interessenphäre ihres Mannes zu bilden, so mußte der Mann sich an dem genügen lassen, was die Frau ihm an Persönlichem zu bieten vermochte, indem sie ihren ernstern Pflichten als Hausfrau und Mutter oblag. Ludwig stellte das unter günstigen Bedingungen

sich entwickelnde Weib sehr hoch, aber er sagte sich, daß es doch ebenso fehlerhaft sei, eine Halbgöttin in ihm zu suchen, als ein Spielzeug, einen Besitz, ein oberstes Haustier. Margarete hatte das alles vielleicht früher erkannt, als er selbst. Jedenfalls hatte sie es empfunden. Wenn sie nur nicht — doch daran wollte er ja nicht mehr denken.

Jetzt verlangte die Gegenwart ihr Recht. Er war in dem Alter, in dem der gesunde Mann mächtig den Trieb fühlt, sich sein Nest zu bauen. Das warme, gerührte Gefühl, das in ihm aufwallte, sowie er nur an das holde Grafenkind dachte, war das nicht die gebietende Stimme der Natur? Wenn er noch mit seiner Werbung zögerte, so war es nur, weil er zuvor ihrer Einwilligung sicher werden wollte.

Diese Sicherheit wurde ihm eher zu teil, als er erwarten konnte.

Es war ein feuchtwarmer Apriltag, der weiche Westwind geschwängert mit Frühlingsgeruch, eine Luft, die selbst kräftige Menschen müde machte.

Ludwig kehrte gegen Sonnenuntergang von einem Besuch bei dem Pfarrer des Kirchdorfes Peternitz zurück.

Er vermied den Weg durch das schmutzige Dorf von Käzenbreuscha und gelangte, auf Steinen den Bach überschreitend, von der Rückseite in den Schloßpark, der hier in feuchte Wiesengründe auslief.

Smaragdenes Gras sproßte zu seinen Füßen und ringsum blaute es von Veilchen und leuchtete das freundliche Gelb der Schlüsselblümchen. Auch weiße Anemonen blühten dazwischen und die Weiden am Bach waren bedeckt mit silberschimmernden und rosigen Käzchen.

Eine angenehme Mattigkeit hatte sich seiner bemächtigt.

„In solchen Stimmungen macht man vermutlich die

Frühlingslieder, wenn man ein Dichter ist," dachte er, „aber man meidet die Gesellschaft.“

Eine Steinbank lockte ihn. Er setzte sich nieder und sah träumend in das knospende Grün.

Da näherten sich Mädchenstimmen. Die hellen Kleider der Komtessen schimmerten durchs Gesträuch. Die Mädchen pflückten Veilchen.

„O, hier habe ich eine prächtige Stelle, Miezi!" rief Ilse's Stimme. „Alles blau.“

„Ich finde hier genug," klang es ganz aus der Nähe zurück. Ludwig war im Begriff, aufzuspringen, um sich den Mädchen zuzugesellen. Da hörte er etwas, was ihn festbannte.

„Ich bin zu neugierig, ob er ernsthaft um dich anhalten wird," sagte Ilse's Stimme ganz deutlich. „Würdest du ihn nehmen?"

„Natürlich würde ich ihn nehmen! Warum denn nicht? Ich glaube nur nicht, daß er überhaupt Lust hat. Er denkt immer noch an die Cousine Margarete.“

„Ach wo! An dich denkt er. Das sieht doch ein Blinder. Schade nur, daß er bürgerlich ist.“

„Das ist mir ganz egal," versicherte Miezi.

„Nein, ich würde keinen Bürgerlichen nehmen, und wenn er noch so nett wäre.“

„Du bist dumm. Was hast du denn von deinem Grafentitel, wenn du dabei hungern und darben mußt, wie die Annie Speer!" (Es war die eine der verheirateten Schwestern.)

„Nein, dann lieber gar nicht," beharrte Ilse. „Die Mazel Rübschütz hat auch nur darum dem Hauptmann Siebenstein einen Korb gegeben, und man sagt, sie lieben sich seit Jahren. Aber sie nimmt ihn nicht, weil er nicht von Adel ist.“

„Ist sie dumm!" rief Miezi mit inniger Ueberzeugung.

„Dann sind viele von uns dumm," meinte Ilse etwas ärgerlich, „ich auch.“

„Und du könntest so stolz sein, wenn ein Mann wie Doktor Ludwig sich was aus dir machte? Man merkt dir aber an, daß du nie vom Lande weggekommen bist. Ich finde ihn ganz reizend! Und Papa auch, weißt du, und der muß es doch wissen.“

Möglichlich stand Ludwig vor ihnen. Seine klaren Augen leuchteten vor Vergnügen.

Es war aber auch ein zu lieber Anblick, die verwirrten, errötenden, wie ertappte Sünderinnen dastehenden Mädchen mit ihren Veilchen.

„Wir . . . haben Sie gar nicht kommen sehen!" stammelte Miezi und Ilse sagte: „Sie haben . . . doch nicht gehört . . .“

„Was Sie eben berieten?" half er übermütig ein, „nur eben ein ganz klein wenig, aber gerade genug, um mich unhändig darüber zu freuen.“

Er trat dicht an Miezi heran und ergriff ihre Hand, deren Fingerchen krampfhaft die armen Veilchen umklammerten.

„Nur eine ganz kleine, große Frage!" flüsterte er ihr zu, „darf ich den Papa um seine Miezi bitten?"

O, der große entscheidende Augenblick ihres Lebens! Jubelndes Glück und Verschämtheit stritten in ihren Zügen. Sie hätte zugleich weinen und lachen mögen. Ihr Atem ging schnell, ihr Blick hob und senkte sich wechselnd, ihr Händchen zuckte in der seinen.

„Darf ich, liebe, kleine Miezi?" wiederholte er sehr innig. Sie hauchte: „Ach bitte ja! sehr gerne.“ Dann riß sie sich los und lief scheu davon; Ilse hinterher.

Ihre Veilchen hatte er in der Hand behalten.

Nun war Miezi Braut, und in Käthenbreuschka herrschte große Freude. Graf Wedich hätte sich keinen lieberem Schwiegersohn wünschen können, als den energischen, in den Kreisen des konservativen Adels hochangesehenen Doktor Hans Ludwig. Er hatte diese Verbindung übrigens seit geraumer Zeit kommen sehen und das Seine gethan, die beiden jungen Leute in Stimmung zu bringen.

Indessen gestaltete sich die Verlobungszeit für Ludwig ziemlich unerquicklich, denn man bewachte das Brautpaar auf Schritt und Tritt, als gälte es, Miezi ängstlich vor den Uebergriffen eines Roués zu hüten.

Er sehnte sich mächtig nach einer ungestörten Aussprache mit seiner Braut, aber nie ließ man ihn mit ihr allein. Seine Hoffnung, Miezi möchte zu diesem Endzweck harmlose kleine Listen anwenden, was ihr — er wußte es — ein Leichtes gewesen wäre, erfüllte sich nicht. Sie wollte seine hierauf bezüglichen Winke nicht verstehen und wich ernstern Gesprächen aus. Dabei hatte sie eine schelmische, neckende Art, gegen die er gar nichts machen konnte. Es war unmöglich, schulmeisterlich ernst zu bleiben, wenn sie die Händchen bittend aufhob und mit drollig bekümmertem Miene sagte: „Bitte, bitte, sei nicht langweilig, mein goldiger Hans!“

Er lachte dann und scherzte, aber es klang nicht immer ganz echt.

Indessen tröstete er sich damit, daß die ängstliche Scheu, mit der sie es vermied, den ernstern Teil ihrer Lebensaufgabe besprochen zu hören, eben nur die Rehrseite war von dem, was ihm so anziehend war: ihrer kindlichen Schüchternheit und jungfräulichen Schamhaftigkeit.

Er begriff nicht, wie die Menschen die Verlobungszeit so besonders schön finden konnten. Ihm schien es schon mehr eine Folter, dies beständige Zusammensein mit seiner

Braut unter dem Kreuzfeuer fader Neckereien, unfähig von dem zu sprechen, was die Seele bewegte.

Aber auch Miezi war ein wenig enttäuscht. Sie hatte sich das Verlobtsein flotter und amüsanter vorgestellt. Hans nahm alles so verzweifelt ernst! Er war schwerfällig und ungelent und oft schulmeisterlich lehrhaft, was ihr ganz und gar nicht gefiel. Trotzdem hatte sie ihn natürlich schrecklich lieb!

„Wenn wir erst verheiratet sind,“ dachte sie, „muß er ganz anders werden. Besonders muß er Haar und Schnurrbart anders tragen. Ich will ihm schon beibringen, was Chic ist, damit er nicht in Gesellschaft ausfieht, wie ein Kandidat, der zum Examen geht. Er muß sich ein bißchen nachlässige, leichte Manieren anschaffen. Wenn er mit seiner komischen Gewichtigkeit in einen Salon tritt, so lachen ihn die andern heimlich aus, und das will ich nicht.“

Während Ludwig noch in Käthenbreuschka weilte, wurde die Nachbarschaft in Aufregung versetzt durch die Ankunft von Graf und Gräfin Otrida in Bjelsdorff.

Die Neuermählten waren unmittelbar vom Hochzeitsfest aus auf das Gut gereist, denn nach einer Hochzeitsreise gelüstete es ihn so wenig wie sie. Beide hatten genug von der Welt gesehen, und es lockte Lucia weit mehr, die deutsche Schloßherrin zu spielen. Bereits hatte sie Pläne entworfen für ein Gestüt, das sie in Bjelsdorff anlegen wollte, und für eine Züchterei echter englischer und schottischer Jagdhunde. Gräfin Lucia Otrida hatte Nerven wie Stahl und war nicht zu ermüden. Sie hatte immer etwas vor und irritierte dadurch ihren Mann, der ganz im Gegenteile nervös und zur Träumerei geneigt war.

Er hatte einst von Lucia Ahrott gesagt: „Sie ist von meinem Schlag und wird zu mir passen.“ — Jetzt begriff er das bereits nicht mehr.

Seit den acht Tagen, die sie verheiratet waren, hatte er seine Frau unausgesetzt mit peinlicher Aufmerksamkeit beobachtet und dabei die betäubende Entdeckung gemacht, daß ihr eigentlich alles fehlte, was ihn beim täglichen, intimen Verkehr hätte fesseln können. Ihr Charakter schien ihm gerade so grob, wie ihre Gesichtszüge und ihre Knochen. Sie hatte weder Phantasie noch Geist, weder Kunst- noch Naturforn. Alle ihre Neigungen waren hausbacken nüchtern und praktisch, „matter of fact“, alles saß bei ihr gleichsam obenauf; sie besaß keine Tiefe, nichts von dem Geheimnisvollen, Verschleierten, das deutsche Frauen so poetisch und so anziehend macht; ihr fehlte, so fand er, das geistige Aroma, die Seele!

Es war unleugbar, daß sie auch die den Mängeln entsprechenden Vorzüge besaß: gesunden Menschenverstand, stählerne Willenskraft, Unternehmungsgeist, Talent zum Wirtschaften im Großen, eine prächtige Gesundheit und so weiter. Aber selbst diese Vorzüge erinnerten ihn jetzt nur an die Mängel, deren Rehrseite sie bildeten.

Nur einmal in seinem Leben hatte er längere Zeit hindurch in täglichem, nahem Verkehr mit einer Frau gestanden, das war seine Mutter gewesen. Und auch sie hatte er mit krankhafter Aufmerksamkeit beobachten müssen, alle ihre kleinen Mängel und Schwächen waren ihm in die Nerven gefallen, und er hatte mit ängstlicher Pein oft einen Widerwillen gegen sie niederzukämpfen gehabt.

Jetzt erinnerte er sich jener unglücklichsten Episode seines Lebens und fragte sich mit heimlichem Grauen: „Sollte es an mir selbst liegen? Bin ich vielleicht nicht dazu gemacht, in enger Gemeinschaft mit andern zu leben?“

Während Lucia ihm sonst interessant und mehr oder minder sympathisch gewesen war, empfand er, seit sie ihm angetraut worden, tödliche Langeweile in ihrer Gesellschaft. Dabei konnte er es nicht lassen, in einer selbstquälerischen

Weise über das zu reflektieren, was ihm störend war, und er studierte ihre Eigentümlichkeiten mit einer grausamen Spitzfindigkeit. Indem sich so das liebevolle, künstlerische Interesse, mit dem er sich sonst in die Meisterwerke der Schöpfung zu vertiefen pflegte, in absprechende Kritik verwandelte, war der Zauber seines dominierenden Einflusses gebrochen. Er fühlte deutlich, daß er alle Gewalt über sie verlor.

Zuweilen entschuldigte er seine traurige Antipathie damit, daß er ja nur eine Nummer in dem Rechenexempel der jungen Dame gewesen sei, daß sie ihn, deutsch gesagt, für einen anständigen Preis einfach gekauft habe. Und er hatte sich kaufen lassen! Es war ein glattes, reinliches Geschäft gewesen, wie sie das liebte. Und nun sollte er ein ganzes langes Leben mit ihr zusammengeschmiedet sein!

Schon nach der ersten Woche ging seine Abneigung so weit, daß ihr Schritt, der Ton ihrer Stimme, ihr gebrochenes Deutsch ihn nervös machten.

„Es thut meinen Ohren weh, fortwährend dies verstümmelte Deutsch zu hören,“ sagte er zu ihr. „Ich wollte, du hättest die Freundlichkeit, in meiner Gegenwart englisch zu sprechen.“

Lucia, die in Berlin mit Schmeicheleien über ihre Beherrschung der deutschen Sprache überschüttet worden war, sah ihn erstaunt an.

„Alle Welt sagt mir das Gegenteil.“

„Weil alle Welt einer reichen jungen Dame nicht die Wahrheit sagt, sondern das, was sie am liebsten hört.“

„Dann solltest du es doch vor allen thun,“ entgegnete sie, den Kopf hehend; „oder ist es bei deutschen Männern Sitte, nur vor der Hochzeit höflich zu sein?“

„Ich wüßte nicht, daß ich je zu der Schar deiner

Schmeichler gehört hätte, noch daß ich jetzt die schuldige Höflichkeit außer acht ließe," sagte er stürmisch.

Sie errötete und warf trotzig den Mund auf. „Ich werde jetzt erst recht immer deutsch sprechen," sagte sie; „es ist der einzige Weg, Fortschritte zu machen.“

„Das kannst du dir vornehmen, nachdem ich dir eben gesagt habe, daß es mich peinigt, Lucia?“

„Gewiß," antwortete sie gemütsruhig, „mit den Fortschritten, die ich in der Aussprache mache, wird ja deine Pein abnehmen. Siehst du das nicht ein?“

Er öffnete die Lippen zum Sprechen, besann sich aber und schwieg. Sie hätte ihn ja doch nicht richtig verstanden.

Das Bjelsdorffer Schloß mit seinem ausgedehnten, verwilderten Park war der Hauptschmuck der Umgegend und stammte aus weit älterer Zeit, als der Herrenstiz von Käzenbreusch. Sein bis zu den Zinnen mit rundblättrigem Ephen umspinnener Burgfried war halb verwittert.

Heinrich Dtrida liebte das romantische alte Nest leidenschaftlich. Er hatte nie im Park einen Baum fällen oder im Haus einen Stuhl umrücken lassen. Unzweckmäßig und veraltet, wie es auch sein mochte, war ihm jedes Stückchen Einrichtung durch die Ueberlieferung geheiligt. Gern entbehrte er in den altertümlichen Kammern seiner Burg den Komfort und die Eleganz, die ihm an andern Orten Lebensbedürfnis schien.

Wenn er abends von der Eisenbahnstation geritten kam und Käzenbreusch erst hinter sich hatte, dann schwelgte seine schönheitsstrunkene Seele in dem Anblick seines alten Schlosses, dessen stolze Silhouette sich schwarz vom Abendhimmel abzeichnete. Zuweilen stieg der Mond darüber auf und ein einzelner Stern. Dann erhellte sich eins der unregelmäßigen Fensterchen rötlich schimmernd und die Lichter spiegelten sich

im Flüsschen, das, über Kieseln rauschend und murmelnd, den Berghang bespülte. Das war für ihn vollendetste Poesie wie er sie nur, wenn er allein war, in Tönen auszudrücken vermochte.

Lucia hatte kaum das Schloß betreten, als sie schon mit einer ganzen Wagenladung von Neuerungen zum Vorschein kam.

„Ich werde in der Halle und in der Galerie oben Anthracitöfen setzen lassen. Die Küche muß gestrichen werden. Da muß ein amerikanischer Sparherd hin. Die Zimmer haben zu wenig Licht. Wir müssen Oberlicht anbringen lassen und eine bessere Ventilation.“ So ging es weiter.

Er begnügte sich mit einem kurzen: „Davon reden wir später.“ Fürs erste sollte der Aufenthalt in Bjelsdorff nur nach Wochen bemessen sein. Dtrida erwartete einen Ruf als Botschaftsattaché nach London. Man hatte ihn in Anbetracht seiner Heirat zu diesem, bedeutende Privatmittel erheischenden Posten ersehen, auf dem ihm das Vermögen und das Englisch seiner jungen Gemahlin gleicherweise zu statten kommen mußte.

Aber Lucia wollte von dem „später“ nichts wissen.

„Es muß gemacht werden, solange ich es beaufsichtigen kann, Harry (der Name Heinrich war ihr unbequem), damit wir es in Ordnung finden, wenn wir auf Urlaub kommen.“

Sie standen auf einem hohen Altar; Lucia trug ein Morgenkleid nach neuestem englischen Schnitt, ihr braunes Haar war glatt hinter die Ohren gekämmt. Sie ließ es, seit sie sich verlobt hatte, wachsen, weil sie das Titusköpfchen für eine verheiratete Frau nicht passend fand. Jetzt hing es in kurzen Strahlen bis in den Nacken und gab dem energischen Gesicht etwas Schulmädchenhaftes. Die aufmerksamen Augen blickten überlegend. Sie sah frischgewaschen

aus, von der Morgenluft leicht gerötet, und ein feiner Pearsoapgeruch entströmte ihrer Haut.

Er lehnte gegen die alte Steinbalustrade und sah die in der Thüröffnung stehende Frau sinnend an. Der morgenduftige Fernblick über Fluß und Wiesen, der ihn immer aufs neue entzückte, schien für sie gar nicht da zu sein. Er dachte sich eine andre an diese Stelle: Margarete!

„Noch nicht acht Tage sind wir verheiratet,“ sagte er; „ich glaube, eine Deutsche würde jetzt noch nicht an Defen, Küchenanstrich und Ventilation denken.“

„An was würde sie denn denken?“

„An mich.“

„Thue ich das nicht? Ich verstehe überhaupt gar nicht, wie du es bis jetzt hier ausgehalten hast ohne Badezimmer und Doucheapparat. Reinlichkeit ist doch das erste und wichtigste.“

Er lächelte. „Als ich einst mit meinem würdigen Mentor in Asien reiste, hatten wir viele Tage kein andres Mittel, der Reinlichkeit zu fröhnen, als indem wir uns mit Sand abrieben.“

„O pfui!“ rief sie. „Man sagt: cleanliness is next to godliness. Für mich kommt sie noch vorher. Aber sage mir, wo ist hier eigentlich die Kirche?“

„Hier in Bjelsdorff haben wir nur die kleine Begräbniskapelle im Park.“

„Wer hält den Sonntagsgottesdienst?“

„Niemand. Hier finden nur bei Begräbnissen Gottesdienste statt. Sonntags fahren wir, ebenso wie die Nachbarn, die Dietlingens von Käzenbreuschä und die Kubschütze von Wolfau, nach dem nächsten Pfarrdorf Peternitz. Zwölf Ortschaften sind dort eingepfarrt.“

Sie war empört. „Zwölf Dörfer und nur eine Kirche! Und solche heidnischen Zustände leidet ihr in einem civilisierten, christlichen Land!“

Er kannte es nicht anders und niemals war ihm der Gedanke gekommen, daß es anders sein sollte. Das sonntagmorgendliche Wallen der Dorfbewohner über Feld und die Fahrten nach Peternitz zur Kirche, wo man die Gutsnachbarn traf, waren ihm liebe, poesteeummobene Kindheits Erinnerungen. Aber er schmiegt.

„Ich werde in Bjelsdorff eine Kirche bauen und einen Pfarrer anstellen,“ fuhr sie eifrig fort. „Bitte, suche mit einem Architekten, mit dem ich den Bauplan ausarbeiten und den Kostenanschlag machen kann.“

Jetzt wurde es ihm zu viel. Er trat auf sie zu, legte die Hände auf ihre Schultern und sah sie etwas von oben herab an.

„Liebes Kind, besinne dich einmal: Bin ich Herr auf Bjelsdorff oder du?“

Sie machte sich von seinem Griff los und maß ihn mit zürnenden Blicken.

„Du bist der Herr, Harry, aber ich die Herrin!“

„Ja, die Herrin meiner Untergebenen, aber nicht meine Herrin, sondern meine gehorsame Frau.“

Damit ließ er sie stehen und ging an ihr vorbei ins Haus. Erst beim „Lunch“ sahen sie sich wieder, und da thaten beide, als sei nichts vorgefallen.

Als sie am nächsten Sonntag nach Peternitz zur Kirche fuhren, trafen sie nach beendigtem Gottesdienst mit einigen Dietlingens, darunter Miezi und Ludwig, zusammen.

Man beglückwünschte einander, unterhielt sich ein Weilchen, und Dtridas versprachen, baldigt in Käzenbreuschä Besuch zu machen.

Miezi sah dem Grafen Dtrida nach, wie er seiner jungen Frau beim Einsteigen in den Wagen half, vornehmste Mitterlichkeit in jeder Bewegung. Mit einem ganz verstohlenen kleinen Seufzer wandte sie sich zu ihrem Verlobten.

„Immer, wenn man ihn sieht, begreift man, daß ihm alle Frauen nachlaufen,“ sagte sie, „und daß sich selbst die anspruchsvolle Margarete in ihn verlieben konnte.“

Ludwig starrte sie beinahe entsetzt an. „Der?“ entfuhr es ihm.

Sie machte runde, verwunderte Augen.

„Das wußtest du nicht? Aber er machte ihr ja so den Hof, daß alle Welt darüber sprach. Noch bei ihrer Abreise schickte er ihr ein riesiges Rosenbouquet auf den Bahnhof. Aber heiraten wollte er sie natürlich nicht, weil sie zu wenig Geld hat.“

„Wie kann ein so kluges Mädchen so blind sein!“ rief er aus. „Du wirst dich irren. Woher willst du denn wissen, daß sie ihn geliebt hat?“

„Ich weiß es.“

„Du glaubst es.“

„Nein, ich glaube es nicht, ich weiß es. Mag sagt es auch, und sie selbst hat gar kein Fehl daraus gemacht.“

Es entstand eine Pause. „Um diesen Komödianten!“ dachte er erbittert.

Miezi hing sich an seinen Arm.

„Du, Hans!“

„Miezi?“

„Ich bin ein bißchen eifersüchtig!“

„Wie kommst du denn dazu, mein Herzensmädchen?“

„Weil . . . Du bist immer ganz anders, wenn ich von Margarete Sorben spreche. Eigentlich hast du sie doch immer noch lieber, als mich. Und wenn sie heute käme und zu dir sagte: jetzt will ich dich, so würdest du mich im Stich lassen.“

„Niemals!“ sagte er heftig. Dann blickte er gerührt in ihr halb ängstliches, halb vertrauendes Gesichtchen. „Miezi, sage nicht wieder etwas so Häßliches. Kind! Kind! Du ahnst ja gar nicht, was du mir bist, und daß, solange du

mir treu bist, nie mehr eine andre für mich in Betracht kommen kann.“

„Aber du hast sie doch geliebt!“ sagte sie mit schüch-
terner Beharrlichkeit.

Seine Stirn zeigte eine tiefe senkrechte Falte. „Ich weiß es nicht,“ sagte er, „aber wenn das, was ich für sie gefühlt habe, wirklich Liebe war, so ist's jetzt damit, wie mit einem ausgerissenen Zahn: die umliegenden Nerven zucken noch ein wenig nach, wenn die Stelle berührt wird, aber der Gegenstand des eigentlichen Schmerzes ist verschwunden.“

„Hast du dir schon öfters Zähne ausziehen lassen?“ fragte sie lebhaft.

Er sah sie verdutzt an, weil er ihren Worten einen tieferen Sinn unterlegte. Aber ihr unschuldig neugieriger, nach seinem Mund gerichteter Blick stimmte ihn zur Heiterkeit.

„D ja, öfters,“ antwortete er.

„Ich nie! Nicht einmal eine Blombe habe ich. Sieh 'mal!“ Sie öffnete den Mund, so weit sie konnte, und zeigte triumphierend zwei Reihen kleiner, weißer Zähnen.

Als Ludwig sich am Abend dieses Sonntags zum Schlafen niederlegte, dachte er plötzlich: „Heute schien ja endlich einmal ein wirkliches Gespräch mit ihr in Gang zu kommen! Wie wurde es abgebrochen?“

Aber er konnte sich nicht mehr darauf besinnen.

Der Sommer zog ins Land, und im westlichen Berlin sah man mit jedem Tage weniger Menschen und mehr geschlossene Fensterläden. Der Asphalt dampfte, die roten Sprengwagen zogen durch die Straßen, die Gartenkonzerte waren an der Tagesordnung, ebenso die ambulanten Sodawasserbuden. Graf und Gräfin Otrida waren Anfang Juni

nach England übergestedt, die Baronin Sorben hielt sich mit Agathe und ihren beiden Kindern in den Schweizer Bergen auf, wie es der Arzt zur Nachkur für Margarete anbefohlen hatte; Walter Gerald beschäftigte seine der Ernte entgegenreisenden Necker und trug seine verwitwete Schwester, die ihm jetzt mit Geschick den Haushalt führte, auf Händen; Güter hielt sich, niemand mußte recht wo und warum, in Böhmen auf. Nur Ludwig saß vom Morgen bis zum späten Nachmittag in seinem sonnenheißen Bureau am Belle-Allianceplatz und arbeitete rastlos. Denn jetzt galt es ja, eine Häuslichkeit zu gründen und der geliebten kleinen Frau ein behagliches Dasein zu schaffen.

Aber im August reiste er nach Käzenbrenschka zu seiner Hochzeit, um gleich darauf mit Miezi die Hochzeitsreise anzutreten, und zwar nicht nach Italien, sondern, wie es eben in die Mode kam, nach Norwegen.

Lange durfte er freilich nicht fortbleiben, weil er sich auf seinem Bureau vertreten lassen mußte. Und so sorgsam er auch in der Wahl des Vertreters war, so brachte sein Fernsein doch jedesmal Stillstand, wenn nicht gar einen Rückgang in den Angelegenheiten des Gauenbundes mit sich, denn Ludwigs rastlos angespannte Thatkraft war es, was die Massen in Fluß erhielt. Fehlte nun gar zu gleicher Zeit der geschäftsfluge Güter, so drohte die ganze Bewegung in Stillstand zu geraten. Ludwig hatte das ungestörte Beisammensein mit Miezi leidenschaftlich herbeigesehnt; nun sollte es ihn wieder um einige Illusionen ärmer machen.

Seine Versuche, die junge Frau an dem, was ihm selbst die Seele bewegte, teilnehmen zu lassen und ihr eine ernstere Lebensauffassung beizubringen, scheiterten auf der Reise ebenso, wie sie in Käzenbrenschka gescheitert waren. Wenn er mit seinem „langweiligen Predigen“ kam, schmolte sie; wenn er beharrlich blieb, fing sie zu weinen an und

sagte: „Hättest du dir doch lieber eine klügere Frau ausgesucht!“

Auf andern Gebieten entwickelte sie eine Fülle von Liebenswürdigkeit, weiblicher Anmut und hausfraulichen Talenten. Sie doktrerte an seinen Kleidungsstücken herum, packte für ihn ein und aus und begleitete alle diese kleinen Dienstleistungen mit den anmutigsten Neckereien. Am liebsten liebte sie ihn, wenn sie allein waren, und ließ sich von ihm lieblosen. Dabei war sie so hingebend weich, so schalkhaft und so bestrickend, daß er alles, was ihn sonst störte, über dem Entzücken des Augenblicks vergaß.

Am wenigsten befriedigte sie ihn auf den gemeinsamen Streifereien durch Stadt und Land. Sie pflegte das erhabenste Schauspiel mit den oberflächlichsten Bemerkungen zu begleiten; feinen Erklärungen brachte sie unüberwindliche Verständnislosigkeit entgegen und gewöhnlich rief sie: „Nein, wie dumm!“ bei dem, was ihn am lebhaftesten interessierte. Das brachte ihn aus der Stimmung. Er sagte ihr gütig, aber eindringlich, sie müsse versuchen, sich ein klein wenig in seiner Interessenwelt heimisch zu machen, sonst könne sie ihm nie und nimmer die Gefährtin werden, die das Weib dem Manne nach Gottes Bestimmung sein sollte. Aber sie begriff nicht, was er eigentlich von ihr verlangte. „Was thu' ich denn den ganzen Tag anders, als mich in deiner Welt einzuleben?“ hielt sie ihm vorwurfsvoll entgegen. „Ich weiß, was du gern isst und was du nicht vertragen kannst, besser als du selbst, und ich kenne jeden Hemdenknopf von dir und jeden Strumpf, was sehr gut ist, denn sonst würdest du dich von jeder Wäscherin bestehlen lassen. Aber daß ich deine fürchterlich gelehrten Reden amüßant finden soll, das kannst du doch wirklich nicht verlangen!“

Es half gar nichts, daß er ihr wieder und wieder klar zu machen suchte, was er in Wahrheit meinte. Ihr Denken

ging in Kleinigkeiten ohne Rest auf und für das Große, das Allgemeine fehlte ihr jeder Sinn. Seine Erleuchtungsversuche bekräftigten sie nur in dem Glauben, daß er, wie alle gelehrten Männer, einen „Bogel“ im Kopfe habe. Er sah ein, daß er Gefahr lief, ihr Vertrauen aufs Spiel zu setzen, wenn er sich nicht zufrieden gab. So beschied er sich etwas schweren Herzens, sich an das zu halten, was sie ihm bot, und nichts darüber zu verlangen.

Er fing an, sein „Frauchen“ zu Hause zu lassen, wenn er etwas Ernsthaftes vornehmen, beobachten oder studieren wollte, und dem „Frauchen“ war es recht. Auf wie viel sie damit ein für allemal verzichtete, ahnte sie gar nicht.

Noch ein anderer strittiger Punkt war vorhanden.

Man aß in den Hotels an der großen Gasttafel, und Miezi erregte überall Bewunderung durch ihre auffallend liebliche Erscheinung ebensowohl wie durch ihr anmutiges Lachen und Blaudern.

Die in ihrer Nähe sitzenden Herren huldigten ihr mit Blicken und beieferten sich, ihr angenehme Dinge zu sagen und kleine Dienste zu erweisen, was Miezi aufs freundlichste entgegennahm. Dabei war ihr Benehmen nicht ganz frei von Gefallsucht.

Das konnte aber Ludwig nicht vertragen. Es war das erste Mal, daß er ihr in schroffer Weise entgegentrat.

„Du bist jetzt meine Frau,“ sagte er, „und hast als solche nichts mit andern Männern zu schaffen. Es ist erniedrigend für dich und mich und ich will es nicht haben. Ein Mädchen kann es darin halten, wie sie will, sie kann mit einem schön thun, oder mit einem Duzend, es ist ihre Sache. Aber eine Frau soll ihrem Mann gefallen wollen und sonst keinem.“

Er sah so ergrimmt aus, daß sie sich vor ihm fürchtete und die Augen niederschlug. Weil sie aber seine Strenge

als unmotivierte Härte empfand, tropften Thränen zwischen den langen Wimpern auf ihre Hände.

Das besiegte ihn. Er kniete vor ihr nieder und küßte die Thränen fort.

„Miezi! Begreiffst du denn nicht, wie ich dich liebe?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Wie kannst du sagen, du liebest mich, wenn du mir verbietest, fröhlich zu sein! Soll ich denn bei Tisch sitzen und ein Gesicht machen, als ob wir uns gerauft hätten?“

„Sei so fröhlich, wie du willst, Herzenskind, nur ermuntere nicht die faden Schmeicheleien des nächsten besten Laffen.“

Sie sah schelmisch auf, noch durch Thränen lachend, und griff mit den fünf Fingern in sein dichtes Blondhaar.

„O weh! Setzt glaub' ich gar, du bist eifersüchtig, mein alter Hans!“

Mit dieser Entdeckung stieg er doch endlich etwas von seinem unbehaglich überlegenen Standpunkt herunter!

Er schüttelte jedoch mit ernster Miene den Kopf.

„Nicht so, wie du es meinst, Miezi. Du bist mir sehr heilig, und ich verlange, daß du selbst dich als mein Allerheiligstes respektierst und daß andre es thun. Ich bitte dich, nimm dich in acht! Es gibt Lagen, in welchen ich schonungslos und brutal sein würde! Bitte, denke daran.“

Von neuem schüchtern sein entschlossener Gesichtsausdruck sie ein.

„Ich habe aber doch wirklich nichts Schlimmes gethan,“ sagte sie kläglich. Es suchte schon wieder um das rote Mündchen und schimmerte feucht in den Augen. Ihm selbst schien es, als sei er etwas zu schroff gewesen.

„Verzeihe mir!“ sagte er sanft. „Wenn ich dir weh gethan habe, so ist's, weil du mir so teuer bist. Die bloße

Vorstellung, es könnte sich irgend jemand erdreisten, in unehrerbietiger Weise an mein Weib zu denken, macht mich ganz wild!"

"Aber du bist mir doch nicht mehr böse?"

Er schüttelte den Kopf.

Sie bot ihm den Mund zum Kuß, und der Friede war geschlossen.

Ein Freund hatte für das junge Paar eine dem Einkommen Ludwigs angemessene, drei Treppen hoch gelegene Wohnung in der Nähe des Haleschen Thores gesucht. Dort zogen sie am ersten Oktober ein und Miezi verdiente sich ihre ersten Hausfrauenlorbeeren. Sie wußte sich gut zu helfen, richtete alles zierlich und praktisch ein und freute sich an ihrem kleinen Hausstand, wie man sich an einem ersten eigenen mit allerhand Verantwortung verknüpften Besitz freut. Wenn Ludwig von einem anstrengenden Arbeitstag zurückkehrte, fand er ein behagliches Heim, ein vortreffliches Essen und ein hübsches, eifriges, zärtliches Frauchen.

Nach dem Essen kochte sie ihm auf einer Wiener Maschine selbst den Kaffee und zündete ihm die Cigarre an. Dann setzte sie sich neben ihn auf den in seinem „Rauchzimmer“ stehenden Eckdivan und schmiegte sich an ihn, wie ein glattes, weiches Käzchen.

"Es muß dir bei uns so ungewohnt klein vorkommen!" sagte er einmal. „Hast du nicht ein wenig Heimweh nach dem schönen Käzenbrensch?"

Sie schüttelte eifrig den Kopf.

"Niemals. Ich finde es in meinem eigenen Nest bei meinem eigenen süßen, alten Hans tausendmal schöner."

In solchen Momenten fühlte er sich vollkommen glücklich.

"Du, weißt du was?" empfing ihn Miezi eines Tages, „Sorbens sind wieder hier."

"So," entgegnete er gleichmütig.

"Wir müssen zu ihnen. Sie sind unsre nächsten Verwandten, Hans!"

"Es thut mir leid, aber du mußt allein gehen."

"Aber Hans! — Was sollen sie denn denken!"

"Sie werden sich gar nicht wundern."

Miezi wandte ihm schmollend den Rücken.

"Nein, weißt du, das finde ich nun ganz einfach albern!" erklärte sie.

Er zuckte nur mit den Achseln. Ueber diesen Punkt war nicht mit ihm zu reden.

Ludwig arbeitete jetzt mit Anspannung seiner ganzen Kraft an der Verwirklichung seiner gauenbündlerischen Reformideen. Er schrieb selbst die Leitartikel für seine zweimal wöchentlich erscheinende Zeitung, eiferte in Wort und Schrift gegen die Freizügigkeit, hatte daneben eine lawinenartig anwachsende Korrespondenz zu erledigen und Scharen von Besuchern abzufertigen und bewarb sich um ein Reichstagsmandat. Aber seine Spannkraft wuchs mit den Anforderungen, die der Tag an ihn stellte.

"Nur in dem, was der Mensch leistet, lernt er sich erkennen," sagte er wieder und wieder.

Im übrigen entwickelte er unbeschadet seines germanischen Idealismus ein nicht unbedeutendes Talent für das Praktische und erlaubte sich, da er für zehn arbeitete, der Bundesverwaltung ein dem entsprechendes Gehalt abzufordern. Die Sorge für das Wohl der eigenen Familie sah er als die Grundlage und unerläßliche Vorbedingung an, um für das Allgemeinwohl sorgen zu können. An hungernde Volksbeglucker hatte er keinen Glauben. Ihnen gegenüber schwebte ihm das „Arzt, hilf dir selber!“ auf der Zunge.

Eines Tages, als er gerade, dem Stenographen diktierend, in seinem Bureau auf und nieder ging, trat Güter bei ihm ein.

Er sah pfißiger aus, als je, und that ziemlich geheimnisvoll. Seine Forschungsreise im Böhmischen habe ihm wertvolles Material eingetragen, sagte er, doch wolle er noch nicht damit an die Deffentlichkeit treten, bevor nicht der ganze Stoff gesichtet sei. Er verspreche sich eine kolossale Ueberraschung.

Ludwig hatte jenes mit Güter im Eisenbahnwagen geführte Gespräch ganz vergessen gehabt. Jetzt fiel es ihm ein, aber die ganze Angelegenheit lag ihm doch zu fern, um sich ernsthaft damit zu befassen. Er hatte über hundert ihm wichtigere Dinge mit dem geschäftskundigen, kaltblütigen Kollegen zu reden. Leider kamen fortwährend Störungen, so daß Ludwig schließlich die Geduld verlor.

„Es scheint wirklich, als sollten wir zu keinem vernünftigen Wort kommen!“ rief er ärgerlich.

„Wissen Sie was? Treffen wir uns heute abend nach neune bei Siechen!“ schlug Güter vor.

„Nein,“ sagte Ludwig kurz, „ich bin jetzt ein verheirateter Mann und habe das Kneipenleben aufgegeben. Die Abende gehören dem Hause und der Frau.“

Güter lächelte wie ein Faun. „Flitterwochen!“

Die Zornesader hob sich blau auf Ludwigs Stirn. „Nicht Flitterwochen, sondern Grundsatz,“ sagte er, „im übrigen geht Sie das ja weiter nichts an.“

Güter lachte mit etwas erkünstelter Ungezwungenheit. „Na, ich werde mir jedenfalls die Ehre geben, der Frau Gemahlin demnächst meine Aufwartung zu machen. Also auf morgen.“

Damit empfahl er sich.

Abends sagte Ludwig zu seiner Frau: „Wenn mein Kollege Güter dieser Tage seine Karte abgeben sollte, nimm ihn nicht an. Er ist im Geschäftsverkehr zwar meine rechte Hand, aber in mein Haus kommt er nicht.“

Miezi war empört. „Wie kannst du so ungasflich

sein! So etwas würde doch bei uns in Schlessien niemals vorkommen. Du weißt, wie Papa ist; aber selbst der Pferdejude Maier aus Peternitz hat immer mit uns zu Mittag gegessen, wenn er um diese Zeit nach Kähenbreuscha kam.“

„Es ist auch nicht der Jude, dem ich mein Haus verschließe,“ sagte Ludwig, „sondern der Mensch. Aber das kannst du nicht verstehen, liebes Kind.“

Frau Doktor Ludwig brauchte indessen den Rechtsanwalt Güter nicht abzuweisen. Er hatte Ludwigs Miene verstanden und es sich hinter die Ohren geschrieben.

Sorbens hatten endlich ihre Villa in der Kurfürstenstraße wieder bezogen. Nun genossen sie, neben der Freude, die altgewohnten Räume und Gegenstände um sich zu sehen, mit Behagen den großstädtischen Komfort, den sie eine ganze Weile hatten entbehren müssen.

Aber Margarete, die sich in der kräftigen Bergluft körperlich vollkommen erholt hatte, empfand eine peinliche Angst vor dem Gespenst der Melancholie. Sie griff allerlei an, um sich darüber selbst zu vergessen, besuchte Konzerte und Theater, trat einem aristokratischen Gesangverein bei, malte in dem Atelier Marie von Keubells Schweizerlandschaften und nahm mit, was die Saison in ihrem Kreise an Geselligkeit bot.

So geriet sie in ein Gewoge kleiner äußerlicher Pflichten und Interessen, die sie über die schmerzliche Seere in ihrem Innern forttauschten, solange keine Pausen eintreten.

Sie las nur die Zeitungen. Zum Genuß ernster, gehaltvoller Lektüre hätte Sammlung gehört, und sammeln wollte sie sich nicht, sondern im Gegenteil, zerstreuen. Romane aber waren ihr das Unerträglichste von allem. Sie entsetzte sich über die Verlogenheit dieser tugendreichen

Gelben und Gelbinnen. Und dann handelte es sich stets darum, ob sie einander kriegten oder nicht. Heirateten sie, so lebten sie in Herrlichkeit und Freuden, kam es einmal ausnahmsweise nicht dazu, so war's eine Tragödie. Ging es denn so im Leben her? Und wenn nicht, warum erlaubte man den Romanschreibern, die Phantasie der jungen Leute, besonders der Mädchen, mit Lügengebilden zu nähren, damit sie später einer Enttäuschung verfielen, von der sie sich vielleicht nie ganz erholen konnten?

Und trotz dieser Entrüstung wirkte das in beständiger, tausendfacher Variation von allen Dichtern und Dichterinnen vorgetragene alte Lied vom Erdenglück in der Liebe und Ehe auch auf sie zuweilen so stark, daß sie ernstlich mit sich zu Räte ging, ob sie nicht, um sich vor der Verzweiflung eines einsamen, zwecklosen Lebens zu retten, den ersten besten Mann nehmen sollte.

Eine solche „Bernunfttheirat“ schien sich eben zu bieten und wurde von Max lebhaft befürwortet. Der „Aspirant“, wie Max sich ausdrückte, war Heinrich Otridas Freund, der junge Großkaufmann aus Bremen, Erich Wafa, ein feiner, blonder Hanseat, ein klein wenig steif, aber voll Selbstgefühl und Lebensart. Wafa kannte Otridas Schwärmerei für Fräulein von Sorben und interessierte sich insofgedessen für sie. Kürzlich hatte er sie bei einem Diner zu Tisch geführt und gleich den andern Tag bei Sorbens Besuch gemacht. Die Baronin sagte ihm, daß sie sich immer freuen werde, ihn an ihren Sonnabendnachmittagen zum Fünfuhr-Thee zu sehen, worauf er schon am nächsten Sonnabend sich einfand.

Wenige Tage darauf gingen Margarete und Max ins Opernhaus, um sich den „Fliegenden Holländer“ einmal wieder anzuhören. Im Foyer gesellte sich Herr Wafa ihnen zu und wick während der Zwischenakte nicht von Margaretes Seite.

„Du, der wird ernsthaft,“ raunte Max seiner Schwester zu, als sie wieder an ihren Plätzen saßen.

Margarete beuge sich mit einem flüchtigen Lächeln über ihr Operntextbuch; aber die Gleichmütigkeit, die sie zur Schau trug, war nicht ganz echt. Sie war im Gegenteil ziemlich erregt. „Dies ist vielleicht der Wendepunkt meines Lebens,“ dachte sie. „Ich muß mich ein für allemal entscheiden. Jetzt oder nie.“

Nach der Vorstellung begleitete Wafa die Geschwister bis an ihre Hausthür. Sein Wesen war Margarete durchaus sympathisch, und sie unterhielt sich vortrefflich mit ihm.

Mgathe hatte für die spät Heimkehrenden einen Imbiß ins Spezimmer gestellt; dort beim Schein der Hängelampe saßen sie noch lange und plauderten.

„Ich würde ihn an deiner Stelle ohne jedes Besinnen nehmen,“ sagte Max, nachdem er sich über die äußeren und inneren Vorzüge des Hanseaten verbreitet hatte. „Einmal mußt du doch heiraten. Jedenfalls halte ich es für sehr wünschenswert in deinem Interesse. Da er dir, wie du sagst, persönlich angenehm ist, so kannst du als seine Frau ein herrliches Leben führen. Deine gesellschaftliche Position ist gesichert und es eröffnet sich deinem Thatendrang ein ganz andres Feld, als jetzt.“

Margarete schnitt ein Stückchen Pumpernickel sorgfältig in ganz kleine Würfel, ohne es zu wissen. Sie überlegte und war geneigt, ihrem Bruder recht zu geben. Wenn sie nur aus dieser peinigenden Leere und Unruhe hinauskommen konnte, gleichviel auf welche Weise! — Der Ehestand würde schon eine solche Fülle neuer Ausblicke, so viel neue Pflichten und Interessen in ihr Leben bringen, daß Schmerz und Lust der Vergangenheit sich darüber vergessen ließen. Warum sollte sie es nicht machen, wie Ludwig es gemacht hatte: wenn es eben der eine nicht sein konnte,

dann irgend ein anderer! — Wenn man lebensfähig bleiben will, muß man sich vor dem Rückwärtschauen hüten. Vorwärts gerichtet den Blick, immer vorwärts!

„Laß den Traum geträumt sein, wenn es tagt.“

Einige Tage später kam Wasa, um sich zu verabschieden. Eine geschäftliche Angelegenheit unaufschiebbarer Natur rief ihn plötzlich nach den Kolonien.

An der im Salon geführten Unterhaltung nahm außer Margarete und der Baronin der mit seiner Tochter Ilse in Berlin weilende Onkel Bedich teil, so daß sie ganz allgemein blieb. Und doch bestärkte die Art und Weise Wasas Margarete in der Ueberzeugung, daß sie ihm durchaus nicht mehr gleichgültig sei.

Sie ließ ihn mit einem Gefühl der Erleichterung abreisen. Es war wenigstens ein Aufschub, eine Galgenfrist, die das Schicksal ihr gewährte.

Max dagegen war sehr enttäuscht.

„Man kann nie wissen, was ihm auf so 'ner Weltreise alles über den Weg läuft!“ sagte er besorgt.

Margarete lachte ihn aus.

„Wenn seine Wünsche nicht tief genug sitzen, um eine Fahrt über den Indischen Ocean zu überdauern,“ sagte sie, „so wollen wir ihn in Gottes Namen reisen lassen!“

Max schüttelte den Kopf. „So was hängt manchmal bloß von ein paar lumpigen Zufälligkeiten ab,“ meinte er.

„Na, weißt du, dann danke ich für ‚so was‘!“ sagte sie hochmütig.

Eines Morgens, es waren etwa acht Tage seit der Abreise Wasas vergangen, saß die Familie Sorben beim Morgenkaffee, als der Postbote Zeitungen und Briefe brachte, deren Austeilung Max nach seiner Gewohnheit übernahm.

„Von wem ist denn der?“ fragte er, eine Adresse betrachtend, „ägyptische Briefmarke, gänzlich unbekanntes Postamt — seit wann hast du heimliche Korrespondenten in Kairo, Margretchen?“

„An mich?“ rief Margarete verwundert und streckte die Hand aus.

Ohne Eile, obwohl etwas neugierig, erbrach sie das Schreiben, sah zuerst nach der Unterschrift und rief mit einem freudigen Erröten aus: „Von Wasa!“

„Donnerwetter!“ rief Max überrascht. „Sieß 'mal rasch, was er will!“

Voll Ungebuld beobachtete er sie während des Lesens. Ihren Mund umspielte ein leises Lächeln. Endlich händigte sie das Schreiben ihrer Mutter ein und sah auf.

„Ein schriftlicher Heiratsantrag. Er habe sich nicht anders zu helfen gewußt, schreibt er. Ich finde den Brief sehr hübsch.“

„Tamos!“ rief Max begeistert. „Ich habe ja immer gesagt, er wär' ein netter Kerl. Gott, wie schön muß sich so ein Liebesbrief in kaufmännischen Wendungen ausnehmen. Du fängst dein Antwortschreiben natürlich so an: Indem ich mich zu Ihrem geehrten Gestrigen bekenne u. s. w. Hurrah, es lebe Erich Wasa und Compagnie!“

Und er sprang tosend im Zimmer herum, seinen Indianer-Freudentanz tanzend.

„Hast du ihn denn gern?“ fragte die Baronin.

„D ja, ich mag ihn sehr gern,“ sagte Margarete mit gesenktem Blick.

„Mama, er ist ja ein ganz reizender Mensch!“ rief Max. „Neb' der Gretel nur um Gottes willen nicht ab, sonst würd sie aus lauter Mäkelei eine alte Jungfer! — Schreib ihm nur rasch, Gretel, und ich ließ' den Herrn Schwager bestens grüßen und reflektierte auf eine Direktorstelle in seinen kolonialen Unternehmungen mit dreißig-

tausend Mark Gehalt. Ich hab' das unbesoldete Referendar sein satt."

"Du nur nichts Uebereiltes," mahnte die Baronin ängstlich; "ich würde es mir wenigstens ein paar Tage überlegen!"

Margarete stand auf und ging auf ihr Zimmerchen. Sie fühlte sich mit einemmal wieder gerade so gequält, wie damals, als sie es erzwingen wollte, Ludwig zu lieben. Dieser unfruchtbare, peinigende Kampf zwischen Wollen und Fühlen! Sollte das von vorne anfangen?

Kuhelos schritt sie auf und nieder. Sie wollte doch diesmal, sie wollte! Schon, weil Max es so wünschte! Er empfand es beinahe als eine persönliche Kränkung, daß seine Schwester nicht heiratete.

Es mußte sein. Mit beiden Füßen wollte sie hinein und dann — *vogue la galère*.

Sie setzte sich an den Schreibtisch, nahm Briefbogen und Feder und fing an zu schreiben:

"Lieber Herr Wafa!"

Soweit kam sie; dann seufzte sie tief auf und ließ die Feder sinken. In ihrer Phantasie stiegen Zukunftsbilder herauf. Sie sah sich als verwöhnte, gefeierte Frau des reichen Handels Herrn in irgend einer Gesellschaft; plötzlich öffnete sich die Thür und Heinrich Dtrida trat herein. Sie fühlte den Blick seiner tiefen Augen fragend auf sich gerichtet! Sie fühlte, wie ihr alles Blut zum Herzen strömte, wie sie nur noch ihn sah, nur noch ihn!

Plötzlich sprang sie wie elektrifiziert auf, reckte sich, wie aus schweren Träumen erwachend und atmete tief.

"Nein, nein!" rief sie leidenschaftlich. "Es ist nicht möglich! Wenn ich nicht glücklich sein soll, will ich wenigstens treu sein!"

Etwas später rief sie nach Max. Er war gerade im

Begriff, auf sein Strafgericht zu gehen, sprang jedoch in einigen kühnen Sätzen, die das Haus erzittern ließen, die Treppe hinauf und trat ein.

"Was soll ich?"

Sie stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt und sah ihn unruhig an.

"Max, bitte sei mir nicht böse! Ich kann nicht."

"Was nicht?"

"Den Wafa heiraten."

"Warum denn nicht?"

"Oben, weil ich nicht kann. Du weißt, ich hab' einen gern gehabt, und den kann ich nicht vergessen."

"Um Gottes willen, was ist das für eine sinnlose Sentimentalität! Du brauchst ja gar nicht zu vergessen. Das ist ja doch gar nicht nötig! Wen kümmert denn das? Glaubst du, Wafa bilde sich ein, er wäre deine erste Liebe?"

"Aber er ist überhaupt nicht meine Liebe, sondern ein anderer ist es. Und darum darf ich ihn als ein ehrliches Mädchen nicht heiraten."

Er errötete unwillig. "Das seh' ich gar nicht ein. Das hat doch schon mehr als ein ehrliches Mädchen thun müssen."

"Um so schlimmer für sie."

"Das will ich gar nicht sagen."

Sie seufzte. "Es läßt sich überhaupt nicht viel darüber sagen. Das Entscheidende ist das Gefühl."

Er wandte sich ab.

"Meinetwegen thu, was du willst. Wenn du dein Glück fortwirfst — ich kann's nicht ändern. Aber nur, weißt du, nachher kommt die Neue gewöhnlich zu spät."

"Es thut mir hauptsächlich deinetwegen leid," sagte sie traurig.

Er zuckte ungeduldig mit den Achseln. "Für mich

werd' ich schon alleine sorgen. Wenn ich dir zugeredet hab', so war's nur in deinem Interesse. Uebrigens kann's mir ja einerlei sein. Thu, was du willst. Adieu!"

Sie hörte ihn forttofen und atmete erleichtert auf.

Gott sei Dank: das Schwerste war überstanden! Die Mama sagte zu allem „ja“, und gewöhnlich berührte es sie angenehmer, wenn etwas unterblieb, als wenn es geschah. An Wafa wollte sie schon so schreiben, daß es ihn nicht kränken konnte.

Einige Tage später kam Max blaß und erregt zu Margarete, die mit der Malzschürze angethan an ihrer Staffelei stand und eine Reudell'sche Alpenlandschaft kopierte.

„Hör 'mal,“ sagte er hastig und weniger laut, als er sonst zu sprechen pflegte, „der Bankier hat mir eben eine ziemlich peinliche Eröffnung gemacht. Wir haben in den letzten Jahren weit über unsre Zinsen verbraucht, so daß er Papiere verkaufen muß. Wir müssen uns wirklich einschränken.“

„Das geht aber nur, soweit Mama nicht davon berührt wird,“ sagte Margarete gelassen. „Sie würde sich ängstigen, und das kann sie nicht vertragen.“

„Wie sollen wir es aber machen?“ fragte er mit einem sorgenvollen Ausdruck in den Augen, der seltsam von seiner gewöhnlichen jugendlichen Unbekümmertheit abstach.

Margarete strich die für den Felsen bestimmte gelbe Farbe auf den See. Sie überlegte.

„Wir dürfen eben im nächsten Sommer keinen teuren Badeaufenthalt machen und keine Reisen, sondern müssen uns nach Rügenbreusch zu Onkel Wedich setzen.“

Max sah sie erstaunt an. „Ich denke, du hattest immer ein Grauen vor dem berühmten patriarchalischen Leben in Rügenbreusch?“

„Seht ist mir das alles ganz einerlei,“ antwortete sie gleichgültig.

Graf Wedich Dietlingen, der allwinterlich mit seinen Töchtern täglich im Hause seiner Schwester verkehrte, hatte den Verwandten schon lange zugeredet, einmal den Sommer in Rügenbreusch zuzubringen. Zwar war ihm seiner Nichte Margarete freie Richtung immer etwas bedenklich gewesen, allein er fand, wie viele andre, daß sich die junge Dame wesentlich zu ihrem Vorteil verändert habe, und wiederholte jetzt seine Einladung mit verdoppelter Wärme.

„Sie sagen mir alle, ich sei liebenswürdiger geworden,“ bemerkte Margarete einst gegen ihren treuen Bewunderer, Hugo von Trostburg; „ich weiß aber, daß ich oberflächlicher und gleichgültiger und unwahrer geworden bin! Früher war ich wenigstens ehrlich, jetzt ertappe ich mich alle Augenblicke darauf, daß ich mir selbst und andern Komödie vorspiele. Diese trostlose Gleichgültigkeit! Ich empfinde sie so tödlich! Man lügt sich aus Verzweiflung Interessen vor und glaubt selbst nicht daran.“

„Das ist die unvermeidliche Tragik jeder groß angelegten Natur,“ sagte Trostburg behaglich; „sie verliert einmal den Glauben an ein Ziel und damit den Glauben an sich selbst.“

„Ja, das ist es!“ rief sie, seinen Gedanken lebhaft aufgreifend. „Der Glaube ist's, der fehlt. Ich soll mich in den Dienst der leidenden Mitgeschöpfe stellen, sagt unser guter Konsistorialrat, aber ich glaube nicht, daß den leidenden Mitgeschöpfen mit diesen sogenannten Diensten wirklich gebient ist, sonst hätte man längst eine Abnahme des Leidens bemerken müssen. Außerdem gibt es tausend Frauen, die das Flicken, Waschen, Kinderhüten und Armenpflegen und so weiter besser machen, als ich, und Vergnügen daran finden. In alles drängt sich die unglückliche Frage: Warum? Wozu das alles? Wozu lebt man? wozu?“

„Und ein Narr wartet auf Antwort,“ citierte Trostburg.

Er streckte die langen Beine von sich und sah halb ironisch, halb weltchmerzlich aus. Eigentlich berührten ihn derartige Ausbrüche eines unbefriedigten Sehns nach angenehm, weil sie ein Echo seines eigenen Seufzens bildeten und ihn so gleichsam sich selbst bekräftigten.

Für Margarete war es eine Erleichterung, sich aussprechen zu können. Wenn Trostburg ihre Urteile auch nicht berichtigen konnte, so verstand er sie wenigstens.

„Wissen Sie, was Onkel Wedich sagen würde?“ fuhr sie fort. „Das kommt alles davon, wenn Frauen zu denken anfangen. Frauen sollen nicht denken. Dazu sind sie nicht da. Sie sollen lieben und dienen und den Männern gehorchen, dann erfüllen sie ihre Bestimmung,“ sagt Onkel Wedich. „Aber wenn ich nicht denken soll, warum ist mir der Drang und die Fähigkeit dazu gegeben? Ich muß denken, wie ich atmen muß.“

Trostburg sah voll Teilnahme in ihr erregtes, trauriges Gesicht. Sie erschien ihm mit einemmal in einem neuen Licht: als eine eingesperrte, gefesselte Elementarkraft, die verzweifelt gegen die Wände ihres Kerkers stößt, ein lebendiger Vorwurf gegen die Gesellschaft!

„Es kommt nur darauf an, Mut zu haben,“ sagte er, seinem neuen Gedankengang folgend, „reißen Sie sich heraus aus den Ihnen unerträglichen Lebensverhältnissen durch eine befreiende That.“

Sie sah ihn fragend an.

„Eine That? Was für eine That? Und welche That könnte einen von sich selbst befreien?“

Ihm spukten norwegische Dramen im Kopf und es gelüstete ihn plötzlich, ein Experiment zu wagen.

„Gewiß können Sie eine That thun,“ sagte er, „eine große That! Sie werfen die Konventionen einer erbrechtbelasteten kranken Gesellschaft, die Ihnen jedes freie Ausleben unmöglich macht und so gut wie nichts dafür leistet,

entschlossen zur Seite und stellen sich dieser Gesellschaft als freies Individuum gegenüber.“

„Indem ich was thue?“ fragte sie neugierig.

„Indem Sie zum Beispiel heute abend auf den Bahnhof Friedrichstraße kommen, mit mir nach Paris — oder sagen mir Zürich fahren und sich dort, unbekümmert um das Gerede Ihrer bisherigen Welt ein neues Leben zimmern.“

Sie nahm den Plan für einen scherzhaften Einfall.

„Von wessen Geld?“ fragte sie lächelnd.

„Vorläufig haben Sie bei mir Kredit. Später verdienen Sie selbst, was Sie brauchen.“

„Wodurch?“

„Nun, Sie bilden zum Beispiel Ihr Maltalent aus.“

„Wie lange würde das wohl dauern?“

Ihre nüchternen Fragen begannen ihn ungeduldig zu machen.

„Wie kann ich das sagen? Das sind ja alles Nebensächlichkeiten und findet sich nachher von selbst. Die Hauptfrage ist: reicht Ihre Kraft zum Handeln aus, oder nur zum Anklagen?“

Sie öffnete die Augen weit.

„Herr von Trostburg! Sie sagen das doch nicht etwa im Ernst?“

„Durchaus im Ernst. Sie sollen einmal beweisen, was in Ihnen steckt!“

Ein Weilchen blieb sie sprachlos. Dann fing sie an zu lachen.

„Nun lachen Sie gar!“ rief er unmutig. „Sie sind nach alledem schließlich doch nur ein Weib, das klagt und seufzt und dem Narren, der sie ernst nimmt und ihr ein energisches Heilverfahren anräth, ins Gesicht lacht.“

Allein die Ausmalung seines Entführungsprojekts erheiterte sie dermaßen, daß sie trotz seiner Strafpredigt und

seiner düsteren Miene zu lachen fortfuhr. Sie, das verzogene Mädchen, sollte in die Welt hinauslaufen mit diesem unpietäten, haltlosen, jeder Laune nachgebenden unpraktischen Dichter, um sich auf ihn gestützt und auf seine Kosten eine sehr zweifelhafte Unabhängigkeit zu erarbeiten? So etwas konnte auch nur in Trostburgs Hirn entstehen!

Aber nachdem er sich gekränkt verabschiedet hatte, hörte sie zu lachen auf und sah trübe vor sich hin.

Was fragte sie nach äußerer Unabhängigkeit? Im Grund ihres Herzens gab sie ja doch den angefeindeten Romanschreibern recht: es gab einmal nur ein Glück für die Frau: sich blind dem Mann zu unterwerfen, den sie liebte, und unter seiner Führung das Leben vertrauensvoll hinzunehmen, wie er es ihr bieten wollte! Blieb ihr das versagt, dann suchte sie umsonst nach Ersatz. — Und nun hatte ihr auch noch Trostburg die Lust benommen, sich ihm auszusprechen! Gab es denn auf der Welt etwas Ein- sameres, als ein Mädchen, das seiner Denkweise nach nicht mehr der Gesellschaft zugehört, in der es lebt, das sein heißes Lieben ersticken muß und das weder mit Frauen Freundschaft halten kann, noch mit Männern?

Ihr graute vor sich selbst, und wie das Gespenst ihres Lebens trat wieder vor ihre Seele das unheimliche Dicksche Märchen vom blonden Egbert.

Die Anhänger Hans Ludwigs mehrten sich. Seine starke Persönlichkeit zog die jungen Leute an, wie der Magnet die Nähnadeln. Es wurde in den ersten Kreisen Mode, für seine Reformideen einzutreten. Man drängte sich um ihn und suchte die von ihm gepriesenen deutschen Tugenden zur Schau zu tragen, als: fernige Mannhaftigkeit, Wahrhaftigkeit, Schlichtheit in Sprache und Auftreten, Sittenreinheit und so weiter.

Unter Ludwigs ehrlichsten Jüngern befand sich Joachim Jasper, Freiherr von Ahlesfeld. Er hatte vor, den Armeedienst zu quittieren und sich von seinem Vater, einem reichen westfälischen Grundbesitzer, ein Stück Land in Posen kaufen zu lassen, um dort nach dem Muster Walter Gerals großstädtische Proletarier als Ackerbauern anzusiedeln.

Der dicke, blonde, rotwangige Posamenengel kam in Ludwigs Hause viel mit Ilse von Dietlingen zusammen, verlor sein Herz an sie und hielt um ihre Hand an.

Graf Weditz setzte seine Tochter hiervon in Kenntnis und bemerkte, daß der Freiherr von Ahlesfeld nicht allein ein prächtiger Mensch sei, sondern auch aus alter vornehmer Familie und reich, und daß sich für eine arme Komtesse schwerlich jemals eine bessere Heiratsgelegenheit finden werde.

Diese Predigt hielt der Graf, weil er recht gut wußte, daß von einer Herzensneigung auf seiten Ilses nicht die Rede war. Die junge Dame hatte mit Miezi und andern über den „Posamenengel“ ihre Witze gemacht. Die jungen Mädchen hatten sich gegenseitig mit ihm geneckt und ihm seines leicht entzündlichen Herzens wegen den Spitznamen „Schmalzamor“ gegeben.

Mein Fräulein Ilse war nicht dumm, vielmehr teilte sie in diesem Falle ganz die Ansicht ihres Vaters und gab daher, ohne sich mit sentimentalen Empfindungen abzugeben, ihr Jawort.

Wer die kühle kleine Blondine am Arm des glückstrahlenden Ahlesfeld sah, zweifelte nicht, daß sie über diesen wackeren Necken ein sehr energisches Pantöffelchen schwingen werde.

Komtesse Ilse wohnte nicht mit dem Vater im Kaiserhof, sondern weil es für den Grafen bequemer und billiger war, bei ihrer Schwester Miezi am Halleschen Thor.

Jedesmal, wenn sie die drei steilen Treppen zu der

Ludwigschen Wohnung hinaufstieg, dachte sie bei sich selbst: „Gott sei Dank, daß ich dem Schicksal entgangen bin, solch eine enge, bürgerliche Dreitreppeneigenschaft zu führen! Gott sei Dank, daß ich als Edelfrau und Gutsherrin auf eigenem Grund und Boden sitzen kann!“

Wiezi, die nicht ganz wohl und darum häufig schlechter Laune war, spielte sich der Schwester gegenüber gern in ihrer jungen Frauenwürde auf. Wenn Ilse sich einmal darüber ärgerte, ließ sie ihre Gedanken über das Armselige, Beschränkte ihrer „Dreitreppenwohnung“ laut werden.

Aber da kam sie gut an! „Glaubst du, ich möchte in einem polnischen Schmutzest sitzen mit einem Mann, der ewig lächelt und immer nur sagt: „Ja wohl, mein Engel! Wie du befehlst, mein lieber Engel!“ — Fortlaufen würd' ich! Unfre Wohnung ist nur gemietet, aber sie ist blühblank und nett von der Eintrethür bis zur Hintertreppe! Und ich hab' einen Mann, dem Jasper die Stiefel putzen würde, wenn er's verlangte!“

Comtesse Ilse zuckte mit den Achseln. „Es ist sehr gut, daß nicht alle denselben Geschmack haben,“ sagte sie: „ich gönne dir deinen Doktor, und du mir meinen Junker, das ist ja besser, als wenn wir einander beneideten.“

Am ersten Mai sollte in Käzenbreuschka mit Sang und Klang Ilse's Hochzeit gefeiert werden, und die ganze Verwandtschaft war dazu eingeladen.

Frau von Sorben und Margarete waren schon im April nach Käzenbreuschka übergestiebelt.

Margarete lebte sich über Erwarten gut hier ein. Das geregelte Leben, die strenge Hausordnung, die früher ihrem Unabhängigkeitsfinn widerstrebt hatte, that ihr jetzt wohl. Es ging so glatt und zuverlässig, das Räderwerk des Tages,

man brauchte sich nur ihm einzufügen, und die Mühe des Selbstbestimmens blieb einem erspart. Das ist aber für einen innerlich müden Menschen sehr angenehm. Es ist die Lebensvereinfachung, die schon so viele gebrochene Existenzen den Klöstern zugeführt hat.

Auch mit Onkel Bedich selbst stand sich Margarete besser, als früher. Viele seiner Grundsätze, die sie ehemals als in die Kumpellkammer gehörende mittelalterliche Vorurteile verabscheut hatte, erkannte sie jetzt als in ihren Wirkungen nützlich und darum berechtigt an.

Die geistige Unmündigkeit zum Beispiel, in der der Graf seine Töchter mit Vorbedacht erhielt, war offenbar ein Segen für die Mädchen. Sie stellte sich die Cousinen vor mit einem frei entwickelten Denk- und Unterscheidungsvermögen und ihr graute.

Sie wanderte morgens allein mit ihrem Skizzenbuch nach dem verlassenen Bjelsdorff und zeichnete, am Gang des Flüsschens gelagert, das malerische alte Schloß. Ihren Träumereien überlassen, weilte sie hier am liebsten. Um sie her blühten Anemonen, leuchtende gelbe Dotterblumen und Veilchen. Alles noch nach Frühling, nach feuchtem Erdatem, nach kräftig spritzendem, jungem Pflanzenleben. Weiß und rosenfarben blühten um das Dorf die Obstbäume und boten mit dem saftigen Grün des jungen Laubes und dem strahlenden Himmelsblau ein Farbenbild, wie es so zart, hell und lachend nur der Frühling hat.

Aus den Ackerfurchen stieg zuweilen eine Lerche auf, hoch, hoch! Kleine Bachstelzen hüpfen ganz zutraulich dicht an ihr vorüber. Am nahen Hügelhang weideten die Schafe, von denen einzelne sanft tönende Glöckchen um den Hals trugen. Sie konnte von ihrem Platz unter der alten Weide aus den Schäfer sehen, der mit seinem über die Schultern gehängten Mantel und dem Schlapphut, auf die Schippe gestützt, so malerische Stellungen einnahm, als pose er für

den Photographen. Und über der stillen Flur leuchtete hell und warm die Aprilsonne.

Eines Tages sah sie im Bjelsdorffer Schloß alle Fenster geöffnet; das lockte sie unwiderstehlich. Sie hatte zu malen angefangen, aber es ging ihr heute nicht recht von der Hand. Darum packte sie Pinsel, Palette und Block zusammen und wanderte über das Brückchen und hügelan, bis sie am Burgthor stand.

Es war ein verwittertes, wappengeschmücktes, ephenumschlungenes Mauerspörtchen, zu dem bröckelige Steinstufen hinauführten. Frischgrüne Gräser sproßten aus den Rissen; der mächtige Kastanienbaum, der ein steingefasstes, plätschern-des Brunnlein überschattete, hatte seine flebrigen, goldbraunen Blattknospen gesprengt und entfaltet seine kräftigen gefingerten Blätter.

Ein Zauber von Poesie lag über dem Ganzen und eine süße Schwermut, wie sie der Erinnerung an fernliegende Vergangenheit anhaftet. Dies war die Empfindung Margaretes.

Sie betrat den Schloßhof. Ein paar dörflich gekleidete Kinder liefen scheu davon. Ein grauhaariger Diener fragte ehrerbietig nach ihren Befehlen.

Ob sie das Innere des Schlosses sehen dürfe, fragte sie.

„Die Leute sind gerade beim Reinmachen,“ meinte der Alte zögernd, führte sie aber dann doch hinein.

Mit einer ihr selbst-unverständlichen Nührung durchwanderte sie, hinter dem Diener hergehend, die altertümlichen Räume. Oben im Saal war großes Scheuerfest. Eine Haushälterin stand auf einer Treppenleiter, im Begriff, ein Bild von der Wand zu nehmen. Sie kommandierte den Mägden mit lauter Stimme und zwar in der Margarete so vertrauten Thüringer Mundart.

Margarete stutzte und blieb stehen. Sie kannte doch diese Stimme!

Jetzt hatte die Person das Bild herabgereicht und wandte sich um. Um ein Haar wäre sie von ihrer Leiter heruntergefallen. „Du großer Gott!“ schrie sie auf, „das gnädige Fräulein!“

Es war Marie Schönemann.

Margarete hatte gehört, als sie das letzte Mal in der Landsberger Allee gewesen, der Schönemann sei in eine Anstalt für Trinker gebracht worden und die Frau mit den Kindern „nach auswärts verzogen“. Mehr hatte sie nicht erfahren.

Jetzt erzählte Marie unter Thränen der Freude, der Herr Graf habe sie und ihre Familie vom Untergang gerettet. Er habe den tobsüchtig gewordenen Mann in die Anstalt gebracht und ihr und den Kindern ein gutes Auskommen verschafft.

„Ist er oft zu euch gekommen?“ fragte Margarete in verhaltener Bewegung.

Und Marie erging sich in Lob und Preis ihres gütigen Retters.

„Wird deine Herrschaft den Sommer über in England bleiben?“ fragte sie zuletzt.

„O, bewahre, gnädiges Fräulein! Wir machen ja eben alles so geschwind zurechte, weil die gnädigen Herrschaften auf die Woche schon 'rüberkommen wollen.“

„Hierher? Nächste Woche?“ wiederholte sie mit einem Gesicht so weiß wie Kalk.

„Ach, du lieber Gott, das gnäd'ge Fräulein sehen aber gar nicht hübsch aus!“ sagte Marie, womit sie meinte, nicht wohl.

Nach Käthenbreuscha zurückgekehrt, wagte Margarete nicht, über das, was sie erfahren hatte, zu sprechen. Sie ließ ihr Gemälde unvollendet und ging nicht mehr über die Grenzen der Dietlingenschen Flur hinaus.

In Käthenbreuscha war alles mit den Vorbereitungen

zu dem Hochzeitsfest beschäftigt. Alle Hände rührten sich. Auch Margarete wurde ihrer künstlerischen Ideen halber vielfach zu Räte gezogen.

Es war am dreißigsten April, Ihes Polsterabend.

Das Schloß war angefüllt mit Gästen, die beiden ältesten Töchter des Hauses waren mit ihren Chemännern und Kindern gekommen, heute abend wurden auch Miezi und Ludwig erwartet.

Auch verschiedene Bettern und Basen hatten sich eingefunden, unter ihnen Max und Agathe von Hohenried. Ihes Hochzeit sollte glänzend gefeiert werden, es war die beste Heirat, die bis jetzt unter den Dietlingenschen Komtesen vorgekommen war.

Miezi wußte natürlich, daß die Sorbens in Käzenbreuschä waren, aber sie hatte es ihrem Gatten vorenthalten, denn bei seiner unüberwindlichen Scheu vor einem Zusammenkommen mit Margarete fürchtete sie, er könne sie allein reisen lassen, und das wäre ihr entsetzlich gewesen. Sie kannte ihren Mann jetzt, soweit es sie interessierte, und hatte schon mehr als einmal auf dem Wege kleiner Ueberlistungen etwas erreicht, was er, wie sie wußte, auf eine offene Bitte hin rundweg abgeschlagen haben würde.

Schon brannten die Lichter. Margarete von Sorben ging durch den festlich erleuchteten Saal, um etwas in der Garderobe Gebrauchtes herbeizuholen, denn es waren allerhand Maskeradencherze und lebende Bilder im Werke.

Sie bemerkte, daß auf einem der Wandleuchter eine Kerze sich neigte und heißes Wachs auf das Parfett tropfen ließ. Rasch hob sie die Arme auf, um dem Licht in die Höhe zu helfen. Gerade in dem Augenblick trat von der andern Seite Ludwig in den Saal und blieb starr stehen.

Er hatte nie geahnt, daß Margarete von Sorben so schön war!

Sie hatte das Licht befestigt, ließ die Arme sinken und wandte sich um. Da sah sie Ludwig.

Sie wußte, daß er ihr peinlich aus dem Wege gegangen war. Miezis verlegene Entschuldigungen waren durchsichtig genug gewesen. Aber sie begriff es nicht. Wie sie ihn kannte, war sie fest überzeugt, daß er seine Frau von ganzem Herzen lieb hatte. Welchen vernünftigen Grund konnte er haben, sie noch immer vor sich fernzuhalten! Wie schmerzlich hatte sie oft seine starke, verständnisvolle Freundschaft, seinen Rat, sein berichtigendes, klares Urtheil vermisst! Ihm aber schien an ihrer Freundschaft gar nichts mehr gelegen.

Sie zitterte innerlich vor Gemütsbewegung, zeigte aber äußerlich die vollendetste Unbefangtheit, als sie ihn begrüßte.

„Doktor Ludwig! Wie lange haben wir uns nicht gesehen! — Sind Sie eben gekommen? Und wo haben Sie die Miezi gelassen?“

„Meine Frau ist von den Schwestern mit Beschlag belegt worden,“ antwortete er ruhiger. „Ich bin auf der Suche nach meinem Schwiegervater.“

Sie sagte ihm, wo er Onkel Wedich vermutlich finden werde, und dann gingen sie nach verschiedenen Seiten auseinander, innerlich sehr viel weniger gelassen, als sie scheinen wollten.

Sein Erstaunen über ihre Schönheit hatte sich in Schreck und Bedauern verwandelt, als er ihr in die Augen gesehen hatte. Das war die Margarete nicht mehr, die er einst mit solchem Ungefühle für sich begehrt hatte: jenes stolze, herbe, ehrliche Mädchen mit den klaren Augen und dem spröden Trotz. Die ihm eben entgegengetreten, war ein verführerisch schönes, nervöses, Leidenschaft atmendes

Weib. Wie hatte sie in den zwei Jahren das werden können!

Und Margarete dachte dagegen: „Er ist ganz der Alte geblieben, und ich? — Mir ist's, als hätte ich zwölf Leben gelebt, seit ich ihn das letzte Mal gesehen.“

Man hatte einen Cyklus lebender Bilder vorbereitet, berühmte Ehepaare darstellend.

In einem der ersten Bilder hatte Margarete von Sorben als Penelope zu figurieren, während der Fürst Sagnar von seinen Irrfahrten als Bettler verkleidet heimkehrenden Odysseus machte.

Sie saß in einem griechischen Sessel, die berühmte, nie fertig werdende Arbeit in den Händen, und beobachtete den zerklumpton Fremden mit sinnendem Blick. Hinter der Scene spielte der Petersburger Kantor eine Komposition von Glück.

Das Bild erregte bei den im Saal gruppierten Zuschauern jubelnden Beifall. Alle verlangten nach einer Wiederholung; aber Odysseus und Penelope hatten minutenlang regungslos verharrt und mußten sich einen Moment ausruhen.

Erfreut über den Beifall, von Wärme und Anstrengung gerötet, nahm Margarete hinter dem Vorhang die Glückwünsche der Mitwirkenden entgegen.

„Baronesse sahen geradezu klassisch aus!“ rief ein als Landgraf Ludwig von Thüringen gekleideter Rittermeister.

Miezi, die mit weißgepubertem Haar eine rosige Kokette Baucis im Schlußbild machen sollte, näherte sich Margarete und flüsterte ihr ganz aufgeregt zu: „Hast du gesehen? Otridas sind ja da! Sie müssen eben gekommen sein. Wir glaubten, sie wären in England!“

„Margarete!“ rief in demselben Augenblick Mag in seiner ungehörigen Weise, „vorwärts und keine Müdigkeit

vorgeschützt! Wenn wir so lange Pausen machen, sind wir bis Mitternacht nicht fertig!“

Sie nahm ihre Stellung wieder ein. Sagnar gleichfalls.

Vor der Penelope kniete im Kostüm der Katharina von Bora Lotte Dietlingen und drapierte die griechischen Rockfalten über dem mit der Sandale bekleideten Fuß. Dann sah sie zufrieden an der schönen Cousine in die Höhe.

„Mein Gott, wie siehst du denn aus, Margarete! Dir ist doch nicht schlecht?“

„Lotte! Lotte! Aus dem Weg! Ich zieh den Vorhang auf,“ rief der dirigierende Mag.

Die stramme Rätthe von Bora entschlüpfte, der Kerzenglanz des Saales wurde sichtbar. Vor Margaretes Blick legte sich ein Nebel, dumpfes Murren, wie von einer fernen Volksmenge schlug an ihr Ohr, sie fühlte sich kalt und heiß werden und heftig zittern. Diesmal sah die Penelope aus, wie ein Bild von weißem Wachs.

„Rasch den Vorhang zu! Sie kann nicht mehr!“ raunte Lotte Dietlingen ihrem Vetter Mag zu.

Der Vorhang schloß sich. Von neuem im Saal lebhaftes Händeklatschen und Beifallsrufe.

Die Penelope rührte sich nicht. Man eilte auf sie zu und fand sie ohnmächtig.

„Legt sie platt auf die Erde!“ rief der schöne Kreisarzt, Doktor Duclow, der — vermutlich dem Posaunenengel zum abschreckenden Beispiel — heute den hartherzigen Ehegemahl der Griseldis vorzustellen hatte.

„Bringt Wasser! Wer hat Eau de Cologne? Rotwein ist besser!“ So schwirrte es durcheinander.

Aber Margarete hatte die Augen bereits aufgeschlagen. Hans Ludwig, in der Tracht Luthers, half ihr aufstehen und stützte sie; der Philemon hielt ihr ein Glas Portwein an die Lippen; die Griseldis besprengte sie mit Eau de

Cologne und die heilige Elisabeth von Thüringen brachte ein Glas Wasser.

„Der Vorhang ist das erste Mal zu lange in der Höhe geblieben,“ sagte Ludwig.

„Kein Gedanke!“ rief Max, „es ist jedenfalls nur die Hitze. 's ist ja rein zum Ersticken von den vielen Menschen und Lichtern!“

Plötzlich erschien Fräulein von Hohenried hinter der Scene und führte die Patientin fort. Man beeilte sich, das nächste Bild zu stellen: Elisabeth von Thüringen, die ihrem Gemahl die Rosen im Mantel zeigt.

Indessen saß Margarete in einem bequemen Sessel des entlegenen Bücherzimmers und schlürfte den feurigen Wein, den ihr Agathe an die Lippen hielt. Allmählich kehrte Lebensfarbe in ihr Gesicht zurück, das Zittern ließ nach.

„Du bist gestern und heute zu viel auf den Füßen gewesen,“ sagte Agathe.

Margarete schüttelte den Kopf. „Wiezi sagt . . . Dtridas . . . ist es wahr?“

„Ja, denke dir. Sie kamen ganz überraschend.“

„Es ist mir übrigens ganz einerlei,“ behauptete Margarete mit sehr schlecht gespielter Unbekümmertheit.

Agathe schwieg.

„Sieht . . . sie . . . gut aus?“ fragte Margarete, ohne zu wissen, wie lang die Pause war.

„Wer?“

„Die Gräfin Dtrida.“

Agathe hielt mühsam einen unbekümmerten Ton aufrecht.

„Sie trägt eine entzückend schöne Toilette, nur finde ich die Schleppe zu lang.“

„Sieht sie . . . sieht sie glücklich aus?“

„So genau habe ich sie nicht angesehen.“

Margarete sah mit gepeinigtem Ausdruck auf ihre Hände und ließ die Gelenke krachen.

„Willst du dich nicht lieber zu Bett legen?“ fragte Agathe.

Das Mitleid, das ihre Stimme durchzitterte, brachte Margarete um den Rest ihrer Fassung. Sie brach in Schluchzen aus.

„Warum thut er das? Warum thut er das? Ich halt' es nicht aus! Ich kann ihn nicht mit ihr zusammen sehen. Ich sterbe daran!“

Die Heftigkeit des schluchzenden Weizens erschütterte ihren ganzen Körper. Sie lehnte den heißen Kopf an Agathes Schulter, und diese strich mit sanft beruhigender Hand über das griechisch aufgesteckte Haar und sagte kein Wort, bis der Sturm sich gelegt hatte.

Thränenüberströmt, aber lächelnd blickte Margarete endlich auf. „Nun ist der Wahnsinn hoffentlich vorüber und ich benehme mich, wie es sich gehört,“ sagte sie, „bitte, geh wieder zur Gesellschaft, liebste Agathe. Ich komme auch, sowie ich menschlich aussehe.“

„Willst du dich nicht lieber hinlegen?“

„Nein, nur ein wenig allein bleiben.“

Agathe ging. Margarete eilte nach ihrem Zimmer, wusch die Augen, legte ein rotes Tuch um die Schultern und schlich sich in den Park hinaus.

Es war die Nacht vom letzten April zum ersten Mai, die Walpurgisnacht, eine mondhelle, stille, tauige und blumenduftige Frühlingsnacht, die nicht im mindesten an Hexenritte und die Feier auf dem Blocksberg erinnerte.

Im Gebüsch flötete eine Nachtigall.

Margarete atmete in vollen Zügen. Der Sand knirschte leise unter ihren Füßen, sie war ganz allein. Oben am Himmel schwammen silberweiße Federwölkchen, der Mond

spiegelte sich zitternd im Parkteich und von den Wiesen stiegen weiße Nebel auf.

Ihr Herz weitete sich. „Es gibt so viel wunderbar Schönes, die Seele auszufüllen, warum soll es denn durchaus ein einziges armes Menschenkind sein!“

Eine halbe Stunde später kehrte sie mit wiedergewonnener Ruhe in den Saal zurück.

Das erste, was ihre Augen sahen, war Heinrich Dtrida. Er sprach mit der Tante Dietlingen.

Margarete ging geradenwegs auf ihn zu.

„Guten Abend, Graf. Wir dachten Sie noch jenseits des Kanals!“

Eine Sekunde hatte sie ihn zusammenzucken sehen. Er verneigte sich ehrerbietig.

„Endlich, Baronin Margarete! Ich habe mich die ganze Zeit gewundert, wo Sie blieben.“

„Wirklich?“ meinte sie lächelnd. Dann ging sie rasch weiter. Sie hatte in seinem Gesicht gelesen, daß er nicht glücklich war.

Die Aufführungen waren vorüber und alle Welt sprach noch von den entzückenden Bildern. Die Darsteller waren in ihren Kostümen geblieben und wurden teils mit Neckereien, teils mit Komplimenten überschüttet. Das Brautpaar wußte kaum mehr, was es zu all den Ueberraschungen und Geschenken sagen sollte, und in dem allgemeinen Trubel war das kleine Unwohlsein Margaretes nicht beachtet oder vergesen worden.

Ehe sie sich dessen versah, stand Margarete der jungen Gräfin Dtrida gegenüber.

Sie hatte geglaubt, beim Anblick dieser Frau vor bitterem Weh vergehen zu müssen; aber nichts dergleichen! Was sie empfand, war nur ein lebhaftes Interesse.

Lucia hatte sich sehr verändert. Sie war in ihrer Haltung frauenhaft und vornehm geworden. Auch erschien

sie viel älter, als sie den Jahren nach war, und ihr Gesicht zeigte einen ernsten, strengen und verschlossenen Ausdruck.

„Ich hatte keine Ahnung, daß wir Sie hier finden würden, Fräulein von Sorben,“ sagte sie in verbindlichem Ton.

„Die Ahnungslosigkeit war auf beiden Seiten,“ antwortete Margarete ruhig.

„Aber Sie sehen außerordentlich wohl aus,“ fuhr Lucia fort. „Hat mein Mann Sie schon begrüßt?“

„Ich habe eben mit ihm gesprochen.“

„Ah! — Besuchen Sie mich doch einmal in Bjelsdorff, Baronesse.“

Damit wurden sie getrennt. Margarete sah gedankenschwer vor sich hin. In Ton und Blick der Amerikanerin hatte mehr gelegen, als bloße Höflichkeit. Wie mochte „er“ von ihr gesprochen haben? Eifersüchtig war sie offenbar nicht mehr.

„Ach, da bist du ja auch, Margarete!“ rief die Braut und griff nach der Cousine Hand. „Denk' dir nur, was wir von der Dtrida bekommen haben! Eine kostbare Altarbekleidung für unsre Kirche, und in Jaspersheide“ — so hatte Ilse Uhlefelds neuen Besitz getauft — „ist überhaupt keine Kirche!“

Margarete lachte. „Hast du ihr das mitgeteilt?“

„Ja, ich that es, weil ich im stillen hoffte, sie würde das wertvolle Ding gegen etwas Nützlicheres umtauschen. Was sollen wir denn damit? Aber sie antwortete mir ganz kaltblütig: ‚Da werden sie eine bauen.‘ Diese Amerikaner sind gelungene Menschenkinder!“

Jetzt ertönte Streichmusik. Die Jugend ordnete sich zum Tanz. Den Anfang machten einstudierte Menuetts und eine im Kostüm getanzte Quadrille. Nachher trat der Rundtanz in sein Recht.

Margarete tanzte so unausgesetzt und so wild, wie nie zuvor in ihrem Leben. Sie feuerte zu immer rascherem Tempo an. Die Ausgelassenheit griff um sich. Es wurde ein Tollen, wie es die Räume des ehrwürdigen Edelstüzes seit langen Jahren nicht gesehen.

Gegen Mitternacht zogen sich die älteren Herrschaften zurück, aber die tanzwütige Jugend dachte nicht daran, ein Ende zu machen.

Max Sorben, der auch jetzt den Dirigenten machte, hatte sich der Walpurgisnacht zu Ehren einen eigenartigen Rotillonscherz ausgedacht. Es wurden den Herren krumme phosphoreszierende Teufelshörnchen hinter den Ohren befestigt und den Damen als Haarschmuck gleichfalls phosphoreszierende Nadeln, deren Griffe kleine Bienen oder Ziegenböckchen waren.

Ein Taumel des Bergnügens hatte die ganze Gesellschaft erfasst. Man sang zum Tanz, so oft das Orchester ruhte, man lachte, jodelte, jauchzte. Die Augen flammten und blitzten, die Schwerfälligsten schienen Quecksilber in die Adern bekommen zu haben.

Sogar Ludwig, der anfangs beim Tanzen ziemlich pflichtmäßig dreingeschaut hatte, ließ sich von der übermütigen Stimmung anstecken. Aber so oft er mit Margarete in Berührung kam, durchzuckte ihn das erste Erschrecken: wie merkwürdig verwandelt sie war! Obwohl er im allgemeinen nicht scharf beobachtete, entging es ihm in dieser Nacht nicht, daß ihr toller Mutwille nichts Echtes war. Das Feuer ihrer Augen schien ihm dem Flackern des Stralichts zu gleichen, das böse Geister über dem Sumpf entzünden, um zu täuschen.

Der Groll, den er bis heute im heimlichsten Herzen gegen sie genährt, erlosch gänzlich. Er fühlte nichts für sie, als lebhaftes Bedauern.

„O what a noble mind is here o'erthrown!“

Und doch gab es Momente, wenn zum Beispiel die Musik weich träumerische, wiegende Walzerweisen ertönen ließ, dann stahl sich ein so sehnsüchtiger, weltvergessender Blick in Margaretes Augen, und ihr Gesicht nahm einen so ernstern, traurigen Ausdruck an, daß ein feinerer Beobachter, als Ludwig, doch wieder hätte irre werden müssen.

Sie hatte Dtrida nach der ersten kurzen Begrüßung nicht mehr gesehen. Anfangs war sie absichtlich den Gruppen ausgewichen, als deren Mittelpunkt sie ihn ahnte. Sie wollte ihre Selbstbeherrschung nicht auf zu schwere Proben stellen, nachdem sie sich heute erst von ihrer Nervenschwäche hatte überzeugen müssen. Aber sie lachte und tanzte und strahlte doch nur für ihn. Er sollte über ihr Glend getäuscht werden. Nun die tolle Stimmung sie in ihre Wirbel gerissen, verlor sie das Gefühl der Unsicherheit und schaute suchend nach dem aus, von dem allein sie gesehen zu werden wünschte, aber sie erspähte ihn nicht.

Draußen dämmerte der Morgen. Mit weißem Licht stieg gerade hinter dem in grauen Dunst gehüllten, weithin sichtbaren Bjelsdorffer Schloß der Morgenstern empor. Vereinzelt ertönten zwitschernde Vogelstimmen; vom Dorf her krächte ein Hahn, dem ein anderer im Dekonomiehof antwortete: „Wächter, ist die Nacht schier hin?“ — Nach und nach fiel der ganze Chor der Vögel schmetternd ein.

Schweifelfarbene und rote Streifen erglänzten am östlichen Himmel, eine schneeweiße Nebelstraße bezeichnete den Lauf des gewundenen Flüsschens, daß es ausfah, als dampfte das Wasser, langsam sank die Dunsthülle von den Hügeln und der alten Burg — die Sonne ging auf.

Margarete war aus dem langen, hellen, staubigen Tanzsaal hinaus auf die Gartenterrasse getreten.

Der Rittmeister, ein Better, der den Landgrafen von Thüringen vorgestellt hatte, stürzte mit einem Shawltuch der schönen, leichtsinnigen Cousine nach.

Sie sah auf einmal recht abgESPANNT aus.

„Ich fürchte, verehrtes Herrchen, du hast dich übernommen!“ sagte der Rittmeister.

Sie stand an der Rampe und folgte mit den Augen einer auf dem Fahrweg dahinrollenden Equipage.

„Ist der Bjelsdorffer Wagen schon fort?“

„Dtridas sind längst fort, Cousinchen.“

„Schade — ihre Pferde sollen so schön sein.“

„Das ist wahr, prachtvolle Zucht!“ Und der Rittmeister erging sich in fachmännischer Bewunderung.

Sie hörte nicht zu. Volkaklänge kamen von innen, übermäßiges, dumpfes Getöse, das zu dem Morgenhymnus des erwachten Tages einen grellen Mißklang abgab. Widerständig erschien ihr auf einmal das bacchantische Treiben der letzten Stunden! Wie konnte sich der Nachtsputz nur in den klaren, taufrischen, reinen Morgen drängen!

Ihre Pupillen weiteten sich und nahmen einen Ausdruck von Strenge an.

„Es ist nun aber wirklich genug!“ rief sie. „Bitte, lieber Better, sage den Leuten, sie möchten ein Ende machen.“

„Hast du auf Fräulein von Sorben acht gegeben?“ fragte Lucia ihren Mann, als sie miteinander beim Frühstück saßen.

Er bejahte stumm.

„Hast du mit ihr gesprochen?“

„Nein.“

„Ich finde, sie ist viel hübscher geworden,“ sagte Lucia. „Sie sieht wirklich sehr distinguiert aus. Warum sie nur nicht heiratet?“

Heinrich Dtrida sah seine Frau scharf an, aber er konnte einmal in diesem kalten, verschlossenen Gesicht nicht lesen.

„Nehmen wir an, daß sie den noch nicht gefunden hat, der ihr das Opfer ihrer Freiheit wert scheint,“ sagte er.

„Ich wundere mich doch eigentlich, Harry, daß du sie nicht geheiratet hast,“ bemerkte sie.

„Das konnte ich gar nicht!“ rief er, „wir hatten ja beide kein Geld.“

Er biß sich auf die Lippe und bewegte nervös die Fußspitze. Was bedeuteten diese Fragen nun wieder! Wollte sie ihn peinigen, oder war es nur ihr unglückliches Talent, dies auch ohne Absicht zu thun?

Sie sah nicht im geringsten erregt aus, sondern sachlich interessiert.

„Du hast sie aber doch geliebt?“

„Ja, ich habe sie geliebt,“ sagte er langsam und matt.

„Sehr, oder nur so ein wenig?“

Er fuhr auf. „Was soll dies eigentümliche Verhör, Lucia?“

„Als deine Frau habe ich wohl ein Recht zu diesen Fragen!“ sagte sie hochfahrend.

Er betrachtete sie, wie sie gelassen ein weichgekochtes Ei auslöffelte. Wie jäh aufbrausend eifersüchtig war sie anfangs gewesen! Und jetzt! Etwas Gleichgültigeres ließ sich nicht denken! Das hatte er zu stande gebracht in einem einzigen Jahr!

Aber auch er war gegen die herrische Art, die ihn anfangs erzürnt hatte, abgestumpft worden.

„Wir wollen über deine Rechte nicht diskutieren,“ sagte er ruhig. „Ich bemerke nur, daß ich den Zweck derartiger Fragen nicht einsehen kann.“

„Es interessiert mich,“ entgegnete sie.

„Wie ein Roman?“ meinte er lächelnd.

„Nein, aber wie ein Spiegel.“

„Wie das?“ fragte er lebhaft.

„Ich sah in deiner Handlungsweise ein Seitenstück zu meiner eigenen. Du hast das Mädchen, das du liebst, nicht genommen, weil sie nicht reich war, und ich habe den Mann, den ich liebte, nicht genommen, weil er keinen Titel hatte. Nun hast du das Geld und ich den Titel. Aber würden wir es nicht beide mit Freuden fortwerfen, wenn wir damit Geschehenes ungeschehen machen könnten?“

Er war aufs höchste überrascht.

„Lucia — du hättest einen andern geliebt?!“

„Ja. Einen einfachen Farmer.“

„Wahrhaftig?“

„Ich lüge niemals.“

„Du liebst diesen Menschen, als du mich kennen lernst?“

„Nie einen andern.“

„Und konntest mich heiraten wollen!“

„Du hast es ja gerade ebenso gemacht.“

„Aber ein Weib thut so etwas doch nicht aus freier Wahl!“

„Das ist, wie du siehst, eine irrtümliche Annahme. Wenn wir Frauen unbeschränkt unsern Neigungen nachgehen dürfen, sind wir gerade so egoistisch und schlecht, wie ihr Männer. Denn die Erbsünde beherrscht uns so gut, wie euch. Wir bedürfen alle einer strengen väterlichen Zuchttrute, um uns von den weltlichen Trieben zur Gottesfurcht zu befehren.“

Er verabscheute ihre Art Religiosität, denn er sah darin eine empörende Denkbequemlichkeit und Gefühlsflachheit, ein Herabziehen des Erhabensten ins Alltägliche, Gemeine, Triviale.

Aber in diesem Augenblick empfand er nichts dergleichen.

„Möchtest du mich los sein, Lucia?“ fragte er sanft und ernst. „Die Scheidung ist nicht schwer einzuleiten.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Harry. Mit Schlimmerem läßt sich Schlimmes nicht guimachen. Das Sakrament der Ehe ist heilig. Was ich an Gottes Altar versprochen habe, das will ich halten.“

Verflogen war seine Gemütsbewegung. „Ach ja, wir sind reell,“ sagte er ironisch. „Wir halten unsre Kontrakte auf den Buchstaben.“

Lucia Ashrott war durchaus nicht zur Schwärmerei geneigt. Was sie in eine so „positive“ religiöse Richtung getrieben hatte, war einfach der Instinkt der Selbsterhaltung. Aus einem Leben herausgerissen, in dem es für sie nur unbeschränktes Genießen und Herrschen gab, hatte sie sich plötzlich an einen Mann gefesselt gesehen, der sie verabscheute. Diese furchtbare Entdeckung hatte ihrem jugendlichen Uebermut jäh ein Ende gemacht, und es war an seine Stelle ein Ernst getreten, der sie reifer machte, als es ihren Jahren zukam. Das Leben war ihr kein Sport mehr, sondern eine den ganzen Menschen verlangende Aufgabe. Die Pferde-, Hunde- und sonstigen Liebhabereien verloren ihr Interesse, an ihre Stelle traten gemeinnützige, besonders kirchliche Bestrebungen. Indem sie sich die Bekämpfung allgemeiner Uebelstände angelegen sein ließ, half sie sich auf gesunde Manier über eigenes Leid hinweg und befriedigte zugleich ihren Thätigkeitsdrang.

Sie gab nicht mehr aus Anstandsgefühl Almosen, wo es gerade von ihr erbeten wurde, sondern verlangte Einsicht in die Verwendung ihrer Unterstützungsgelder. Was sie spendete, sollte wirklich nützen. Dabei entwickelte sie einen Geschäftssinn, der sie befähigte, die Verwaltung

ihres großen Vermögens nicht allein zu kontrollieren, sondern sogar selbst einzugreifen, was eine herbe Enttäuschung für die Spekulanten war, die darauf gerechnet hatten, aus ihrer frauenhaften Geschäftsunkenntnis Vorteil zu ziehen.

Sie hatte sehr bald mit Staunen gemerkt, wie kindlich unwissend der Graf in Geldangelegenheiten war. Er brauchte viel, und was er brauchte, mußte herbeigeschafft werden. Das war alles, was er wußte und wissen wollte.

Sie hatte ihn darauf aufmerksam gemacht, daß er von seinem Verwalter betrogen werde; er aber sah in dem „alten Galunken“, wie er selbst ihn lachend nannte, ein unveräußerliches Inventarstück von Bjelsdorff, dessen kleine „Unregelmäßigkeiten“ man hingehen lassen müsse. Er sei nun einmal so und niemand könne erwarten, daß er sich in seinen Jahren noch ändern werde.

Lucia begriff das nicht, aber sie ergab sich darein, ihn seine eigenen, ihr völlig unverständlichen Wege gehen zu lassen.

„Der Graf ist aus dem feinen, besonderen Stoff gemacht, aus dem die großen Künstler hervorgehen,“ hatte ihr einmal in London ein ihr befreundeter Bischof gesagt. „Man muß solchen Naturen nicht entgegenzutreten suchen.“

Dieser Ausspruch war ihr zur Richtschnur geworden.

Anfangs hatte sie kleine Anläufe genommen, den Grafen zu beherrschen, aber sie waren so gänzlich mißglückt, daß sie sehr bald jeden Versuch aufgegeben hatte.

Wiel zu stolz, um die bittere Enttäuschung ihrer Ehe irgend jemand einzugestehen, verschloß sie sich gegen jede Freundschaft und suchte Ersatz in dem, was die anspruchsvolle anglikanische Kirche zu bieten hatte.

In London erfreuten sich Mann und Frau bei Hofe

und in der diplomatischen Welt großen Ansehens. Der schöne, reichbegabte „Zigeuner“ bezauberte, und die fromme Gräfin nötigte Achtung ab.

Die Ehe schien nach außen hin sehr harmonisch zu sein, in Wirklichkeit lebten die Gatten, auf stillschweigendem Uebereinkommen fußend, nebeneinander her, innerlich als Fremde.

Heinrich litt unter diesem ehelichen Verhältnis viel mehr, als Lucia; denn er war seiner Natur nach leidenschaftlicher und hatte nicht den Rückhalt einer religiösen Ueberzeugung, die im Unglück eine segensreiche Läuterung schiebt und aus Demütigungen heilsame Bußübungen macht. Der krankhaften, unfählich quälenden Abneigung gegen seine Frau gegenüber war er ohnmächtig, und das Gefühl seiner Ohnmacht lähmte sein ganzes Wollen. Eins hatte er dadurch gelernt: der Zauber seines persönlichen Einflusses versagte, sobald er den Menschen nicht mehr unabhängig gegenüberstand. Er fragte sich zuweilen, ob es ihm mit Margarete von Sorben besser ergangen sein würde. Vielleicht war die Furcht, die er von Anfang an vor einem endgültigen Sieg ihrerseits empfunden hatte, doch ein richtiger Instinkt gewesen! Vielleicht war er wirklich nicht im stande, das Zusammengefettete mit einem andern Menschen zu ertragen!

Er gedachte seines früh verstorbenen Vaters, der sein Weib, die Mutter seines Sohnes, mit einer Geldsumme hatte abfinden wollen, um wieder frei zu sein. War es der Väter Erbteil, an dem seine Seele krankte? — Heimweh nach Bjelsdorff, nach dem Land überhaupt, „wo ihr Odem wehte“, hatte ihn aus England herübergeführt. Am liebsten hätte er seine Frau drüben gelassen, in der ihr zuzuhagenden, zu ihr passenden Umgebung. Aber gerade weil es ihm eine persönliche Wohlthat gewesen wäre, widerstand es ihm, den Wunsch laut werden zu lassen. Und sie nahm

es mit ihrem ehelichen Gelübde, „in guten und bösen Tagen“ zu ihm zu halten, pedantisch wörtlich.

Von Peternitz her läuteten die Kirchenglocken in den frühlinggrünen Maientag hinein. Dort fand um die Mittagszeit in der alten Dorfkirche die Trauung Ilse von Dietlingens mit dem Freiherrn Jochen Jasper von Ahlesfeld statt.

An der Hochzeitsfeier beteiligte sich nur die Dietlingensche und Ahlesfeldsche Verwandtschaft, doch fanden sich alle Nachbarn, die den Volterabend hatten verherrlichen helfen, in der Peternitzer Kirche ein.

Sie saßen in ihren wappengeschmückten, geschlossenen Chorstühlen und blickten wie aus Opernhauslogen auf die geschmückte Hochzeitsgesellschaft hinab, die das Kirchenschiff einnahm.

Ilse sah sehr lieblich aus und Ahlesfeld sehr gerührt und die Schnupftücher der Mamas und Tanten blieben in eifrigem Gebrauch. Auch die Schwestern der Braut weinten: Frau Luise Steinhagen, weil das Heimweih sie erfaßte, Gräfin Annie Speer, weil sie ein trübseliges Hunger- und Almosenwesen führte, Miezi Ludwig, weil sie so glücklich war, die musikalische Lotte, weil sie bedachte, daß nun die Reihe des Erkorenwerdens an sie kam, und die beiden jüngsten, weil alle andern es thaten. Margarete aber ahnte, daß vom Otridaschen Stand aus ein Paar dunkle Augen auf sie niedersahen, und darum blickte sie starr nach dem vergoldeten Cherub über der Kanzel und weinte nicht.

Draußen auf dem Dorfkirchhof wucherten Holunderbüsche und Frühlingsunkraut über verwitterten Grabsteinen, die Sonne floß goldig darüber hin und die Vögel sangen.

Im Zuge der Hochzeitsleute verließ Margarete am Arm des galanten Rittmeisters die Kirche, halb betäubt von Weihrauchdunst und Orgelgetöse, und ermattet von dem scheinbar hoffnungslosen Kampf gegen ihre Leidenschaft.

Auf einmal zögerte sie und trat zur Seite.

„Laß uns einen Augenblick stehen bleiben, Bodo,“ sagte sie zu dem Better, „hör nur, wie wunderbar dies Orgelspiel!“

Der Rittmeister fand nichts Wunderbares. Er konnte wohl kräftig schmetternder Militärmusik Geschmack abgewinnen, aber nicht einem Instrument wie der Orgel. Darum machte er ein dummes Gesicht, während Margarete entzückt stehen blieb und sich und die Welt zu vergessen schien.

Kirche und Kirchhof hatten sich geleert.

„Cousinchen,“ sagte der Rittmeister, „ich melde lieber deinen Verbleib und fahre nachher hier an der Mauer vor. Sonst sucht man uns noch.“

Froh, sich von der Hypnotisierten beurlauben zu können, eilte er von dannen und traf an der Kirchhofsthür die Gräfin Otrida, die im dunklen Kirchenanzug und Kapotehütchen dem Dorf zu wallte, um einer ihr vom Pfarrer empfohlenen gichtbrüchigen Alten aus der Bibel vorzulesen.

Ehrfurchtsvoll grüßend legte er die Hand an den Helm und dachte bei sich selbst: „Der Otrida hat doch ein verheulenes Glück! Schnappt das reichste Goldfischchen aus der Reichshauptstadt weg und noch dazu so nen blitzsauberen, netten Käfer! Ob's nur wahr ist, daß sie zu den Pietisten gehört?“

Mit allen Sinnen lauschte indessen Margarete. Blöthlich wußte sie: so spielt nur einer! Es ist Otrida! — Und da faßte sie das Verlangen, ihn zu sehen.

Sie schlüpfte in die offen stehende Kirche zurück und blieb im Schatten einer Säule stehen.

Ja, er war es!

Sie ließ sich in die Ecke der altersschwarzen hölzernen Kirchbank sinken und regte sich nicht. Aber jetzt rannen die Thränen unaufhaltsam.

Wie lange er gespielt und sie gelauscht, hätte sie nicht sagen können.

Auf einmal verdunkelte etwas den Sonnenstreifen, der durch die offene Kirchenthür fiel.

Eine schlankte Dame war eingetreten: Lucia.

Ohne Margarete zu entdecken, durchwandelte sie mit ihren langen, energischen Schritten das Schiff der Kirche, verschwand im Chortreppenspörtchen und tauchte neben der Orgel wieder auf.

Jäh, ohne versöhnenden Ausklang, brach sein Spiel ab.

„Ich bin bereit. Wollen wir jetzt fahren?“ Lucias Stimme hallte sonderbar in der leeren Kirche.

Er antwortete nur, indem er aufstand und ihr den Arm bot.

„Hast du dem Balgentreter etwas gegeben?“ fragte sie.

„Er soll nach Bjelsdorff kommen,“ war seine Antwort.

„Du machst dem Mann einen unnötigen Weg,“ sagte sie. „Er wird nicht Zeit zu Spaziergängen übrig haben, hoffe ich.“

„Ich habe kein Geld bei mir! Komm, sei nicht pedantisch.“

„Ich habe Geld,“ sagte sie, und fertigte den beglückten Beternitzer ab.

„Nun hast du ihn hoffentlich deiner Stellung entsprechend belohnt,“ meinte er im Hinabsteigen.

„Was hat damit meine Stellung zu thun? Ich bezahlte ihn seiner Mühe und der verlorenen Zeit gemäß.“

Sie sprach ein gewähltes, grammatikalisch ganz richtiges Deutsch mit nur etwas fremdem Stimmklang.

Arm in Arm durchschritten sie die Kirche, ohne Margaretes Anwesenheit zu ahnen, und traten auf den sonnigen Kirchhof hinaus.

Auf der Straße an der Mauerpforte wartete der Rittmeister mit dem Gig, in dem er Margarete hergefahren hatte und wieder nach Rügenbreuscha zurückfahren wollte.

„Haben Sie nichts von meiner Cousine Sorben gesehen?“ rief er mit heiterer Miene dem gräflichen Paare entgegen. „Sie ist mir abhanden gekommen und ich werde sie wohl ausklingeln lassen müssen!“

Heinrich und Lucia sahen, von dem gleichen Impuls getrieben, zurück.

Richtig, da kam sie in ihrem weißen Kleid, das Gesicht hinter dem spitzenbesetzten hellen Sonnenschirm verborgen. Sie ging sehr langsam.

„Da kommt sie!“ rief Lucia.

Otrida war sehr blaß geworden. „Wie sie zögert, um uns Zeit zu geben!“ dachte er. „Ich sollte wohl mit Lucia weitergehen, aber ich will nicht. Ich will sie sehen! Ich will sie sprechen hören! Wer weiß, wann sie's wieder dazu kommen läßt. Ihr Wagen steht ja bereit, den einen Augenblick muß sie mich ertragen!“

Margarete sah, daß Otridas stehen blieben. Es half also nichts. Mit einem Ruck richtete sie sich höher auf und beschleunigte den Schritt.

Lächelnd legte sie die Hand in die ihr entgegengestreckte Lucias.

„Ich fürchte, Ihr Herr Gemahl hat seinen Beruf verfehlt,“ sagte sie in leichtem Ton, „er hätte Organist werden sollen. Welche Meisterschaft!“

„D ja, er spielt gut,“ antwortete Lucia, „und dabei übt er eigentlich gar nicht. Es ist ihm angeboren.“

„Ich habe gestern gar nicht mehr den Vorzug gehabt, in Ihre Nähe zu gelangen,“ sagte Otrida, „Sie haben ja ohne Raft getanzt.“

Sein Blick senkte sich tief in den ihren. Es that ihr weh.

„Ja, wir waren sehr ausgelassen,“ antwortete sie munter. „Nicht wahr, Bodo?“

Der Rittmeister lachte. „Herensabbath! Wir feierten ja Walpurgisnacht!“

„Und jetzt wird Fortsetzung gefeiert?“ meinte Otrida.

„Ja, so leben wir alle Tage!“ lachte der Rittmeister.

„Bitte, besuchen Sie mich doch einmal in Bjelsdorff, Fräulein von Sorben!“ sagte Lucia mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Wärme. „Am Donnerstag hat mein Mann in Berlin zu thun. Es wäre sehr liebenswürdig, wenn Sie mich in meiner Einsamkeit aufsuchen wollten.“

Einsprache erhebend, legte Otrida die Hand auf den Arm seiner Frau. „Wenn Sie so gnädig sind, zu kommen, Baronin, so binden Sie sich an keinen bestimmten Tag! Bitte, kommen Sie, wenn Ihnen gerade der Sinn danach steht! Wozu den langweiligen Zwang der Stadt noch hier aufs Land tragen?“

Margarete lächelte stumm und trat an den Wagen.

Beide Herren sprangen herzu, aber Otrida war es, der ihr beim Erstklettern des hohen Sitzes Hilfe leistete. Die Berührung seiner Hände durchzuckte sie elektrisch.

„Ach, wenn ich doch nur ein einziges Mal so recht laut schreien dürfte!“ dachte sie.

Auf der Fahrt sprach der Rittmeister von dem Glück, das Otrida mit seiner Heirat gehabt.

Margarete stimmte ihm zu. Sie war zu matt, um etwas andres zu thun, als zuzustimmen. Wirklich hatte Lucia gestern abend einen überraschend guten Eindruck

gemacht, und dieser Eindruck war heute nur bekräftigt worden.

„Gott sei Dank, eifersüchtig bin ich nicht mehr!“ dachte sie. Aber sie gestand sich nicht ein, daß sie eigentlich nur fühlte, wie sehr wenig Grund zur Eifersucht vorhanden sei.

Als Graf und Gräfin Otrida nach Bjelsdorff zurückkehrten, meldete der Kammerdiener Philipp, es sei eben ein Herr aus Berlin gekommen, der den Grafen in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Ob er seinen Namen genannt habe, fragte der Graf.

Ja; aber Philipp hatte ihn nicht behalten. Es sei ein kleiner, dicker Herr, ein Rechtsanwalt, und er habe ihn gebeten, im Gobelzimmer zu warten.

„Lassen Sie ihm Frühstück bringen,“ befahl die Gräfin. Es war gegen zwei Uhr mittags.

Im Hofe stand noch angeschirrt die Mietskutsche, die den Besucher von der Eisenbahnstation gebracht. Heinrich und Lucia, die gewöhnlich eines Sinnes wurden, wo es sich um Pferde oder Hunde handelte, besahen sich den schlotterigen Gaul, der den Spat an jedem Hinterfuß und Hüftknochen zum Kleideraufhängen hatte.

Erst nachdem sie Sorge getragen, daß die arme Mähre ausgeschirrt, untergestellt und verpflegt wurde, verfügten sie sich selbst zum „Lunch“.

Der Graf war zerstreut und schweigsam. Margarete wollte ihm nicht aus den Gedanken. Er wußte, daß sie nicht vergessen hatte. Er wußte es, trotz all ihrem ange strengten Komödie spielen.

Nachdem er ein paar Gläser Rheinwein ausgetrunken und ein paar Bissen von der Geflügelpastete gegessen, stand er auf und schlenderte ziemlich gedankenabwesend nach dem Gobelzimmer.

Dort fand er in die Besichtigung der wertvollen Gobelins versunken, mit auf dem Rücken gefalteten Händen einen kleinen, untersehten Mann von jüdischem, aber nicht unangenehmem Typus.

Beim Eintritt des Grafen wandte er sich diesem zu, machte eine mäßige Verbeugung und sagte: „Mein Name ist Hüter, Rechtsanwalt Doktor Hüter.“

„Und was verschafft mir die Ehre, Herr Doktor?“ fragte Dtrida höflich. Er wies dabei mit vornehmer Handbewegung nach einem Sessel und nahm selbst in einem andern Platz.

Die großen, glänzenden schwarzen Augen Hüters wendeten sich mit einem so eigentümlichen Ausdruck auf den Grafen, daß dieser einiges Befremden fühlte.

„Wunderschöne Gobelins!“ begann Hüter.

„Er will etwas von mir,“ dachte der Graf, „und macht Umwege. Alle Juden sind von Haus aus Diplomaten.“

Er ging indessen mit höflicher Bereitwilligkeit auf den Gegenstand ein und erzählte etwas vom Alter der Stickereien.

„Wenn Sie an dergleichen Freude haben, muß ich Ihnen nachher eine Kuriosität zeigen; das ist eine aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Gobelinimitation, ein die echte Handstickerei sehr geschickt nachahmender Druck! Man sieht daraus, daß das Vorspiegeln falscher Thatfachen schon bei unsern biederen Ahnen Mode war.“

Aus den Augen und dem Ton des Grafen sprach die gewinnende Liebenswürdigkeit, die ihm die Herzen im Flug zu erobern pflegte.

Dem Doktor der Rechte wurde es unbehaglich zu Mute. Er war nicht gekommen, um gut zu frühstücken und angenehm zu plaudern! Er sah ein, daß er den unterm Gewande verborgenen Dolch rasch zucken müsse, wenn er es überhaupt zu stande bringen wollte!

„Nehle Botschaft auf der langen Bank

Macht dem Gaste wie dem Wirt das Herze frank.“

Rasch entschlossen griff er nach Dtridas letzter Bemerkung.

„Ja, das Fälschen!“ sagte er mit einem tief hervorgeholten Seufzer. „Gerade eine Fälschung schwerwiegendster Art ist es, die mich zu Ihnen führt. Darf ich Sie bitten, mir für eine halbe Stunde aufmerksames Gehör schenken zu wollen, Herr Graf, und mir im voraus zu verzeihen, wenn ich Dinge zu berühren genötigt sein werde, die Ihnen peinlich sein müssen?“ Hüter hatte plötzlich Ton und Ausdruck eines Polizeiagenten angenommen, was den ahnungslosen Grafen einigermaßen in Verwunderung setzte. Wo sollte denn das hinaus?

Dtrida lehnte sich, einen Vortrag erwartend, in den Sessel zurück, schlug ein Bein übers andre und forderte den Gast mit einer leichten Kopfbewegung zum Reden auf.

Bald jedoch beugte er sich vor, seine Pupillen erweiterten sich, die feinen Nasenflügel zuckten.

Hüter war jetzt wieder im Vollbesitz seiner Kaltblütigkeit. In gelassenem Tone, logisch klar und sachlich berichtete er über die Ergebnisse seiner im Dienste der „Wahrheit, Gerechtigkeit und Freundschaft“ angestellten Nachforschungen betreffend die Herkunft und vorgebliche Heirat der Mutter des Grafen Heinrich.

Hüters Spürnase hatte ihn auf die richtige Fährte gebracht und sein Verdacht hatte sich als sehr begründet herausgestellt.

„Es kommt bei dergleichen Entwirrungen thatsächlich nur darauf an, auf einer instinktiv aufgegriffenen richtigen Voraussetzung zu fußen,“ sagte er, während ihm die Freude über seinen Erfolg aus den Augen leuchtete. Er ging mit einem solchen Wohlbehagen die Reihe seiner listigen Zickzack-

wege, Umstellungen und Ueberrumpelungen durch, als erzähle er einem Sportgenossen ein Jagdabenteuer, während doch in Wahrheit jeder seiner schlagenden Argumente den stummen Hörer zermalmend traf.

Der von Güter festgestellte und mit unwiderleglichen Beweisen bekräftigte Sachverhalt war kurz folgender: Die Mutter des Grafen Heinrich Drida war nicht identisch mit der ihren Eltern entlaufenen Komtes Radolinska, hatte dagegen in nächster Gemeinschaft mit dieser Dame gelebt und sich nach deren Tod unter Mitwissen des Galans der Verstorbenen ihres Namens und später einiger Legitimationspapiere bemächtigt. Die Narbe in der linken Handfläche, die ein Erkennungszeichen der Radolinska gewesen war, hatte sich die Geliebte Egon Dridas künstlich eingebrannt. Eine Trauung zwischen dem jungen Grafen Egon und der Zigeunerin, mit der er herumgezogen war, hatte niemals stattgefunden. Alle hierauf bezüglichen Papiere waren von dem schlauen Weibe mit einem beträchtlichen Aufwand von List und Geld gefälscht worden. Die beiden hatten sich im Zorn getrennt, und Graf Egon schien die Echtheit seines Sohnes angezweifelt zu haben. Diese stehe nun freilich über jedem Zweifel, da ja Graf Heinrich das vollendete Abbild seines frühverstorbenen Vaters sei und sogar dessen eigenartige musikalische Begabung in verstärktem Grade geerbt habe.

Nicht ganz nachweisbar, aber auf starken Verdachtsmomenten fußend sei ferner die Vermutung, daß die verlassene Maruscha selbst, nachdem sie vergeblich Einsetzung in die Rechte der Ehefrau gefordert, den treulosen Grafen erschossen habe. Denn erst sein Tod machte ihr das nachher so erfolgreich durchgeführte Intriguenspiel möglich.

Im Verlauf dieser Ausführungen war Güter unversehens in seinen spöttelnden Ton verfallen. Es war zu

schwer, hier seiner Neigung zum Ironisieren Gewalt anzuthun!

Aber er erschraf vor dem eisigen Blick der stolzen Augen Dridas.

„Wollen Sie doch freundlichst berücksichtigen, daß es sich um meine Mutter handelt,“ sagte der Graf.

Er hatte bis jetzt nicht für eine Sekunde die Fassung verloren, aber jetzt ließ er den Kopf sinken und bedeckte die Augen mit der Hand.

Das Traurigste war, daß er nicht zweifelte. Er war nicht ohne Ahnung der Wahrheit gewesen. Wie lange hatten ihn die entsetzlichen Phantasieen seiner sterbenden Mutter verfolgt! Niemand als er selbst und die graue Schwester hatten es damals bei der im Fieber Rasenden ausgehalten, und niemand hatte Gewicht gelegt auf die entsetzlichen Worte, die sie ausgestoßen hatte. Dem Sohn waren sie im Gedächtnis geblieben.

Auch andre Eigentümlichkeiten seiner Mutter, Aeußerungen, die sie in der Erregung gethan und die ihm unverständlich gewesen waren — dann ihre Neigung, harmlose Menschen zu verdächtigen, ihr krankhaftes Mißtrauen, ihre Wut, wenn ihr einmal die Bezeichnung „Zigeunerin“ zu Ohren kam — alles dies drängte sich lebhaft in seine Erinnerung.

Es war ihm nicht möglich, an der haarsträubenden Wahrheit zu zweifeln: seine Mutter war eine Hochstaplerin und die Mörderin seines Vaters, der ihn nicht hatte anerkennen wollen! Er selbst ein unehelicher Sohn, in unrechtmäßigem Besitz des Grafentitels und des Majorats! Güters Eröffnungen mußten seinen Namen der Schande preisgeben, und Lucia war um ihren Kaufpreis betrogen! —

Der Anblick des zusammengesunkenen Mannes griff dem Anwalt ans Herz.

„Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich rücksichtslos gewesen bin. Es ist Ihnen zu viel geworden, fürchte ich!“

Dtrida raffte sich auf. Sein Gesicht war sehr blaß, aber ruhig.

„Bringen wir die Sache zu Ende. Ich habe Ihre Versicherung, daß Sie bisher zu keinem Menschen von Ihren Entdeckungen gesprochen haben! Nicht wahr?“

„Außer zu meinem Freund, dem Grafen Walter Dtrida, zu keinem.“

„Wo sagten Sie, daß mein Vetter sich aufhalte?“

„Auf seinem Besitz Petrolskowo in Polnischen. Er lebt dort unter dem Namen Walter Gerals.“

„Der Graf wies Sie also an mich?“

„Er beantragte, Ihnen die Bekanntgebung der wichtigsten Punkte anheimzustellen, und ist in seinem geradezu naiven Edelmut bereit, auf jede Veröffentlichung zu verzichten — hauptsächlich wohl aus Interesse für die Frau Gräfin, die er persönlich verehrt. Sie begreifen indessen, Herr Graf, daß ich als parteiloser Verfechter der Wahrheit mich auf diesen mehr generösen, als korrekten Weg nicht einzulassen in der Lage bin. Ich habe ihm nur versprechen können, Sie selbst, Herr Graf, zuerst von der Lage der Dinge zu unterrichten.“

„Graf Walter scheint ein echter Edelmann zu sein,“ sagte Dtrida.

„Vom Scheitel bis zur Sohle!“ rief Hüter. „Er ist in seiner Art ein Unikum.“

„Und was werden Sie nun thun?“ fragte Dtrida nach einer kurzen Pause.

„Was ich muß,“ antwortete Hüter mit einem Gesicht, als bedauere er lebhaft, einer so peinlichen Verpflichtung gegenüberzustehen. „Ich werde die Angelegenheit den ordnungsmäßigen Weg gehen lassen.“

„Ein Skandalprozeß,“ murmelte nachdenklich der Graf.

Der Diener erschien in der Thür und meldete „unterthänigst“, daß das Mittagessen serviert sei.

Der Graf sah nach der Uhr. Wahrhaftig, es war fünf geworden. Die Konferenz hatte zwei und eine halbe Stunde gedauert.

Er schüttelte sich, wie wenn er etwas Lästiges abwerfen wolle, richtete sich hoch auf und nahm seine ruhig höfliche Miene an.

„Das Essen steht auf dem Tisch und wir dürfen die Gräfin nicht warten lassen,“ sagte er; „kommen Sie mit, Herr Doktor — à la fortune du pot.“

Hüter erstaunte. Das Talent zum Komödienspielen schien dieser Mann in vollem Umfang von seiner Frau Mutter geerbt zu haben! Benahm er sich nicht eben, als sei nur von Gobelinimitationen die Rede gewesen? —

Fast wurde es ihm unheimlich; aber da er nervöse Abspannung und Hunger empfand und daneben neugierig auf die Bekanntschaft der reichen Amerikanerin war, die sich einen Simili-Grafen für einen echten gekauft hatte, nahm er die Einladung an.

Die Frau Gräfin war steif und die Küche englisch, was beides dem Doktor antipathisch war; aber die Weinstoffen ließen nichts zu wünschen übrig, und der Graf entfaltete seine glänzendste Gesprächskunst.

Er blendete und bezauberte. Seine Art erweckte den Anschein, als sei ihm selten oder nie ein so interessanter, komplizierter Charakter in den Weg gekommen, wie Hüter. Scheinbar als Spielerei beleuchtete er Hüters geheime Schwächen, doch immer so, daß sie noch als liebenswürdige Menschlichkeiten aufgefaßt werden konnten. Dann betonte er das zart Bibrierende, Anempfindende, Verständnisfähige und zum Leiden Vorbestimmte Hüterscher Naturen, deren scheinbare Härte doch immer nur die Notwehr einer fast rührenden feilschen Hilflosigkeit sei.

„Selbst gequält, müssen Sie Dual bereiten,“ sagte er, „aber Sie werden sich vorwiegend gegen sich selbst kehren. Sie werden eine mit Wein gewürzte Lust daran finden, Ihr Ich unter die Lupe zu nehmen und schonungslos zu analysieren. Dann lachen Sie sich aus und gelangen zur Selbstironie.“

Hüter war anfangs betroffen, dann gefesselt, endlich bezaubert.

Der Graf sah es mit Befriedigung. „Berlieb dich nur in den, den du vernichtest,“ dachte er; „das soll meine harmlose kleine Rache sein.“

„Aber du ist ja gar nichts, Harry!“ sagte die Gräfin mehr als einmal.

Sie hob die Tafel auf und verabschiedete sich höflich, aber kühl von dem Gast, der ihren Mann so absonderlich zu fesseln schien.

Allein gelassen, bot der Graf dem Doktor eine Cigarre an, dieser bat jedoch, das Anspannen seiner Kutsche veranlassen zu wollen, da er sonst nicht zum Nachtschnellzug zurechtkäme.

„Nun müssen Sie mir eins in die Hand versprechen,“ sagte Dtrida, nachdem er den Diener fortgeschickt hatte, „warten Sie von morgen ab drei Tage, ehe Sie einen weiteren Schritt in dieser Sache thun! Ich brauche diese Frist, um meine Maßregeln zu treffen, denn es handelt sich für mich um eine völlige Umgestaltung meines bisherigen Lebens. Also Sie schenken mir drei Tage.“

Er streckte lächelnd die schmale, schön geformte Hand aus, und Hüter schlug ein.

„Acht Tage, wenn Ihnen daran gelegen ist, Herr Graf! Bierzehn! Es soll mir gleich sein.“

„Mit dieser großmütigen Regung würden Sie auch als Richter Ihrem zum Tode verurteilten Opfer eine Handvoll Tage schenken,“ meinte Dtrida heiter. „Acht — ja, vierzehn sogar!“

„Aber ich bitte Sie, Herr Graf!“ protestierte Hüter, „nein, ich muß wirklich dringend bitten, mich nicht mißverstehen zu wollen!“

Dtrida lächelte und machte eine beschwichtigende Handbewegung. „Ich brauche weder vierzehn Tage noch acht. Warten Sie nur einen Brief von mir ab. In drei Tagen spätestens trifft er Sie.“

„Er wird mich zu bestechen suchen,“ dachte Hüter. Aber er wiederholte sein Versprechen und notierte dem Grafen seine Berliner Adresse. Solange er denken konnte, hatte ihm kein Mensch einen so starken persönlichen Eindruck gemacht wie dieser unglückliche Dtrida.

„Der Wagen des Herrn Doktor ist vorgefahren,“ meldete der Diener.

Der Graf begleitete den Anwalt bis an den Kutschenschlag. Dann stand er noch eine Weile unbedeckten Hauptes vor der Thür, hörte auf das ferne Verhalten der Pferdehufe, auf das Gebell der Hunde im Dorf und auf die Nachtigallen.

Er atmete tief auf in der maudustenden Abendluft und ging mit langsamen Schritten nach seinem Zimmer.

Hier setzte er sich an den Schreibtisch und begann Briefe zu schreiben; aber die Gewalttätigkeit der auf ihn einströmenden Gedanken riß ihn immer wieder vom Sessel auf. Mit rastlosen Schritten wanderte er im Zimmer auf und ab, bis er sich zum Weiterschreiben zwang.

Um neun Uhr trat Lucia ein. „Kommst du heute nicht zum Thee?“ fragte sie mit einer kleinen Stirnfalte zwischen den Augenbrauen.

Er war aufgestanden und ihr entgegengegangen und war erstaunt über das, was er empfand. Wie weggeblasen war plötzlich das quälende Gefühl der Abneigung gegen sie. Er sah das stolze, verschlossene junge Weib, das seinen Schmerz so verschwiegen trug, mit achtungsvoller Teilnahme

an. Sie war ein Charakter! Sie würde auch in des Schiffbruchs Knirschen nicht zusammenbrechen. Das war sehr beruhigend.

„Ich habe wichtige Briefe zu schreiben,“ sagte er.

„Soll ich dir eine Tasse Thee herüberschicken?“

„Nein, ich danke dir. Gute Nacht, meine liebe Lucia.“

Er zog sie an sich und küßte sie auf den Mund.

Erstaunt über diese seltene Anwandlung von Zärtlichkeit strich sie sich den Scheitel glatt und sah ihn prüfend an.

„Was ist dir, Harry?“

„Nichts, Kind. Ich bin müde und habe noch einige unangenehme Briefe zu schreiben. Gute Nacht!“

„Gute Nacht.“

Noch ein Händedruck, dann ließ sie ihn allein. In der Bücherei, wo sie ihren abendlichen Thee zu trinken pflegten, flackerte ein Holzfeuerchen im Kamin.

Sie liebte es, abends den Flammenschein zu sehen, sogar im Sommer. Nun setzte sie sich in einen Schaukelstuhl, trank eine dritte Tasse Thee aus und fuhr in der sie stark fesselnden Lektüre des eben erschienenen englischen Romans „Robert Elsmere“ fort.

So saß sie wohl zwei Stunden lang. Von Zeit zu Zeit blickte sie über das Buch weg und dachte darüber nach, ob sie im gleichen Fall wohl ebenso handeln würde wie die Gelbin.

Auf einmal schrak sie zusammen. Ein Knall wie ein Büchschuß hatte die Nachtstille durchdrungen. Im Schloßhof schlugen die Hunde an. Sollte irgend etwas explodiert sein!

Die Vorstellung einer Feuergefährdung drängte sich ihr auf. Sie legte ihren Romanband aufgeschlagen zur Seite, zündete die Lichter auf dem bereitstehenden Armleuchter

an, sah nach der Wanduhr, die auf elf zeigte, und ging hinaus, die Treppe hinunter nach den Küchen- und Gefinde-räumen.

Es regte sich nichts. Nur ihre eigenen Schritte hallten in der Nachtstille.

Sie zitterte vor einer Wiederholung der unheilverkündenden Detonation, aber es blieb still.

Am Fuß der Treppe kam ihr der Kammerdiener Philipp entgegen. Er sah verstört aus.

„Haben Sie den Knall gehört?“ fragte die Gräfin.

Philipp bejahte. Er sei auf dem Stuhl eingeschlafen gewesen; der Herr Graf müsse noch schreiben, denn er habe noch nicht zum Auskleiden geschafft.

„Dann muß er das Geräusch ebensogut gehört haben wie ich,“ sagte die Gräfin.

Herrin und Diener wechselten einen angsterfüllten Blick. Beiden kam derselbe Gedanke: warum läßt er sich nicht sehen?

Philipp hatte ihr den Leuchter abgenommen und eilte ihr voran die Treppe hinauf nach dem Zimmer des Grafen. Hastig riß sie die Thür auf und taumelte mit einem Schrei des Schreckens gegen die Wand.

„O, mein Gott! O, mein Gott!“ — —

Graf Heinrich lag, aus einer Brustwunde blutend, am Boden. Neben ihm, der Hand entsunken, ein Revolver.

„S' ist unrecht, wenn der Schmerz im Frühling kommt!
Herbststurm und Mitternacht, die mögen beide
Geleit ihm sein, wie's solchem Gaste frommt.
Der Frühling aber, der gehört der Freude! —

Was soll das Trennungsweg zur Frühlingszeit,
Wenn Beilchen blüh'n auf sonnigen Terrassen?
Ein frisches Grab von Blüten überschneit?
Ein brechend Herz im Mai? Ich kann's nicht fassen.“

Diese schwermütigen Verse trug Margarete von Sorben am Abend des ersten Mai in ihr Notizbuch ein und dann legte sie sich, wunderbar beruhigt, zu Bett.

Isse und Ahlefeld waren gleich nach der Trauung abgereist, die andern setzten aber das Tanzen und Bankettieren von gestern fröhlich fort.

Margarete allein hatte sich zurückgezogen. Von all dem Weinen, der Aufregung, dem künstlichen Lächeln und Beteiligtscheinen that ihr der Kopf weh und sie fühlte überwältigende Müdigkeit. Auch schlief sie bald ein.

Plötzlich erwachte sie von einem ihre Augen treffenden Lichtschein.

Bewundert und blinzelnd öffnete sie die Augen. Vor ihr stand das Stubenmädchen. Sie hielt ein brennendes Lämpchen in der einen, einen Brief in der andern Hand.

„Ach, gnädiges Fräulein schlafen schon. Ich bitte unterthänigst um Verzeihung, gnädiges Fräulein, der Diener vom Bjelsdorffer Herrn Grafen hat den Brief gebracht, und ich sollte ihn nur dem gnädigen Fräulein selbst abgeben und es wäre eilig!“

„Das ist ja merkwürdig!“ rief Margarete aus und griff nach dem Brief. „Sollte er so wahnsinnig sein, ein heimliches Zusammentreffen erlangen zu wollen?“ Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

Im Bett aufstehend, zerriß sie den Umschlag und erkannte

auf dem wappengeschmückten Briefbogen die runden englischen Schriftzüge der Gräfin. Es waren wenige offenbar in großer Hast hingeworfene Worte:

„Heinrich stirbt! Ein Unfall. — Er ruft im Delirium Ihren Namen! Wenn Sie großmütig sind, kommen Sie rasch. Vielleicht schafft es ihm Linderung! Ich flehe Sie an: kommen Sie!

Lucia Otrida.“

Mit beiden Füßen war Margarete aus dem Bett, so schnell, daß das Mädchen erschraf.

„Ist der Bjelsdorffer Wagen unten?“

„Ja, der zweiräderige, mit dem der Philipp gekommen ist.“

„Lauf rasch, Lisbeth! In drei Minuten wär' ich unten!“

„Nur jetzt ruhig! ruhig! ruhig!“ kommandierte sie sich zwischen den fest aufeinandergebissenen Zähnen hindurch. Das Zittern der Glieder durfte sie nicht an rascher, sicherer Ausführung der Bewegungen hindern! Die Besinnung durfte sie nicht eine Sekunde verlassen!

„Wenn ich zu spät käme — das überwände ich nie!“

Fiebernd vor Hast und ohne jede Eitelkeitsrückacht kleidete sie sich an. Sie ließ die Hälfte der Taillenkнопfe offen stehen und dachte weder an Krage und Manschetten, noch an Brosche oder Handschuhe. Rasch den Mantel umgelegt, die seidene Caprefermütze auf den Kopf, und nun eilte sie, ohne das Licht zu löschen oder eine Thür zu schließen, die steinerne Wendeltreppe hinab vors Haus.

Die Fenster im Saal und den anstoßenden Gesellschaftszimmern waren noch erleuchtet. Man hörte Klavierpiel und sah die an den Fenstern vorüberfließenden Gestalten der Tanzenden.

Philipp half Margarete stumm in den Wagen und schwang sich auf den Kutschersitz. Der Hufschlag dröhnte auf dem Steinpflaster des Schloßhofs, der leichte Wagen rumpelte durch die Thorfahrt. Die Turmuhr ließ zwölf hallende Schläge ertönen.

Liebliche Maiennacht! Tiefe weiche Schatten im Thal, Mondesglimmern auf dem Wasser!

Die beiden Bjelsdorffer Traber sausten, und doch meinte Margarete, die dunkle Masse des burggekrönten Hügels nicht näherrücken zu sehen.

„Um Gottes willen, schneller fahren!“ flehte sie.

„Wir fahren sehr schnell, gnädiges Fräulein,“ sagte Philipp.

Sie verging vor Angst. Der Lichtschimmer dort oben schien ihr unheimlich ruhig. „Sie wachen bei einem Toten, und wir kommen gewiß, gewiß zu spät!“

Wie einen stechenden, physischen Schmerz empfand sie die Angst! Jetzt ging's hügelan, so langsam, o, so tödlich langsam! Sie versteckte das Gesicht in den Händen, um nichts mehr zu sehen, nichts mehr zu denken!

Ein Klaffeln auf Steinen, ein Ruck, daß sie fast hintenüber fiel — baumstill standen die Pferde.

Sie sprang vom Wagen und eilte ins Haus, ehe jemand Zeit hatte, ihr zu helfen.

Aber als sie, von der schluchzenden Marie Schönemann geleitet, die breite, schwarze Eichenholztreppe hinanstieg, war's, als seien ihre Füße mit Blei ausgegossen, als klebten die Sohlen am Boden.

„Ich komme ja doch zu spät,“ sagte sie in dumpfer Verzweiflung.

Oben an der Treppe stand Lucia. Sie trug noch das schwarze Sammetkleid vom Morgen in Peternitz, aber die breiten Brüsseler Spitzen um Hals und Ärmel waren mit Blut besleckt. Ihr Gesicht sah ernst und streng aus.

Margarete stand still. „Er ist schon tot!“ rief sie mit weitgeöffneten entsetzten Augen.

Lucia verneinte.

Da löste sich die Starrheit in Margaretes Gliedern, sie atmete frei auf und schritt vorwärts.

Lucia nahm ihr mit eigenen Händen den Mantel ab und die Mütze.

„Ich dachte mir, daß Sie kommen würden,“ sagte sie im Ton der Anerkennung.

Margaretes Augen flehten sie an.

„Kommen Sie,“ sagte Lucia. „Er phantasiert und nennt immer nur Ihren Namen.“

Das ganze Schloß war in Bewegung. Diener rannten hin und her und Mägde. Der Dorfbadler, der den Verband angelegt, hantierte im Ahnensaal mit Bandagen und Instrumenten und füllte die Luft mit Karbolgeruch. Marie Schönemann wischte sich die Augen mit der Schürze und heulte laut. Aufregung und bleiches Entsetzen malten sich auf allen Gesichtern außer auf dem der Gräfin.

An Lucias Seite durchwanderte Margarete die Räume, die sie vor kurzem bei Abendsonnenbeleuchtung und in der Unordnung des Reinmachens gesehen hatte. Ueberall brannten die Hängelampen; ein warmer Schein fiel auf das lebensgroße Delbild des Grafen Egon, dem der Sohn so ähnlich sah.

Endlich das Schlafzimmer des Grafen. Auf dem vort Bett Himmel überwölbten niedrigen Lager sah Margarete seinen dunklen Kopf sich ruhelos auf den weißen Kissen wälzen. Sie sah ein fieberglühendes Gesicht und hörte ein schauriges Röcheln.

Sie glaubte zusammenzubrechen, überwand jedoch die Schwäche rasch.

Die schmalen, schönen Hände des Sterbenden tasteten ins Leere — das unheimliche Zeichen nahen Todes, seine

Lippen murmelten schwer verständliche Worte, so oft das Köcheln nachließ.

„Margarete! — nein, nein — du willst nicht, willst nicht! Ah! — Margarete!“

Sie sank in die Kniee und beugte sich über ihn. „Ich bin ja hier!“

Sein Blick wurde klar. Er sah sie groß und freudig an. „O, wie gut!“ sagte er deutlich, „danke, danke! Es ist nun gut.“

Immer noch klang die gebrochene Stimme einschmeichelnd.

Sie neigte sich tiefer und küßte ihn.

Ein glückliches Lächeln dankte ihr, dann begann aufs neue das schreckliche Köcheln.

Sanft ließ sie den linken Arm unter seine Schultern gleiten und hielt eine seiner Hände in der ihren.

Das schien ihn zu beruhigen.

Er lehnte den Kopf gegen ihre Brust und sagte leise: „Es ist nun gut.“

Sie regte sich nicht und starrte in das geliebte Gesicht, aus dem die Fiebröthe gewichen war, um einer durchsichtig bläulichen Blässe Platz zu machen.

Seine Brust hob und senkte sich unter dem immer rascher und kürzer werdenden Köcheln; plötzlich stöhnte er kurz auf, ein Zucken durchlief seinen Körper, das Köcheln brach ab, es wurde still.

Margarete regte sich nicht.

Im Nebenzimmer saß Lucia und las mit leiser Stimme die anglikanischen Sterbegebete. Es war unheimlich still geworden, so daß man das Ticken des Holzwurms in der Wand hörte und den Klageruf der Unken vom Weiher herauf.

Die Glocke schlug die zweite Stunde, dann das erste Viertel. Endlich rasselte der Wagen in den Schloß-

hof, der den Doctor Duellzow aus der Kreisstadt geholt hatte.

Die Stadt war weit und Duellzow war verschlafen gewesen, denn er hatte die ganze vorige Nacht hindurch in Käzenbreuschka getanzt.

Jetzt krachte das alte Holz der Treppe unter seinen Schritten.

Die Gräfin stand auf und ging ihm ein paar Zimmer weit entgegen. Sie reichte ihm die Hand zum Gruß und sagte mit halber Stimme: „Es ist ein Schuß in die Lunge. Fräulein von Sorben wacht bei ihm. Ich rechne auf Verschwiegenheit.“

Der schöne Duellzow hatte seine undurchdringlichste Amtsmiene aufgesetzt. „Das versteht sich ganz von selbst, gnädigste Gräfin,“ sagte er.

Dann führte sie ihn an das Krankenlager.

Der Arzt streifte mit einem flüchtigen Blick das am Boden knieende Mädchen. Dann ergriff er die Hand des Patienten und ließ sie sogleich wieder sinken.

Ergriffen wandte er sich der Gräfin zu. „Der Herr Graf ist bereits verschieden.“

Lucia Dtrida verlor die Fassung nicht für einen Augenblick. Sie zeigte weder Schreck noch Schmerz und vergoß auch keine Thränen.

Der glänzende Mann, dessen Besitz das Ziel ihrer ehrsüchtigen Wünsche gewesen war, stand jetzt vor dem ewigen Richter — so hatte die überfirnißte Tragödie ihrer Ehe ein unerwartetes Ende gefunden.

„Es ist Gottes Wille,“ sagte sie.

Er, an dessen Vaterherzen sie Zuflucht gesucht und gefunden, hatte das Furchtbare geschehen lassen, das ihr noch einmal das Recht, über ihr Leben zu verfügen, zurückgab. An der Leiche ihres Gatten betete sie um Kraft und Einsicht, dies Recht künftig in Gott wohlgefälligem Sinne auszuüben.

Sie traf noch in der Nacht die nötigen Anordnungen. Auf dem Schreibtisch des Toten hatte sie mehrere adressierte Briefe gefunden: einen an Hüter, einen an den Grafen Walter Dtrida, einen an sie selbst gerichtet.

Sie las, an seinem Schreibtische sitzend, die für sie bestimmten Zeilen:

„Liebe Lucia,“ hatte er geschrieben, „ich bitte Dich um Entschuldigun^g, wenn ich Dir Schreden und Unannehmlichkeiten bereite. Allein ich kann nicht anders. Der Rechtsanwält Hüter, unser Tischgast von heute, ist im Besitz von Dokumenten, die den Namen, den wir tragen, dem Skandal preisgeben müssen. Sobald ich tot bin, wird niemand durch sein Schweigen geschädigt, darum solltest Du dies Schweigen zu erkaufen suchen. Wir haben — zum Glück! — keinen Sohn, und das Majorat fällt einem Better zweiten Grades, dem Grafen Walter Dtrida zu. Ich habe Dich nicht glücklich machen können, meine arme Lucia, Du wirst meinen Tod als Befreiung empfinden und dem Toten nicht zürnen! Lebwohl!“

Heinrich Dtrida.“

„Unglücklicher, Beklagenswerter!“ dachte sie, als sie zu Ende gelesen hatte. „Verhängnisvolle, unselige Verwirrung! Um eines Namens willen geht er in den Tod! Was ist vor dem Ewigen ein Name? Dieselbe Eitelkeit, die mich in die Sünde dieser Ehe gelockt hat, treibt ihn in den Selbstmord! — Wie furchtbar muß ihm die Beschimpfung seines Namens erschienen sein, daß er sein Leben dafür wegwarf! Aber ich will dem Mann, der im Besitz des Geheimnisses ist, den Mund mit Gold versiegeln, um seines Andenkens willen.“

Den andern Briefen fügte sie eine kurze Mitteilung des Todes bei und sandte sie nebst Bestellungen und Aufträgen nach der Station.

Es war unendlich viel zu überlegen, aber sie hatte ihre Gedanken beisammen.

Als sie alles dies besorgt hatte, dachte sie ein wenig nach und begab sich leisen Schrittes nach dem Sterbezimmer. Es war fünf Uhr morgens, doch brannten im Schloß noch die Lampen. Der Tote schien ruhig zu schlafen. Noch hatte er die unheimlich wächserne Leichenfarbe nicht angenommen. Neben ihm saß Margarete und sah ihn an.

Lucia zog die Fenstervorhänge zurück. Morgenlicht und Luft strömten herein. Sie löschte die Hängelampe; dann ging sie zu Margarete hin und berührte ihre Schulter.

Margarete hob ein wenig den Kopf.

„Liebste,“ sagte Lucia, „wollen Sie in diesen traurigen Tagen bei mir bleiben? Ich bin ganz allein!“

Jetzt sah Margarete auf. „Ich kann nicht fort,“ sagte sie matt.

„Dann will ich nach Käzenbreuscha schicken und Ihre Frau Mama benachrichtigen,“ sagte Lucia.

Vom Morgen bis zum Abend jagten Boten und Wagen von und nach Bjelsdorff.

Der jähe Tod des jungen Grafen — es hieß, er sei an einem Lungen Schlag gestorben — brachte alle Gemüter in Bewegung.

Von weither kamen sie, um die unter Frühlingsgrün aufgebahnte schöne Leiche zu sehen. Ein bekannter Maler kam von Berlin gereist, um den Toten zu zeichnen. Unzählige Kränze wurden am Sarge niedergelegt, und viele Thränen flossen.

Der Verstorbene war aller Welt Liebling gewesen, und die kühle Haltung der jungen Witwe rief abfällige Kritik hervor.

„Diese Frau hat positiv keinen Funken Gefühl!“ hieß es, oder: „Sie ist kalt wie eine Hundeschнауze!“

Dagegen fielen die verweinten Augen des Fräuleins von Sorben niemand auf.

Margarete und Lucia hatten in einer langen, stummen Umarmung Freundschaft geschlossen.

Der starre Schmerz Margaretes hatte sich in stille, aber unaufhaltsam fließende Thränen aufgelöst. Alle Bitterkeit, aller Trost ihres Herzens schien mit diesen Thränenfluten fortgeschwemmt zu werden.

Bei dem Toten weilt sie nur noch auf kurze Minuten. Sie sah nicht mehr den beselzten Menschen, den sie geliebt hatte, sondern empfand angeführt dieser starren, wächsernen Form mit überwältigender Schärfe den Gegensatz zwischen Geist und Körper.

„I have no place, no part,
no dwelling more — on sea or shore, —
but only in thine heart!“

Und nun schob sich ein Tag nach dem andern zwischen das, was war, und das Jetzt. Man gebrauchte die Form der Vergangenheit, wenn man von Heinrich Dirida redete. Sie selbst hatte es schon über die Lippen gebracht, das traurig klingende: „er war“.

Es war der Morgen der Beisetzungsfeier. Ganz in schwarzen Krepp und langwallende Schleier gehüllt, die Schneppe der Witwenhaube tief in der jugendlichen Stirn, saß Lucia über ihren Kontobüchern und trug Ausgaben ein. Da trat Philipp ein und brachte auf silbernem Teller eine Visitenkarte.

Lucia machte ein ärgerliches Gesicht.

„Aber Sie wissen doch, daß ich niemand annehme!“ sagte sie, „die Besucher sollen an den Katafalk geführt werden, wenn sie es wünschen. Ich empfangen nicht.“

Trotz dieser deutlichen Anweisung schien Philipp zu zögern.

„Haben Sie verstanden?“ rief sie herrisch.

Da zog er sich zurück.

Gleich darauf trat Margarete ein und legte ein Visitenkärtchen auf Lucias Schreibtisch.

„Philipp sagte mir eben, du würdest dich für den Namen interessieren, ich möchte dich darauf aufmerksam machen.“

Lucia warf einen Blick auf das Kärtchen, errötete jäh und stand auf.

„Ist er da?“

„Ja. Philipp hat ihn ins Gobelinzimmer geführt,“ sagte Margarete etwas verwundert über Lucias Gemütsbewegung. „Er scheint anzunehmen, daß du ihm eine Privataudienz gewährst.“

Lucia hatte sich gesammelt. „Das muß ich auch,“ sagte sie ruhig, „es ist ein alter Freund: Herr Gerald aus Amerika. — Ich danke dir, Liebste.“

Sie verließ das Zimmer, und die Kreppschleppe raschelte hinter ihr drein. Aber bei aller äußeren Ruhe war sie von einer starken Aufregung beherrscht.

Sie hatte ihn ein Jahr vor ihrer Verlobung zuletzt gesehen! Dazwischen war sie Braut, Frau und Witwe geworden; aber viel bedeutender, als diese äußeren Wechselfälle, schien ihr die in ihrem Innern seitdem vorgegangene Umwälzung. Als ein leichtfertiges, weltliches Mädchen hatte er sie verlassen, als eine von Gottes Hand gebeugte Büßerin sollte er sie wiederfinden! Was mochte er indessen erfahren und erlebt haben! Ach, er ahnte nicht, daß sie heimliche Thränen um ihn geweint, daß sie sich bittere Vorwürfe seinetwegen gemacht hatte!

Aber daran durfte sie heute nicht denken.

Sie öffnete die Thür des Gobelinzimmers.

Er hatte am Fenster gestanden und kam jetzt auf sie zu, aber mit zögerndem Schritt. Wie oft hatte sich Lucia gewünscht, sein liebes Gesicht einmal wieder zu sehen, und nun er vor ihr stand, erschraf sie. Was fehlte ihm denn? So angegriffen und bekümmert hatte sie ihn noch nie gesehen.

Der Gute, Liebe! Er mußte ja glauben, ihr Herz blute um den Verlust ihres Erdenglückes! Darum griff ihn ihr Anblick an.

Sie sagte es sich, weil sie von seiner Ergebenheit und Treue innigst überzeugt war, und sie nahm sich vor, um feinetwillen die Demütigung einer Beichte auf sich zu nehmen, — jetzt gleich.

Sie streckte ihm herzlich beide Hände entgegen.

„Mein lieber Freund! Wie lange haben wir uns nicht gesehen! Wie dankbar bin ich für Ihr Kommen!“

„Ich mußte kommen, gnädigste Gräfin,“ entgegnete er gepreßt.

Sie hob den Finger: „Bitte, wenn wir unter uns sind, nicht ‚gnädigste Gräfin‘! Oder soll alles zwischen uns anders geworden sein?“

Sie war sanft und ruhig, mehr ergebungsvoll, als schmerzbezeugt. Er blickte ihr prüfend und staunend in die Augen.

„Setzen Sie sich, lieber Walter. Ich habe Ihnen vieles zu sagen und ich muß es sagen, denn Ihnen gegenüber will ich nicht anders erscheinen, als ich bin. Andern spielt man Komödie vor, aber nicht dem Freund.“

Stumm nahm er in dem Sessel Platz, in dem vor wenigen Tagen Hüter gesessen.

Sie stützte den Ellbogen auf den Tisch und den Kopf auf die Hand. Einiger Augenblicke bedurfte sie, um Mut zu fassen, dann begann sie mit etwas tonloser Stimme: „Unsre Ehe war nicht glücklich. Meine Heirat war eine

Sünde gegen den heiligen Geist. Ich habe Heinrich Otrida zu meinen Füßen sehen wollen, weil er der gefeiertste der jungen Kavaliere war und weil ich den Triumph, ihn zu besitzen, keiner andern gönnte. Für diesen sündhaften, eiteln Hochmut hat mich Gott gestraft. Ich habe ihn niemals wirklich geliebt, und er hat mich von dem Augenblicke unsrer Vereinigung an verabscheut. So sind wir nebeneinander hergegangen, wie zwei aneinander geschmiebete Galeerenflaven. Darum ist Heinrichs Tod kein Verlust für mich, sondern eine Befreiung. Vielleicht finden Sie mich herzlos, wenn ich so spreche, während er noch auf der Bahre liegt. Sie sind auch der einzige, der es hört. Sie wissen, ich habe mich Ihnen gegenüber niemals besser zu zeigen gesucht, als ich bin. Ich habe Ihnen immer die Wahrheit gesagt, und o! Walter, es thut wohl, einmal wieder wahr sein zu dürfen! — Alle Welt bejammert mich und drückt mir Teilnahme aus, und ich möchte ihnen zurufen: damals, als ich ihn heiratete, war es Zeit, mich zu beklagen — jetzt sind wir ja erlöst, er, über den ihr Thränen vergießt, und ich! Ach, Walter, das Leben ist so ernst und traurig!“

In seinem Gesicht war während ihres Sprechens eine Umwandlung vorgegangen. Von einer Dual befreit, atmete er tief auf, aber er konnte sie jetzt nicht ansehen, sondern hielt den Blick gesenkt.

„Arme Lucia!“ sagte er leise und weich.

„Mein Mann liebte eine andre,“ fuhr sie fort, „ein großherziges Mädchen, das ihm treu war und mit dem er mich immer in Gedanken verglich. Dann erschien ich ihm hassenswürdig. Nicht daß er es ausgesprochen hätte, aber so etwas fühlt man bald heraus. Er konnte mich kaum ohne Widerwillen ansehen. Erst die Nähe des Todes stimmte ihn versöhnlich. Er hat schwer gelitten. Möge ihm Gott verzeihen, wie ich verziehen habe. Die Erinnerung an ihn hat nichts Bitteres mehr.“

Walters Gesicht drückte lebhaftige Gemütsbewegung aus, aber er sah auf seine Stiefelspitzen und sagte nichts.

„Walter! Haben Sie kein freundliches Wort für mich?“

Er hob den Kopf, aber seine blauen Augen blickten weniger klar, als sonst.

„Alles, was Sie da sagen, ist so erschütternd! Es kommt so plötzlich — ich muß es erst verwinden.“

Sie neigte sich ihm entgegen und dämpfte die Stimme zum Flüstern. „Wissen Sie, daß er sich erschossen hat?“

Er neigte bejahend den Kopf.

„Es ist furchtbar, nicht wahr? — Und keine Ausöhnung mit seinem Gott! Ich habe für ihn gebetet; — das war alles, was ich thun konnte. Wird er droben Verzeihung erlangen?“

Walter sah sie fest an. „Gott ist die Liebe,“ sagte er; „kein Dogma sollte diesen Grundbegriff unsrer Religion ins Wanken bringen.“

Weil er es sagte, nahm sie es als ein Evangelium. Sie hatte ihm von jeher geglaubt.

„Wollen Sie ihn noch einmal sehen?“ fragte sie und erhob sich.

Er bot ihr den Arm und führte sie in den Saal, wo die Leiche aufgebahrt stand. Die Fenster waren schwarz verhängt, Kerzen brannten und ein aus Karbol, Cypressen, Buchsbaum und Blumen gemischter starker Geruch erfüllte die Luft.

Zu Füßen des Sarges stand eine Gruppe ernstblickender Männer in Sonntagsröcken, darunter Philipp mit seinen verweinten Augen und der alte Schreinermeister des Dorfes.

Während Walter in tiefer Bewegung die schönen, stillen Züge des Toten betrachtete, die so jung und

schmerzlos ausahen, verrichtete Lucia knieend ein stilles Gebet.

Als sie sich erhob, trat Philipp an sie heran. „Befehlen gnädigste Gräfin, daß wir den Sarg jetzt schließen?“ fragte er mit gedämpfter Stimme.

Sie warf einen Blick auf die Uhr. „Ja, es ist Zeit,“ sagte sie dumpf und verließ den Saal; doch hörte sie noch, wie der Meister Schreiner sagte: „Das ist ja unser neuer Herr Graf!“

Wo? Sie sah sich suchend um. Sollte der neue Majorats Herr hier eingedrungen sein, ohne sich melden zu lassen? Aber nein; die Leute hatten sich wohl durch Walters Vertraulichkeit mit ihr und durch seine vornehme Erscheinung täuschen lassen; es war kein Fremder anwesend, außer ihm.

Zwei Stunden später war die ganze Nachbarschaft und zahlreiche, weit hergereiste Trauergäste zur Totenfeier im großen Saal des Bjelsdorffer Schlosses versammelt.

Alle Anwesenden in tiefstem Schwarz, alle Taschentücher in Bewegung!

Als Letzte erschien die Gräfin Lucia am Arm des im Ornat befindlichen Peternitzer Pastors.

Der Pastor begrüßte noch einige aus Berlin gekommene Auntsbrüder. Währenddem kam der würdige Landrat des Kreises auf die Gräfin zu, küßte ihr feuchten Auges die Hand und bat um die Vergünstigung, ihr den Grafen Walter Otrida vorstellen zu dürfen.

„Ist er hier?“ fragte sie, die Augen umherstreifen lassend. Welcher unter den vielen mochte der Nachfolger ihres toten Gatten sein? Eigentlich kümmerte es sie wenig, denn was hatte sie mit ihm zu schaffen? Nichts

als ihm das Feld zu räumen, und sie überließ ihm Bjelsdorff gerne!

Aber was jetzt vor sich ging — war es Wirklichkeit, oder fingen die überreizten Nerven an, den Dienst zu versagen?

„Meine gnädigste Gräfin, Graf Walter Otrida,“ sagte der Landrat und trat zurück.

Und der sich jetzt über ihre Hand neigte, war Walter.

Ihre Augen fragten: Ist das wahr?

„Ich bin Graf Heinrichs nächster Verwandter,“ sagte er leise, „ein Otrida.“

Sie wandte sich rasch ab, so daß er den vorwurfsvollen und entsetzten Blick nicht mehr bemerkte.

Dann nahm sie zwischen Walter und dem Landrat ihren Sitz ein und die Feier begann.

Niemand fand heute, daß die verwitwete Gräfin kühl oder ruhig aussehe. Ihre Augen hatten einen verstörten Ausdruck, ihr Gesicht war bleich und starr.

Das Rollen der letzten Wagen und auch der Hufschlag der Pferde war verhallt.

Die Gräfin hatte sich unmittelbar nach der Ceremonie in ihre Privatzimmer zurückgezogen; Fräulein von Sorben war überhaupt nicht sichtbar geworden, trotz der Anwesenheit der Herrschaften von Käßenbreusch. So hatte Walter die Hausherrenpflicht übernommen und die Gäste mit ein paar Worten des Dankes an den Wagen geleitet. Jetzt stand er allein unter dem Mauerpförtchen, wo das Brünchen plätscherte und die alte Kastanie ihr kräftiges, saftgrünes Laub ausstreckte.

Der Himmel rötete sich bereits im Westen. Mit sanftem Geläute zog, vom Spitzhund umsprungen, die Schafherde dem Dorfe zu.

Ihm war ganz wunderbar zu Sinne. Hier stand er nun als rechtmäßiger Herr des Fleckchens Erde, das seit seiner Knabenzeit der Inhalt seiner Träume gewesen war, hier, wo jeder knorrige Baumstamm, jeder Ausblick, jeder verwitterte Stein den unvergleichlichen Zauber der Jugenderinnerung trug. Und nicht allein das, sondern auch die Frau, die Frau, die er liebte, wohnte hier!

Alles Begehrtenswerte war auf diesem einen Ordenstückchen beisammen und war sein eigen, oder sollte es werden. Wie hatte er in schwachen Stunden den jüngeren Better, dem das Glück alles in den Schoß warf, beneidet!

Und nun auf einmal dieser Umschwung!

Er hatte ihn nie geahnt, nie herbeigewünscht. Als Güter ihm jene verhängnisvollen Entdeckungen mitgeteilt, hatte er alles gethan, um das Ungemach von Lucia und Heinrich abzuwenden. Am Morgen des heutigen Tages noch hatte er blutenden Herzens die rasche That seines unglücklichen Betters verwünscht, weil er vermutet hatte, Lucia unter einem solchen Schlag zusammenbrechen zu sehen.

Jetzt lagen die Dinge anders. Sie selbst hatte ihm ja gestanden, daß sie Heinrichs Tod als eine Befreiung empfinde.

Ein ganz neues, beseligendes Hoffen zog in sein Herz ein. Der Ausklang jenes bethörenden Frühlingssonges summt ihm im Ohr:

„Nun muß sich alles, alles wenden!“

Tief atmend ging er mit langen Schritten am Hügelhang außerhalb der Umfassungsmauer auf und nieder und überlegte.

Zunächst mußte er nach Petroskowo zurück und zwar heute abend noch. Seine Arbeit konnte ihn noch nicht

entbehren. Aber er wollte sich dennoch Lucia zur Verfügung stellen. Dies war jetzt sein Recht und seine Pflicht. Waren doch nun Familienbände zu denen der alten Freundschaft hinzugekommen.

Walter Otrida gehörte zu den ernstesten, starken Menschen, die von jedem neuen Recht am deutlichsten die damit verknüpften Verantwortlichkeiten und Pflichten empfanden.

Aus seinen Plänen riß ihn der allzeit gegenwärtige Philipp, der ihm meldete, daß ihn die gnädigen Damen zum Essen erwarteten.

Ungefäumt folgte er dem Ruf.

Als er in das mit altem, dunklem Holz getafelte Wohnzimmer trat, standen Lucia und Margarete an einem der offenen Fenster.

Hinter ihnen grüne, von der Abendsonne bestrahlte Baumwipfel, das hohe, altertümliche Gemach durchweht von Frühlingsluft und Weichenduft. Die Weichen säulten eine Kristallschale auf dem Esstisch; die lantigen Gläser warfen Regenbogenfarben aufs Tischtuch, und der Rotwein in der Karaffe funkelte wie Rubinen.

Aber das tiefe Schwarz der beiden Damen und die blassen, müden Gesichter, als sie sich nach ihm umwandten, stimmten ihn traurig.

Walter entschuldigte mit ein paar höflichen Worten sein spätes Kommen, worauf Lucia nur ein wenig den Kopf neigte. Ihr mageres, scharfgeschnittenes Gesicht, das in der unkleidbaren Witwentracht eher häßlich als häßlich erschien, zeigte jetzt einen starren Ernst. Die grauen Augen blickten beinahe finstern unter den eigentümlich geformten Brauen vor.

Man setzte sich; aber keins der drei schien Lust zum Essen zu haben.

Walter, der den Blick kaum von den ihm über alles

anziehenden Zügen Lucias wenden konnte, erwartete vergeblich, daß sie ihn seiner Namensverheimlichung wegen zur Rede stellen werde. Er hätte ihr jetzt so viel erzählen mögen, aber sie gab ihm keine Gelegenheit dazu, sondern fertigte ihn mit ein paar notdürftigen Höflichkeitsphrasen ab, die noch obendrein ziemlich gezwungen klangen.

Der Gegensatz ihres frostigen Benehmens jetzt zu dem warmen, schlichten Entgegenkommen von heute morgen war auffallend genug, dennoch versiel Walter nicht mit einem Gedanken auf die wahre Ursache.

„Sie ist erschöpft,“ sagte er sich; „sie thut in Gegenwart Fräulein von Sorbens und der Diener übermäßig fremd, um nicht durch Vertraulichkeit thörichtes Geschwätz hervorzurufen. Darin mag sie auch unter diesen seltsamen Umständen recht haben.“

Aber trotz dieser Erwägungen wurde es ihm mit jeder weiteren Minute fühlbarer, daß sie ihn absichtlich links liegen ließ und kalt behandelte. Ihre Augen nahmen einen wärmeren Blick an, sowie sie sich an Fräulein von Sorben wendete.

„Sie scheint nicht mehr den alten Freund in mir zu sehen,“ dachte er betrübt, „sondern den ihr von vornherein antipathischen Nachfolger im Besitz Bjelsdorff.“

Instinktiv hatte er etwas Derartiges befürchtet und darum die Eröffnung bis zum letzten Augenblick hinausgeschoben.

Er teilte ihr jetzt mit, daß er diesen Abend noch abzureisen gedenke, da er momentan nicht gut lange von Petrolskowo fern sein könne.

„Ein solcher Besitz wird nicht bloß von uns besessen, sondern er besitzt auch uns,“ sagte er lächelnd.

Lucia ließ sich ein Glas Wasser eingießen und blieb eine Entgegnung schuldig.

Margarete, die bis jetzt in sich versunken, wenig auf

die andern geachtet hatte, wurde aufmerksam und blickte nach Lucia hinüber, um zu erspähen, ob diese Unhöflichkeit ein Sichgehenlassen war, oder Absicht. Ein herb trotziger Zug im Gesicht der Freundin ließ sie für Absichtlichkeit entscheiden.

Sie wandte sich freundlich dem Grafen zu.

„Doktor Ludwig erzählte mir, daß Ihnen Ihre Frau Schwester den Haushalt führt.“

„Ja,“ sagte Walter, „sie sorgt in der vortrefflichsten Weise für mich und meine Kolonisten. Doch werde ich sie für meine Person wohl bald hergeben müssen, denn sie hat sich mit meinem theologischen Arbeitsgenossen, dem Doktor Jakobs, verlobt.“

„Sie werden doch nun auch über kurz oder lang nach Bjeladorff übersiedeln,“ meinte Margarete. „Dann werden Sie in Frau Schönemann eine sehr tüchtige und ergebene Haushälterin finden.“

Darauf bemerkte er, daß er Bjeladorff sowohl wie seine Person in erster Linie der Gräfin zur Verfügung stelle.

„Ich werde morgen zu packen anfangen und, soweit das besorgt ist, nach England zurückkehren,“ sagte Lucia schroff.

Walter und Margarete sahen sich beirrt an.

„Die Erinnerungen, die sich an Bjeladorff knüpfen, sind zu traurig,“ sagte Margarete entschuldigend. Ihre Stimme brach zitternd ab.

Walter sah Lucia fest an. „So wollen Sie Bjeladorff wirklich verlassen, gnädigste Gräfin?“

„Selbstverständlich,“ antwortete Lucia, seinem Blick ausweichend. „Ihre Frage setzt mich wirklich in Ertaunen. Wie sollte ich wohl dazu kommen, in Ihrem Hause zu wohnen, Herr Graf!“

Er war drauf und dran, ihr das Unmögliche einer

solchen Sprache vorzuhalten und sich auf die alten Freundesrechte zu berufen, die sie ihm heute früh noch so entgegenkommend eingeräumt hatte. Allein, da sie offenbar jetzt nichts davon wissen wollte; bezwang er sich.

Es entstand eine drückende Pause. Lucia starrte auf einen mit dem Otridaschen Wappen geschmückten Henkelkrug. Margaretes Finger spielten unruhig mit dem silbernen Messerföhrchen.

Der kalt abweisende Ton, in dem die Gräfin gesprochen, hallte unbehaglich nach; alle, sogar die Diener, hatten das Gefühl des bewußt Kränkenden, das darin gelegen.

Walter war sehr blaß geworden. Jetzt glaubte er in ihrem schroffen Wesen die Warnung hinnehmen zu sollen: „Mache dir keine Hoffnung, obwohl du ein Graf bist.“

Er faßte sich, so gut es ging. Sein Blick war ernst und gütig, als er wieder sprach, und sein Ton dergleichen. Er sagte einfach, daß er ihr Bjeladorff gerne pachtweise überlassen hätte, wenn sie es als Wohnsitz beliebt hätte.

Lucia senkte die Lider. In ihrem ganzen Leben war es ihr noch nie schwer geworden, das Weinen niederzukämpfen — in diesem Augenblick stieg es ihr in der Kehle auf, sie hätte nicht sprechen können. Aber je mehr ihr die rebellischen Empfindungen zu schaffen machten, desto verschlossener, härter und abweisender sah sie aus.

Niemand sollte merken, daß sie litt, und wie sehr! — Sie hatte geglaubt, ihre Sünde abgebußt und die Strafe empfangen zu haben — nun kam das eigentliche Strafgericht erst über sie! In dem Augenblick, da sich Walter als Graf Otrida herausgestellt hatte, war er für sie verloren. Der heiße Wunsch, ihr Unrecht an ihm wieder gutzumachen, konnte niemals erfüllt werden. Nie und nimmer

konnte sie dem geliebten Manne, den sie seines bürgerlichen Namens wegen einst verschmäht hatte, nun er den alten Namen und die Grafenkrone besaß, die Hand reichen. Würde er denn je an die Echtheit ihrer Sinnesänderung glauben können?

Jedes Band zwischen ihnen mußte zerschnitten, jede Anknüpfung abgeschnitten werden, gerade weil sie sich klar darüber geworden war, daß sie ihn liebte. Jetzt konnte sie die Entfernung zwischen sich und ihm nicht groß genug schaffen! Er durfte nichts mehr mit ihr zu thun haben und sie nichts mehr mit ihm. Und jetzt galt es, hart zu sein. — Wie viel Kummer ihr Stolz ihm aufs neue schuf, daran dachte sie nicht.

Als sie endlich sprechen konnte, sagte sie hastig: „Sie wissen, wie Trauriges ich hier erlebt habe. Bjelsdorff ist mir verleidet, Deutschland ist mir verleidet, der Name Dtrida selbst! Ich will versuchen, die Vergangenheit zu vergessen, und drüben in Amerika ein neues Leben beginnen. Ich will drüben als Miß Mhrott leben, denn ich hasse den Namen Dtrida! Sogar unsere alte Freundschaft muß, fürchte ich, an dieser — dieser unglücklichen Verkettung scheitern. — Warum mußten gerade Sie der Graf Dtrida sein!“

Es war ein Schmerzensruf. Sie hatte in ihrer Erregung die Anwesenheit anderer vergessen.

„Lucia!“ rief er ebenso, „soll denn wirklich zum zweitenmal ein armer Name zwei Menschen trennen, die —“

Er brach kurz ab. Nein, diese Auseinandersetzung war hier und heute unmöglich! Er schämte sich vor den Dienern, vor Margarete von Sorben, vor sich selbst.

Als wenn sie seine Gedanken erraten hätte, flüsterte Margarete ihm zu: „Vertrauen Sie auf die Zeit.“

Er dankte ihr mit einem gerührten Blick. Dabei machte

ihn der Seelenadel ihrer Züge betroffen. So zeichnet das Leben Menschen, die geliebt und gelitten und endlich überwunden haben.

„Ich reise zunächst nach England, um meinen Londoner Hausstand aufzulösen,“ sagte Lucia ruhig; „nachher kehre ich in meine Heimat zurück und Margarete begleitet mich.“

Es wurde nun mit allseitiger Ruhe einiges Geschäftliche, die Bjelsdorffer Uebergabe betreffend, durchgesprochen.

Als der Nachtsich gebracht war und die Dienerschaft sich zurückgezogen hatte, stand Lucia auf.

Sie reichte Walter die Hand zum Abschied.

„Wenn Sie heute nacht noch reisen wollen, werden wir uns nicht mehr sehen,“ sagte sie; „ich bin etwas ermüdet und gedenke mich zeitig zur Ruhe zu begeben.“

Er ließ ihre Hand nicht so rasch los. Mit seinem tiefen, guten und ernstern Blick sah er in ihre Augen. „Darf ich sagen: auf Wiedersehen?“

Sie wandte sich ein wenig zur Seite, seinem Blick ausweichend.

„Das steht in Gottes Hand, Walter. Haben wir nicht gerade erlebt, wie wunderbar er uns führt? Wir müssen's demütig aus seiner Hand hinnehmen.“

„Ein demütiges Hinnehmen ist Ihnen immer das Schwerste gewesen,“ sagte er mahnend. „Ihre stolze Selbsterlichkeit lehnt sich heute noch auf wie einst. Liebe Lucia, täuschen Sie sich doch nicht über Ihre Motive!“

Sie senkte den Kopf und seufzte.

„Ich weiß es, Walter! Wir sind blind und unsere Wünsche so eitel! Das wichtigste ist ja doch das Heil der unsterblichen Seele. — Ich werde täglich für Sie beten, mein lieber Freund! Leben Sie wohl!“

Mit einer hastigen Bewegung entzog sie ihm die Hand und ging. Die stumpfe Krepeschleppel raschelte um die weidenrutenartig schlaffe und biegsame Gestalt, die der Witwenschleier, das Haar verbergend, umfloß.

Dahin! — Er war so Schmerzbewegt, daß er nicht einmal daran dachte, ihr die Thür zu öffnen. Mit beiden Händen die Lehne seines Stuhles umklammernd, starrte er hinter ihr drein.

Es dämmerte im Zimmer.

„Graf Otrida!“ rief Margarete, die allein noch anwesend war.

Er wandte sich mit einer Entschuldigung ihr zu.

„Ich will Ihnen einen Rat erteilen,“ sagte sie mit Nachdruck. „Was Sie nicht wegwerfen, das haben Sie nicht verloren. Es gibt nichts Hoffnungsloses auf Erden, als den Tod.“

Er küßte ihre Hand.

„Ich werde mich Ihrer Worte erinnern,“ sagte er ergriffen. „Und um vieles ruhiger kann ich an Lucia denken, solange ich sie in Ihren Händen weiß.“

Güter trat mit blaßem Gesicht in Ludwigs Bureau. Es war etwa vierzehn Tage nach Heinrich Otridas Tod.

„Auf diesen tragischen Ausgang bin ich, offen gestanden, nicht gefaßt gewesen,“ sagte er.

Ludwig zuckte die Achseln. „Was nicht lebensfähig ist, laß fallen,“ sagte er. „Ich freue mich, daß kein Kind vorhanden ist! Was soll das Zigeunerblut in guten deutschen Familien?“

Güter lachte Hohn. „Na, natürlich! Als ob für diese schwerfälligen nordischen Pedanten so ein wenig Kreuzung mit südländischem Blut nicht das schönste Himmelszeichen

wäre! Aber das ist rein blind, wenn der Massendünkel spricht! Lieber durch obstinate Inzucht verkrüppeln und verdummen!“

„Na, na, na, Güter!“ wehrte Ludwig ab.

Aber der Anwalt war ausnahmsweise erregt und ließ sich nicht stören.

„Der selig verstorbene Pseudograf ist ein rechter Narr gewesen!“ fuhr er heftig gestikulierend fort. „Ihm hatte der Himmel einen Adelsbrief in die Wiege gelegt, gegen den eure fürstlichen, hochgräflichen und freiherrlichen Kronen elender Goldschaum sind.“

Ludwig rückte auf seinem Drehstuhl herum und krümmte geringschätzig die Oberlippe. Wenn er einen Menschen gehaßt hatte, so war es dieser „Komödiant“ Otrida gewesen!

„Er hat eben bewiesen, was an ihm war,“ sagte er, „den ersten Anprall eines widrigen Geschicks hat er nicht aushalten können.“

„Aber wenn der Mann blondes Haar, wasserblaue Augen und eine Stumpfnase gehabt hätte, so würde Ihr Spruch lauten: er hat sich heroisch für die Ehre seines Namens aufgeopfert,“ behauptete Güter, indem er die Handflächen gegeneinander rieb.

Ludwigs Interesse für den Fall war bereits erschöpft. Etwas andres bewegte ihn viel zu ausschließlich. Seine kleine Frau sollte ihm bald das größte Glück gewähren, das, seinem Empfinden nach, überhaupt einem Menschen zu teil werden konnte. Sie hatte viel von ihrer anmutigen Krise verloren und war gereizt und launisch. Ludwig aber gedachte stets der Ursache dieser Verstimmung und erwies sich als ein wahres Wunder von Geduld. An den Augen suchte er ihr die kleinsten Wünsche abzulesen, jedes denkbare Bequemlichkeitsopfer brachte er, um sie zu schonen, sein Herz floß über von Gefühlen der Dankbarkeit.

Doch Güter, der nichts von der weisevollen Stimmung seines Kollegen ahnte, sprach ruhig von dem weiter, was ihn selbst bewegte.

„Mir hat er eine halbe Stunde vor seinem Ende noch einen Brief geschrieben, den ich mir lebenslanglich aufbewahren werde als Andenken an einen der begabtesten und unglücklichsten Menschen. Schade nur, daß er nicht zur Veröffentlichung geeignet ist. Das gäbe ein grandioses Feuilleton! Aber aus unsren letzten Gesprächen werd' ich noch 'mal was bringen. Ich habe mir wohlweislich Notizen gemacht. Es ist mir heute noch unfaßlich, wie dieser Mensch in meiner Seele zu lesen verstand!“

„Schade, daß es nicht angenehmere Lektüre war,“ meinte Ludwig.

Güter blieb ungerührt. „Ihr Fell ist, glaube ich, gegen Bosheiten imprägniert!“ setzte Ludwig hinzu.

„Hängt ganz davon ab, woher sie kommen,“ bemerkte Güter gelassen; „kleine und große Kinder nimmt man nicht so ernst.“

„Danke,“ sagte Ludwig. „So ihr nicht werdet, wie dieser Kinder eines, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen.“

Güter schlug ein Bein übers andre und machte große, glänzende Augen.

„In diesem erwähnten Brief,“ fuhr er fort, „bittet mich der selige Otrida, seine Mutter in ihrem Grabe in Frieden zu lassen, und er formuliert es recht beweglich. Daß es eine starke Zumutung an mich ist, ahnte er wohl; aber nicht, wie stark! Denken Sie doch, wie diese heillose Skandalaffaire wochenlang die Spalten unsrer Blätter füllten würde! Es würde mir ja von heut auf morgen Weltruf verschaffen!“

„Güter, der Erste, der Große!“ führte Ludwig aus.

„Und ein solcher Ruf ist Kapital. Die Witwe bietet mir eine Jahresrente von fünftausend Mark an, das ist, wie wenn man ein Butterbrot als Entschädigung für einen Nehrücken erhält. Verkaufen läßt sich ein wohlverdienter Erfolg überhaupt nicht. Er ist unbezahlbar!“

„Also Sie machen die Sache gerichtlich?“

„Nein. Denken Sie, weil ich von Juden stamme, könnte ich nicht loyal sein? Ich werde schweigen. Nicht für Geld, denn dies Geld ist ja eine Lumperei im Verhältnis zu dem, was ich aufgebe. Auch nicht Walter Otrida zu Gefallen; sein verschwämter Idealismus irritiert mich; ich schweige um des Toten willen — aus Pietät.“

„So hätten Sie das Geld wirklich ausgeschlagen?“ rief Ludwig lebhaft.

„Ja, ich habe es ausgeschlagen! Man hat auch seinen Stolz, mein guter Ludwig.“

Ludwig sprang auf und streckte dem Kollegen die Hand hin.

„Güter! . . . Wollen Sie heute abend bei uns Thee trinken?“

Dem Frühling folgte ein regnerischer Sommer.

Lucia Ahrott (so nannte sie sich jetzt wieder) war mit Margarete von Sorben über England nach Amerika gefahren. Hier lebten die beiden Damen in ziemender Zurückgezogenheit meist auf Reisen.

Margarete gewann von Tag zu Tag mehr Einfluß auf Lucia, und Lucia fand Vergnügen daran, der bewunderten Freundin die Wunder ihres Vaterlandes vor Augen zu führen und zu sehen, wie Margaretes anfängliche Gleichgültigkeit freudigem Interesse wich.

Im August berichtete ein Brief aus Käzenbreuscha die Ankunft eines Söhnchens bei Ludwigs.

„Miezi soll sehr munter sein,“ schrieb Lotte Dietlingen an Margarete, „Hans schreibt glücklich! Natürlich ist der Junge ein Phänomen an Kraft, Schönheit, Verstand und allen andern männlichen Tugenden. Das kennt man ja. Papa reist zur Taufe und ich soll diesen Winter in Berlin ausgehen. Eigentlich möchte ich viel lieber nach Leipzig aufs Konsekvatorium; aber davon will Papa nichts hören. Graf Drida von Bjelsdorff war neulich hier. Wir finden ihn alle sehr nett, obwohl er nicht so schön ist, wie der vorige, und auch nicht musikalisch. Aber liebenswürdig war er sehr und hat schrecklich viel nach Euch gefragt, wo Ihr märet, was Ihr triebet und so weiter. Er scheint seine Cousine sehr gern zu haben.“

Dieser Stelle wegen gab Margarete den Brief ihrer Freundin. Lucia las schweigend bis zu Ende und gab schweigend das Schreiben zurück. Es war unmöglich, irgendwelchen Eindruck auf ihrem Gesicht zu lesen.

Eine andre Familiennachricht kam im Januar aus San Remo: es war der Tod von Margaretes Mutter. Die Baronin hatte auf Rat des Arztes mit ihrer treuen Pflegerin Agathe an der Riviera Winteraufenthalt genommen und war dort an Lebensschwäche gestorben.

Margaretes erster Impuls was, nach Hause zu reisen, aber die praktische Lucia widerriet es. Was konnte sie nützen? Max und Agathe wurden doch gewiß ohne sie fertig, und zum Begräbniß konnte sie nicht rechtzeitig eintreffen.

Max, der gerade sein Jahr bei einem Berliner Garderegiment abdiene, schrieb in gleichem Sinne.

„Unsre Vermögensverhältnisse,“ hieß es in seinem Brief, „stehen nicht übermäßig günstig, weil in den letzten Jahren das Kapital stark angegriffen worden ist. Ich bin

dafür, unsre Wohnung aufzugeben und den Hausstand aufzulösen. Tante Dietlingen hat Agathe gebeten, zu ihr nach Käzenbreuscha zu ziehen, und sie wird sich wohl dort ebenso unentbehrlich machen, wie sie es bei uns gewesen ist. Ich werde Chambre garnie wohnen. Das ist hier in Berlin für einen einzelnen Menschen unbedingt das bequemste. Es schadet mir auch wirklich nichts, einmal vom Schürzengzipfel der guten Agathe fortzukommen! Wie unselbständig diese Bewödhnerin macht, hab' ich jetzt eingesehen, während die andern in San Remo waren. Alles ging verkehrt im Haus und ich hatte den Kerger.

„Was nun unser Vermögen anbetrifft, so bleibt uns immer noch so viel, daß wir recht gut davon existieren können, wenn wir hübsch sparsam leben. Aber zum in der Welt Herumreisen und dergleichen Extravaganzen reicht es nicht mehr. Darum rate ich Dir: genieß Dein Leben noch, jetzt, wo Du es kannst, denn nachher ist's aus damit.“

Margarete versank in ernstes Nachdenken.

So war wieder ein Teil ihres Lebens in den Schoß der Vergangenheit hinabgesunken. Und was lag vor ihr? Sie hatte nichts gelernt, wodurch sie sich einen Lebensinhalt und Beruf hätte schaffen können. Dabei war sie an ein behagliches, ja, ziemlich luxuriöses Leben gewöhnt. Was sollte sie nun mit sich anfangen? Sich in Abhängigkeit von Verwandten oder gar Fremden zu begeben, dazu hatte sie nicht die geringste Lust. Keines ihrer Talente war so hervorragend, daß ihr eine späte künstlerische Ausbildung der Mühe wert oder auch nur möglich erschienen wäre. Sollte sie mit der Liebe zu einem Toten im Herzen schließlich doch der Versorgung wegen einen Beliebigen heiraten? Aber sie mußte aus Erfahrung, wie solche krampfhaften Anwandlungen von „Lebensklugheit“ bei ihr zu enden pflegten. Sie konnte ihren Idealismus keinen Nützlich-

112
leitsgründen opfern. Wenn sie zuweilen einen Anlauf dazu nahm, so versagte im entscheidenden Augenblick das Können.

Und wenn die Lebensfluten sie nun als etwas Unverbrauchbares an den Strand wüfren, wem sollte sie einen Vorwurf machen? Der Gesellschaft? Ihrer Erziehung? Dem Schicksal? Sich selbst?

Es waren lauter Fragen, die sich ihr aufdrängten, und sie fand keine Antwort.

Vielleicht hätte die wirkliche Not sie über manches belehrt, was sie durch Grübeln nicht herausfinden konnte, aber diese unerbittliche Lehrmeisterin trat nicht an sie heran. Vorläufig sah sie sich auf Händen getragen, und Lucia versicherte ihr alle Tage aufs neue, daß sie sie nicht mehr entbehren könne und niemals freiwillig von sich lassen werde.

Nachdem das erste Trauerjahr verlaufen, gestaltete sich das äußere Leben wirklich sehr angenehm. Die Freundinnen ritten, besuchten Ausstellungen, zeichneten und malten, gingen in die Kirche, sahen Wohlthätigkeitsanstalten an, spielten Tennis und lasen gute Bücher. Ein Leben, das sie in Deutschland in den Ruf der Excentricität gebracht haben würde, war in Amerika etwas ganz Normales. Niemand bestritt hier der Frau das Recht, sich nach ihrem Geschmack mit dem Leben abzufinden.

Margarete war seit Heinrich Otridas Tod innerlich viel ruhiger geworden. Sie sehnte sich nicht mehr nach Glück oder nach Liebe, und die hunderterlei Spielereien, mit denen sie ihr Leben ausfüllte, beschäftigten sie, ohne sie zu erregen. Ohne den Einfluß, den sie immer mehr und mehr auf Lucia ausübte, hätte ihr ihre Lebensweise trotz aller Anregung und Abwechslung leer erscheinen müssen. Aber die Fähigkeit Lucias, ihre Denk- und sogar bis zu einem gewissen Grade ihre Gefühlsweise anzunehmen,

— 113 —
reizte sie zu immer neuen Experimenten und gab ihrem schöpferischen Drang Nahrung.

Nach und nach begab man sich auch wieder „unter Menschen“, und Margarete fand die Unterhaltung mit den intelligenten, vorurteilsfreien Amerikanern gar nicht langweilig. Die Herren hier hatten eine in Deutschland wenig übliche Art, mit Damen zu sprechen, als ob sie mit ihresgleichen redeten. Jedermann setzte voraus, daß eine gebildete Frau sich für alles, was von allgemeiner Bedeutung war, interessierte und an allem Ernstem Anteil nahm.

Man redete in den Salons der Großstädte mit Enthusiasmus über den Fortschritt der Zivilisation, der vor allem in immer ausgehnterer Anerkennung von Freiheit, Gleichheit und allgemeinen Menschenrechten sich zeigte.

Dagegen vertrat Margarete mit Eifer die feudalen und aristokratischen Ideen des alten Europa, insbesondere des Doktors Hans Ludwig.

Sie wies auf einen geistvollen Erfinder, der zufällig neben einem halben Idioten stand. „Wie ist es ihnen möglich, an Gleichheit und Gleichberechtigung zu glauben angesichts solcher Thatfachen!“ rief sie; „die Menschheit ist auf aristokratischer Grundlage geschaffen, die Vorzüge waren immer ungleich verteilt und werden es immer sein.“

Da kamen ihre Gegner mit der fortschreitenden Rassenveredelung. „Zunehmende Einsicht,“ sagten sie, „macht die Lebensbedingungen immer günstiger; das Edle, Feine der Menschennatur kann in immer breiteren Schichten zur Entwicklung kommen.“

„Wo bleibt denn das Edle und Feine bei dem unheimlich anwachsenden Proletariat eurer Riesenstädte?“ warf sie ein.

Allein die amerikanischen Menschheitsbeglückter behaupteten festlich, der jämmerlichste Straßenarbeiter, der seine Tageszeitungen läse und seinen „Meetings“ heimohne, sei dem weder lesenden noch schreibenden Ackerbauern hoch überlegen.

Wenn sie gegen die Argumente der rebegeübten Männer nicht mehr recht aufkommen konnte, dachte sie oft an Ludwig. Wie viel besser würde er sich ausdrücken können!

Und sie hörte im Geist sein überzeugendes Sprechen und sah seine kühn blickenden Augen und freute sich in Gedanken an seinen Siegen.

Ueber diesem häufigen Seingedenken kam sie schließlich dazu, an ihn zu schreiben. Sie bat in theoretischen Fragen um seine Meinung, und er antwortete. Ein ziemlich lebhafter Briefwechsel entspann sich.

Durch Ludwigs ernste Briefe geriet Margarete nach langer Zeit einmal wieder in tieferes Fahrwasser, und von neuem erwachte das schmerzende Empfinden eines nutzlosen Vergebendens ihrer Kräfte. Wozu lebte sie eigentlich? Welchen Wert hatte ihr Dasein? — Alles, was sie Lucia zur Gesellschaft trieb, hätte ganz ebensogut unterbleiben können. Es war nichts Ernstes, nichts, was den ganzen Menschen erfasste, es war Spiel, Spiel, Spiel!

Wenn Lucia das Spiel für Ernst nahm, so war es gut für Lucia. Sie, Margarete, konnte sich nicht länger über die gähnende Leere dieses von einem geschäftigen Zeitvertreib zum andern hastenden Drohnenlebens täuschen.

Vier Jahre waren vergangen, seit Lucia und Margarete Europa verlassen hatten.

An einem Märztag trat Graf Walter Orsida kräftigen Schrittes in den Flur des Berliner Hotels Kaiserhof. Er

fragte, ob vielleicht eine Botschaft für ihn hinterlassen worden sei, was der Portier höflich verneinte.

„Aber sowie etwas kommt, werde ich dem Herrn Grafen sofort Bescheid sagen lassen.“

„Gut,“ sagte Walter und ging, zwei der flachen Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf.

Von oben herab kam eine schlanke Dame in grauem englischen Reisefestum.

„Amerikanerin,“ dachte er, nach dem ersten flüchtigen Eindruck urteilend. Er warf deshalb einen zweiten Blick auf sie und blieb, von jähem Herzklopfen befallen, stehen.

Dadurch wurde sie auf ihn aufmerksam. Die Röte frohen Erschreckens stieg in ihr schmales Gesicht.

„Walter!“ rief sie.

Er ergriff die sich ihm entgegenstreckende Hand nicht fogleich. Seine Augen hatten das intensive, dunkle Blau angenommen, das starke Erregung bedeutet, in seinem Blick lag ein Vorwurf.

„Lucia! — Ohne diesen Zufall . . .“

Mehr sagte er nicht.

Sie sah ihn scheu an. Er stand aufrecht und stattlich vor ihr, den Hut in der Hand. Seine bräunliche Gesichtsfarbe war abgebläßt, sichtbare Fältchen umgaben die Augenwinkel, und die Stirn war von wagherchten Linien durchquert. Haar und Bart zeigten Grau zwischen dem Blond: er begann zu altern. Sie rechnete, daß er jetzt im vierzigsten Lebensjahre stehen müsse, und all die schönen, unwiederbringlich vorübergegangenen Jugendjahre war er ihretwegen einsam geblieben! Ließ sich das überhaupt wieder gutmachen?

Mit Schreck ging ihr die Frage durch den Kopf. Wie oft hatte doch Margarete ihr gepredigt, daß echte Frauenliebe den Stolz überwinden müsse! — „Aber ich

kann's nicht! Ich kann's nicht!" dachte sie seufzend auch jetzt.

"Warum haben Sie niemals geschrieben?" fragte sie, instinktiv zum Angriff übergehend.

"Ich hatte keine Erlaubnis erhalten."

"Wenn man etwas wirklich will, so thut man es ohne Erlaubnis! Sind Sie allein hier?"

Sie sprach hastig und unbefangen.

"Ja."

"Ich hoffte immer, Sie würden uns einmal mit Ihrer Verlobungsnachricht überraschen."

"Warum hofften Sie das?" fragte er gepreßt.

Sie gingen jetzt langsam den leeren Korridor entlang.

"Weil ich meinen lieben alten Freund glücklich verheiratet wissen möchte," fuhr sie fort.

Er senkte die Lider, so daß die langen blonden Wimpern Schatten unter die Augen warfen.

"Der alte Freund wird nie glücklich verheiratet sein," sagte er, "wenn die nicht seine Frau werden mag, die er immer geliebt hat."

"Will sie nicht?" fragte Lucia, wie er, zu Boden sehend und mit halber Stimme sprechend.

"Das wissen Sie am besten."

Lucia öffnete eine Thür.

"Wollen Sie einen Augenblick bei uns eintreten?" fragte sie unsicher. "Margarete ist ausgegangen, muß aber wohl bald zurückkommen."

Er folgte ihr zögernd in einen langweiligen, mit grünen Blüschmöbeln und eben solchen Portieren eingerichteten Hotel salon.

Hier setzten sie sich an den runden Sofatisch einander gegenüber, er ruhig abwartend, was sie ihm zu sagen habe, sie, den Kopf auf die Hand stützend, vergeblich gegen eine ihre Vorsätze bedrohende Bewegung ringend.

Endlich hob sie den Blick.

"Walter! Wenn ich Ihnen jetzt sagte: ich liebe Sie! würden Sie es denn glauben?"

Er schüttelte den Kopf. "Nein."

Mit einem Seufzer sank sie in den Sessel zurück.

"Das mußte ich ja doch!"

Da stand er auf und reichte ihr die Hand hin.

"Niemand kann Liebe mit Gewalt hervorrufen. Aber Ihre Ergriffenheit zeigt mir, daß Sie es für mich thun möchten, wenn Sie könnten. Ich sah echtes Gefühl in Ihren Augen, liebe Lucia, und ich bin Ihnen dankbar für — diese freundschaftliche Teilnahme."

Auch sie hatte sich erhoben. Jetzt sah sie ihm fest in die Augen.

"Sie irren sich! Sie irren sich ganz und gar, Walter! 'Freundschaftliche Zuneigung' ist Humbug! Wenn Sie heute noch als Herr Gerald vor mir ständen, so würde ich jetzt zu Ihnen sagen: Ich liebe Sie! Ich habe Sie immer geliebt, immer, immer! Nur allein Sie! Und mein Herz ist nie die Sehnsucht nach Ihnen losgeworden! Verzeihen Sie, was ich an Ihnen gesündigt habe, und nehmen Sie mich hin!"

"Lucia!! O, mein Gott!"

"Das hätte ich gesagt, wenn Sie noch Walter Gerald wären! Dem Grafen Otrida . . ."

Allein er ließ sie nicht ausreden.

Margarete von Sorben fuhr unterdessen in einer offenen Droschke über das Tempelhofer Feld, um Ludwigs zu besuchen.

Diese bewohnten seit einigen Jahren am entlegensten Ende von Tempelhof in dem alten Park ein schönes, kleines

Haus. Die Berliner sagten „Villa“, aber diese Bezeichnung nannte der Doktor Ausländerei und mochte sie nicht leiden. Sein Haus sollte ein echtes deutsches Bürgerhaus sein, nicht weniger und nicht mehr. Feld- und Parkluft herrschten außen, Wohlstand und Behagen innen. Die anmutige Hausfrau, die blühenden Kinder, die krafttrende, geschlossene Persönlichkeit des Hausherrn — dies alles machte das Ludwigsche Haus zum Wallfahrtsort der Berliner Freunde und, wie Hüter sagte, zu einer glänzenden Rechtfertigung Ludwigscher Einseitigkeit.

„Er predigt eigentlich den blühendsten Unsinn,“ hatte dieser Skeptiker erst heute zu Walter Dtrida gesagt, „aber es ist gar nicht zu leugnen, daß der Erfolg sich auf seine Seite stellt. Und heutzutage, wo alle Grundbegriffe wackeln, spricht der Erfolg das Entscheidungswort.“

„Dieser Erfolg ist einfach sein Charakter,“ hatte Dtrida geantwortet. „Er zeichnet sich durch ein bei seiner trotzigen Kraft staunenswertes Maßhalten in seinen Ansprüchen aus. Das ist sein Geheimnis: daß er mehr für andre wünscht und strebt, als für sich selbst. Ich glaube, er sieht in seinem eigenen schönen Familienleben weniger das absolut Beglückende, als das Vorbildliche, das zum Glück genügen Sollende.“

Hüter gab dem Freunde recht.

Margarete wurde heute im Ludwigschen Hause erwartet. Miezi legte eben die letzte Hand an den zierlich gedeckten Kaffeetisch; Ludwig ging gedankenvoll im Zimmer auf und nieder und schenkte dem sich um kleine Haushaltsangelegenheiten drehenden Geplauder des bildhübschen Frauchens nicht viel Beachtung.

„Denke dir, der dicke Bäcker drüben ist doch wieder grob geworden gegen die Pauline, weil wir die Sandtorte zum Backen hinübergeschickt haben. Er ist so geizig und neidisch.“

„Das sind Charakterfehler,“ meinte Ludwig.

„Man hat beständig seinen Aegerger,“ fuhr Miezi fort, „und seine eigenen Kuchen schmecken wirklich mehr nach Potasche, als nach Mehl, und die Butter trägt er, glaub' ich, einmal durchs Backzimmer. Weißt du, liebster Hans, ich wünsche mir so sehr einen neuen neuen eisernen Sparherd mit Brat- und Backröhre, wie die Frau Superintendentent einen bekommen hat. Man spart so viel an Feuerung, und Pasteten und Torten werden prachtvoll.“

Sie blickte verstohlen nach ihm hin. Ach, er machte seine starren, langweiligen Augen und hatte natürlich einmal wieder nicht zugehört!

„Die Sakne sieht heut so schön aus wie auf dem Land,“ fuhr sie am Tisch hantierend fort. „Wie viel Uhr ist's, Hans?“

„Drei Minuten vor fünf.“

„Du, dann kann Margarete jeden Augenblick kommen. Nein, wie ich mich darauf freue, ihr die Jungens zu zeigen! Sie hat sie ja noch nie gesehen, denk doch, nicht 'mal den Max, den Schlingel! Er ist schon wieder auf der Wiese. Hoffentlich macht er sich nicht wieder ganz schmutzig! Ob Margarete wohl ewig bei ihrer Lucia bleiben wird? Du!“

„Ja, mein Herz?“

„Du hörst mir ja gar nicht zu, du langweiliger Denkbär! Hör doch, was die kleine Frau dir sagt, sonst sagt sie nächstens gar nichts mehr. Möchtest du das?“

Er lächelte. „Hab' ich was Wichtiges veräumt?“

„Was die Frau sagt, muß ihrem Mann immer wichtig sein,“ sagte sie neckisch schmollend. „Du alter, langweiliger, gelehrter, pedantischer, ungalanter, widerwärtiger Hans! Wart nur, ich sag' es deinen Söhnen, sie mögen sich nur ja kein Muster an ihrem Vater nehmen!“

Er lachte, schlang den Arm um ihren Leib und gab ihr einen Kuß.

Die schlaue, kleine Person hatte längst die Zauberformel ausfindig gemacht, mit der sie den gestrengen Gebieter nach ihrem Willen lenken konnte; sie hieß: deine Söhne.

Sie war die Mutter seiner Söhne! Das zärtliche, emsig sorgende Mütterchen! Das vergaß er nie, mochte sie ihn noch so oft durch kindisches, gedankenloses Wesen und durch Oberflächlichkeit ungeduldig machen. Er verhätschelte sie, er trug sie auf Händen, er fand sich stillschweigend mit den vielen Halbheiten ihres Charakters ab.

Auf ihre Art liebte sie ihn dafür von ganzem Herzen, innig und zärtlich. Sie war abhängiger von ihm, als ein Kind von der Mutter, sie lehnte sich an ihn, sah vertrauend zu ihm auf und gehorchte, wenn er Ernst machte, widerspruchslos. Sie war eine sehr glückliche Frau; daß ihre plappernde, in kleinstem Kreis sich bewegende Unterhaltung ihn oft quälte und in seinem eigenen Denken störte, wußte sie nicht und sollte es nicht wissen.

„D, du mein geliebter — süßer — dummer alter Hans!“ schmeichelte sie, indem sie seinen großen Schädel zwischen ihre Händchen nahm und jedes der aufgezählten Rosemorte mit einem Kuß bekräftigte. „Jetzt muß ich aber rasch den Max hereinrufen und ihm wenigstens 'ne reine Schürze vorbinden. Hoffentlich ist ihm nur der Otto nicht nachgelaufen in seinem weißen Kleidchen! Was so Jungens für ein Talent haben, alles zu ruinieren, das ist wirklich nicht an eine Wand zu schreiben! Und die Pauline paßt auch nicht auf.“

Sie schlüpfte hinaus, ein schlankes, zierliches, rosenwangiges Geschöpfchen, und immer noch puppenhaft.

Gleich darauf fuhr an der Gartenpforte ein Wagen vor. — Ludwig eilte hinaus. Er freute sich mehr, als er sich's gestehen mochte, auf das Wiedersehen.

„Sonderbar,“ dachte er beim ersten Erblicken ihrer

hohen, schwarzen Gestalt, „wie entschieden sich der Charakter des Menschen, der welchen hat, in der ganzen Erscheinung ausprägt! Sie hat nichts Absonderliches an sich und würde mir doch unter Hunderten auffallen.“

Margarete warf einen raschen Blick über den Mann, den Garten und das Haus. Dann tauschten sie einen herzlichen Händedruck aus.

„D, wie gemüthlich wohnt ihr hier!“ rief sie.

Sein häusliches Glück rühmend, geleitete er sie den Gartenweg entlang, an dem Sandhaufen vorbei, wo Max und Otto zu buddeln pflegten und wo noch Schubkarren und hölzerne Spaten lagen, die Onkel Hüter neulich mitgebracht, die Freitreppe hinauf über die Veranda ins Haus.

In dem sauberen, mosaikgeplasterten kleinen Flur empfing sie die strahlende Miezi mit den Kindern. Der fast vierjährige Max, ein strammer blonder Junge in schwarzem Sammetanzug und Handmerterschürze, griff gleich nach Vaters Hand und sah von diesem gesicherten Standpunkt aus mit großen blauen Augen zu der fremden Tante auf.

Der zweijährige Otto, der in dem weißen Kleidchen einer Pfirsichblüte ähnlich sah, umklammerte Mamas Rockfalten. Ludwig hob ihn jedoch in die Höhe und setzte ihn auf seine Schulter, wo das Kind furchtlos balancierte.

Die kleinen Burschen mußten handküssen, Miezi brachte ihnen das zeitig bei, und aus den Augen der jungen Eltern leuchtete Stolz und Glück.

Margarete sah lächelnd von einem zum andern und dachte in ihrem Herzen wehmüthig: Warum muß dies echte, volle Menschenglück nur so vielen versagt sein!

Miezi schickte die Jungen wieder an ihr Spiel hinaus und führte Margarete ins Kinderzimmer, wo das Jüngste, von dem Kindermädchen behütet, in seinem Korb-

wägelchen lag, mit dem winzigen Fäustchen herumfuchtelte, lächelte und krächte.

„Ist er nicht ein goldiger, herziger Kerl, der Webich?“ rief Miezi und erstickte ihr Herzblatt fast mit Küffen. Margarete beobachtete mit Interesse den in dem kleinen Gesichtchen erwachenden Ausdruck, wie das Seelchen sich tastend regte, und sie dachte: ob Miezi auch nur eine Ahnung hat von der Größe der ihr zugefallenen Aufgabe?

„Denke doch, die arme Ilse hat nur Mädchen!“ sagte Miezi im Tone innigsten Mitgeföhls, als sie Margarete an den Kaffeetisch führte. „Setz schon die dritte!“

„Sie leben noch immer in Jaspersheide?“

„Ja wohl,“ sagte Ludwig, „Uhlefeld hat sich ausgezeichnet gemacht. Ueberhaupt gehen wir stetig vorwärts (Hüter sagt: rückwärts), es weht ein frischer Zug durchs Deutsche Reich!“

„Durch dein Gemüt,“ verbesserte in Gedanken Margarete. Von draußen klangen die fröhlichen Kinderstimmen ins Zimmer; es herrschte eine unbeschreibliche Atmosphäre von Traulichkeit, und traulich gestaltete sich auch das Geplauder am Kaffeetisch.

Zwischen Ludwig und Margarete hatte sich der alte, offene, freundschaftliche Ton endlich wieder eingestellt. Die Erinnerung beider übergang, was sie getrennt hatte, und knüpfte bereitwillig an den einst so schönen Verkehr an.

Natürlich wurde zunächst die Familienchronik durchgesprochen. Max Sorben war im Reichsdienst nach den Kolonien entsandt worden, und Margarete erzählte, was er ihr Interessantes von dort geschrieben hatte. In Kägenbreuschka war Agathe die wichtigste Person des Hauses geworden, und Lotte hatte es wirklich mit Ludwigs Hilfe durchgesetzt, auf dem Konservatorium in Leipzig Musik zu

studieren. Graf Webich nannte sie sein „enfant terrible“, wie Miezi lachend erzählte, dagegen meinte Ludwig, sie sei ihm von allen seinen Schwägerinnen die liebste; es stecke eine unverwundliche Tüchtigkeit in ihr.

Miezi that eiferfüchtig und schmollte. Man lachte und tauschte Redereien aus, bis Pauline, das Hausmädchen, den Besuch der „Frau Superintendent“ meldete.

„O, wie dumm!“ rief Miezi und stand auf.

„Laß ihr doch sagen, du seiest beschäftigt,“ riet Ludwig.

„O Hans, nein! Das geht nicht! Das würde sie mir ja entsetzlich übelnehmen, und ich würde es auch übelnehmen, wenn man mir so käme. Sie wird nicht lange bleiben. Adieu einstweilen!“

Damit verschwand sie eilfertig.

Pauline räumte den Kaffeetisch ab, Ludwig und Margarete setzten sich links und rechts von dem grünen Kachelofen in zwei altwäterische Sessel.

Es dunkelte im Zimmer.

„Soll ich die Lampe anzünden, Herr Doktor?“ fragte Pauline.

Ludwig antwortete nicht sogleich, aber Margarete meinte: „Lassen Sie uns lieber etwas Dämmerstündchen feiern, wie einst in Rodensleben!“

Das war ihm recht, und Pauline verschwand.

Es ließ sich doch noch unbefangener vom Herzen weg reden, wenn man sich nicht allzu deutlich in die Augen sah.

„Alles hier macht den Eindruck des Harmonischen und Gefunden,“ begann Margarete; „Sie haben es verstanden, Ihr Leben so zu gestalten, wie es Ihnen als wertvoll vorschwebte. Ich glaube, Sie sind Ihrem Tolstojischen Ideal so nahe als möglich gekommen.“

„Unser armer Freund Tolstoj ist ja mittlerweile verückt geworden,“ bemerkte er ausweichend. „Das mensch-

liche Gehirn verträgt es nun einmal nicht, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Es gelangt dabei unausweichlich zur allgemeinen Verneinung. Dann heißt der Weisheit letzter Schluß nicht nur das nichts wollen, sondern schlechterdings nicht mehr wollen."

"Sie aber sind nach wie vor für eine kraftvolle Bejahung des Lebens!" rief Margarete freudig; es bereitete ihr Genuß, ihn einmal wieder in der alten Weise sprechen zu hören.

"Gewiß," stimmte er zu, "ich will leben und Leben schaffen. Wird mir dabei einmal das Denken hinderlich, so heißt es: Duß dich, alter Knabe! Zum Dienen brauch' ich dich — zum Herrn bist du nicht geeignet."

Sie lachte. "Der Wahrheitsdrang plagt Sie nicht sehr?"

"Was ist der Wahrheitsdrang wert ohne den Willen nach einem bestimmten Ziel? — Aber Sie, Margarete, sind Sie glücklich?"

Sie antwortete nicht sogleich.

"Hätte ich nicht fragen sollen?" meinte er.

"Gewiß dürfen Sie fragen! Es läßt sich aber nicht auf jede Frage ohne weiteres die Antwort finden. Ob ich glücklich bin, wollen Sie wissen? Aber was ist Glück?"

"Wir waren doch eben beide rasch genug bei der Hand, es mir zuzusprechen," bemerkte er.

"Wir urteilen oberflächlich, wenn die Beurteilung andre betrifft!" rief sie. "Aber Sie hätten mir dieselbe Frage entgegenhalten können und haben es vielleicht nur darum unterlassen, weil Sie zu eigensinnig sind, um zuzugeben, daß von einem Glück, wie man sich's erträumt hat, im wirklichen Leben niemals die Rede sein kann."

Er schwieg eine Weile. Sein Stolz kämpfte mit seiner Ehrlichkeit, aber die Ehrlichkeit siegte.

"Sie haben recht. Es kommt am letzten Ende immer auf ein sich Abfinden heraus, selbst wo die Verhältnisse die denkbar glücklichsten sind."

Er brachte es zögernd über die Lippen. Es kostete ihn Ueberwindung, ihr gegenüber auch nur so viel einzugesprechen.

"Es wäre widernatürlich, wenn es sich anders verhielte," sagte sie lebhaft. "Ich mißtraue den Satten!"

Er nickte zustimmend. "Selig sind, die hungert und dürstet," meinte er lächelnd. "Wir leben ja auch nicht für uns selbst, und je höher ein Individuum als solches steht, desto weniger kann es sein persönliches Glück zum Lebensziel setzen."

Es entstand eine nachdenkliche Pause, eine von den Pausen, die zwischen Geistesverwandten oft inhaltreicher erscheinen, als Worte.

Dann sagte Margarete: "Ich gestehe Ihnen gern, daß es mir lange nicht so gut geglückt ist, mir ein 'hübsch' Leben zu zimmern', wie Ihnen."

"Daran sind Sie aber ganz allein schuld!" rief er.

Sie beugte sich vor und suchte im Halbdunkel seine Züge zu erkennen.

"Wollen Sie nicht endlich gerecht sein, Ludwig! Von Schuld können Sie doch nur sprechen, wenn Sie mich für meinen Charakter verantwortlich machen. Ich habe immer gehandelt, wie ich nicht anders konnte!"

Er senkte das Kinn und schwieg trotzig.

Sie lachte. "Ach so, ich merk' schon: jetzt heißt's bei Ihnen wieder einmal: Duß dich, logisches Denken! Weil's dem Herrn nicht paßt. O, über diesen bösen Menschen! Wer war es denn, der das andächtig auf die Worte des Meisters schwörende Mädchen einst lehrte, daß der Charakter das notwendige Ergebnis angeerbter Seelenkräfte und äußerer Einwirkungen sei?"

Er beharrte in seinem Schweigen.

„Ich habe viel gelitten,“ fuhr sie nach einer Pause in weichem Ton fort. „Wollen Sie nun auch noch verdammen?“

Er machte eine heftige Bewegung.

„Nein, nein!“ sagte er hastig.

Wieder schwiegen sie, und die Wanduhr tickte.

„Ich bin im tiefsten Herzen überzeugt, daß alles so kommen mußte, wie es gekommen ist,“ begann Margarete von neuem; „und ich kann es darum auch nicht bedauern. Ebensogut könnte ich bedauern, daß wir auf der Erde wohnen und nicht im Mond.“

„Ich habe Sie stets als eine groß angelegte Natur bewundert,“ sagte er gepreßt.

„Ja, und darüber haben Sie vergessen, daß ich schwach bin und einsam. Sonst hätten Sie weniger gezürnt und eher vergeben.“

„Margarete! Wenn ich Sie gemieden habe, so war es meiner eigenen Schwäche willen,“ sagte er rauh. „Sie wirkten zu stark auf mich — nahmen mich zu ausschließlich in Anspruch. Was kann ich dazu? — was können Sie dazu? — Ich war meiner vollkommen sicher, als Sie heute kamen — jetzt bin ich's nicht. Sie sehen: die Wiederanknüpfung der alten Freundschaft kommt heute noch zu früh. Ich kann nicht.“

Seufzend erhob sie sich.

„Wenn es so ist, dann muß ich gehen. Die Frau Superintendent scheint viel zu erzählen zu haben. Grüßen Sie Miezi. Ich sehe sie jedenfalls noch.“

Er stand vor ihr.

„Sie zürnen, Margarete! Sagen Sie nicht nein; ich hör' es Ihnen so gut an. Aber nun seien Sie selbst gerecht! Ich fühle mit tödlicher Sicherheit, daß ich meine

innere Freiheit wieder an Sie verlieren würde. Das darf nicht sein.“

„Ich zürne nicht,“ sagte sie müde. „Natürlich haben Sie recht. Sie kennen Ihre Pflicht.“

Er legte seine Hände auf ihre Schultern. „Und Sie? Was denken Sie mit dem vor Ihnen liegenden Leben anzufangen?“

Sie hob den Kopf. „Lucia wird sich über kurz oder lang mit Walter Otrida verloben. Ich aber will fühlen, daß ich zu irgend etwas gut bin, daß ich andern dienen und helfen kann. Ich werde mich der Krankenpflege widmen.“

„Margarete!“ Er fuhr drei Schritte zurück. „Das dürfen Sie nicht. Es wäre ein Verbrechen! Die größte Verkehrtheit, die sich denken läßt: die edelste Kraft der Erhaltung von Krüppeln zu opfern! Unfre Gesunden sind zu Besserem da, als Kranke zu warten.“

„Zeigen Sie mir das für mich Bessere,“ meinte sie lächelnd.

„Laßt die Toten ihre Toten begraben!“ rief er unmutig.

„Können Sie sich wirklich nicht vorstellen, daß es für eine Frau beglückend ist, das Leiden hilfloser Mitmenschen zu mildern?“

In diesem Augenblick trat Miezi mit der Lampe ins Zimmer.

„Was? Ihr steckt noch immer im Dunkeln?“ rief sie. „Das sieht dir aber wirklich ähnlich, Hans! Was soll nur Margarete denken?“

Was sie dachte? Daß es in seinen Augen wie von Thränen schimmerte. Und es that ihr wohl.

Am andern Tage trat Miezi gegen drei Uhr nachmittags in ihres Mannes Bureau am Belle-Alliance-Platz. Sie kam von einem Besuch im Kaiserhof zurück. „Zwei ungeheuer interessante Neuigkeiten!“ rief sie. „Nat' mal!“

Er hatte seinen Schreibstuhl umgedreht und sah lächelnd in ihr hübsches, eifriges Gesichtchen, das unter einem mit Beilchen garnierten Kapotthütchen schelmisch vorsah. „Sag's nur. Ich bin vom vielen Schreiben dumm geworden. Kann nichts erraten.“

Es war ihr auch nicht möglich, ihre Neuigkeiten länger für sich zu behalten.

„Die Gräfin Otrida hat sich mit deinem Freund Walter verlobt! Sie sehen ein bißchen ernst aus für ein Brautpaar, scheinen sich aber ungeheuer lieb zu haben! Hättest du je so was geahnt?“

Allein er wußte es bereits durch Walter selbst.

„Na, und das zweite: Margarete hat sich bei den Hamburger Johanniterschwestern gemeldet.“

Er zuckte zusammen, wollte Protest erheben, besann sich aber und schwieg.

„Ich finde es sehr zu bewundern,“ plauderte Miezi fort. „Denke doch, so klug wie sie ist und so verwöhnt! Und nun muß sie die niedrigste Arbeit thun. Ich habe einen ungeheuren Respekt vor den barmherzigen Schwestern und Diakonissen, aber wenn ich's selbst sollte, — hu! —“ Sie schüttelte sich. „Und nun erst Margarete! Hättest du so etwas bei ihr für möglich gehalten, Hans?!“

Er hatte die Brauen zusammengezogen, so daß eine tiefe fentrechte Falte mitten auf der breiten Stirn sichtbar wurde.

„Sie hat immer gewußt, was sie that,“ sagte er.

„Natürlich weiß sie es!“ rief Miezi. „Lucia Otrida sucht es ihr auszureden und schreit Zetermordio, aber

Margarethen jetzt ja immer ihren Willen durch und Walter gibt ihr recht.“

„Das kann ich mir denken,“ rief Ludwig ingrimmig.

Miezi sah ihn mit ihren großen, langbewimperten Augen verwundert an.

„Hast du denn etwas dagegen?“

Er wollte ernsthaft antworten, besann sich jedoch rechtzeitig, daß er ihr unmöglich verständlich machen konnte, was er in dieser Sache meinte und fühlte. Aber sie sah so kindlich lieb und reizend aus, daß er sie lächelnd an sich zog und küßte.

Diese Art Antwort verstand sie am besten.

Ende.